**Diese Mikroverfilmung wurde von der**

**Stiftung der Sparkasse Eichsfeld**

**ermöglicht**

7. Jahrg. – Nr. 18 Einzelnummer 15 Pf.

Sonntag, 1. Mai 1938
Postbezugspreis 66 Pf.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Freut Euch

Im Maienwind, im hellen Licht
Erglühen unf're Fahnen!
Kamerad der ernsten Arbeitsschicht,
Nun grünt die starke Zuversicht
Auf überglänzten Bahnen!

Im gleichen festen Schritt und Tritt
Das ganze Volk zum Maien!
Bringt jeder seine Freude mit,
Im gleichen Klang, im gleichen Schritt,
Kam'raden, schließt die Reihen!

Du Mann aus dem Maschinensaal,
Du aus Kontor und Halle,
Du tausendfach und tausendmal
Werkvolkes starke Ueberzahl —
Euch ruft der Mai-Tag alle!

Fehlt keiner hier im großen Zug,
Gelöbnishaft unter'm Kranze!
Wer gestern noch den Hammer trug,
Wer sich durch Müh' und Sorge schlug,
Lobsingt im Maienglanze!

*Gustav Leuteritz*

Windet die Kränze zum Fest — Foto: Erich Retzlaff

## Euch ruft der Maitag!

Unter ganz besonders günstigen Vorzeichen steht die diesjährige Maifeier, der Nationalfeiertag des deutschen Volkes. Die Einheit aller Deutschen im großen wiedererstandenen Reiche — ein Traum, für dessen Verwirklichung Generationen deutscher Menschen glühten und kämpften und litten — ist sein den unvergeßlichen Märztagen dieses Jahres lebende, blutvolle Wahrheit. Führer und Volk, sie haben beide ihren tätigen Anteil an diesem weltgeschichtlichen Ereignis und ihr unbestreitbares Verdienst am Gelingen dieses heißersehnten Werkes. So begeht die deutsche Nation nach solcher historischen Leistung den 1. Mai mit innerer Genugtuung und in dem erhebenden Bewußtsein, sich der Schönheit des alle Glieder unseres Volkes verbindenden Festes in diesem Jahre wirklich sorgenfrei und mit allem Frohsinn hingeben zu können.

Der Bursch und die Maid, die auf der Festplakette um den buntgeschmückten Maien, den Festbaum, tanzen — sie kennzeichnen so recht symbolhaft die von Herzen fröhliche Grundstimmung des ganzen deutschen Volkes. Haben wir nicht wahrhaft allen Grund, diesen 1. Mai in sprühender Lebenslust und Festesfreude zu feiern? Gewiß, die Jugend steht bei dieser Feier an der vordersten Front, wo es zu marschieren und zu tanzen gilt, was aber keineswegs heißen soll, daß die Lebensjahre an sich einen Wertmesser der Jugendlichkeit darstellen. Es gibt in unserem Volke genug Menschen vorgerückten Alters, die es an innerer Beschwingtheit, an fester, gesunder Lebensfreude mit den jüngeren Jahrgängen ebenbürtig aufnehmen. Jungsein ist eine Angelegenheit des Herzens und nicht des Rückgrats.

Dennoch ist und bleibt es das schöne Vorrecht der Jugend, gleichnishaft durch ihr bloßes Dasein die ewigen Lebensrechte eines Volkes immer wieder vor der Geschichte anzumelden. Und wo immer sich deutsche Jugend um den bändergeschmückten Maibaum schart, um den „Reihen" zu tanzen, da klingt das Lied vom ewigen Deutschland auf, da winkt uns lachend und glückverheißend die Zukunft unseres Volkes.

Ein Fest der Arbeit, ein Freudentag aller schaffenden Deutschen, das ist uns dieser 1. Mai seit seiner ersten nationalen Feier im Jahre 1933 geworden. Ein Tag, den wir nicht missen möchten und der unverrückbar zum Bilde unserer heutigen Volksgemeinschaft gehört. An ihm wird gleichsam in konzentrierter Form all das stark und lebendig, was der Nationalsozialismus an gemeinschaftsbildenden Kräften in den Boden unseres Volkstums gesät hat. Das sprießt nun aufersteh'ungsfreudig aus einer lenzfrohen Welt deutscher Menschen, geeint durch die Bande gleichen Blutes und Bodens.

Längst ist dieser 1. Mai keine Angelegenheit mehr, die einzelne Klassen, Stände oder Berufe unter sich auszumachen vorgaben, sondern Gemeingut der ganzen Nation. Nicht zuletzt auf seiner ideellen Bindung beruht die wahre volkspolitische und kulturelle Bedeutung dieses Tages.

Es ist in der Tat ein stolzer Anblick, den uns alle Welt an diesem Maifeiertage neidet: Arbeiter der Stirn und der Faust Schulter an Schulter in den unübersehbaren Marschkolonnen des festlich geschmückten Deutschland! Was wären sie vereinzelt, in Gruppen und Grüppchen zersplittert, wenn nicht die Eintracht sie zu dieser sicheren, in sich ruhenden Großmacht „deutsches Volk" zusammenschlösse?

Für Tausende und Abertausende verläuft das Leben anders im flachen Lande denn in den Bergen. In alten Gewerken und traditionsbeschwerten Lebenskreisen ländlicher Berufe arbeitet es sich anders als in den riesigen Fabrikbetrieben der großen Städte. Spricht hier die Natur zu den letzten Konten von Soll und Haben ein gewichtiges Wörtlein, so gestalten dort Maschinen, Uhren und laufende Bänder die Unerbittlichkeit eines schier wahnwitzig gesteigerten Arbeitstempos, bezeugen die Richtigkeit von Rentabilitätsberechnungen und Leistungskurven. Und doch zeugen alle diese vielgestaltigen Werkmannsgesichter in Stadt und Land, in Bergen und in der Ebene vom deutschen Antlitz schlechthin. Und so erkennen wir beglückt die Bruderlinie, die letzten Endes alle Deutschen miteinander verbindet, und es steht nichts Fremdes, nichts Trennendes mehr zwischen ihnen, wenn es um letzte und heiligste Güter der Gemeinschaft und des Volkes geht.

Freut euch des Maien! Dieser Ruf ergeht an alle Deutschen im großen geeinten Vaterlande und wird überall fröhlichen Widerhall finden. E. H.

# Rembrandt malte sein Glück

**Novelle von Walter Schimmel-Falkenau**

In der Bloemensgracht stand sein reiches Haus.

Und durch das hohe, kunstvoll geschnitzte Tor traten Tag um Tag die reichsten und edelsten Frauen der Stadt, gar des ganzen Landes, um den großen Maler zu bitten, daß er sie malen möge. Wer immer auch an diesem Hause vorbeiging, ob Packträger oder Magister, ob Fahrensmann oder Lateinschüler, er sah zu den Fenstern hinauf und dachte: „Ach wollte, ich könnte auch leben wie Rembrandt."

Der Küfer Aahn Werth, der um seiner Verbindungen zu den Weinen der Champagne und der Côte d'or willen sehr geschätzt und gesucht war, konnte erzählen. Den vornehmsten Herren der Stadt und des Landes kaufte dieser siebenundzwanzigjährige Maler die edelsten Tropfen fort.

Hell war das Atelier. Durch hohe Fenster strömte das Licht eines wundervollen Tages. Bunte Entwürfe standen auf Staffeleien. Und unter allen saß beendet ein Hochzeitsbild. Mit fröhlichem Lachen arbeitete Rembrandt dan Rijn soeben an den Gesichtern der Hochzeitsgäste, Saskia, seine Frau, stand dicht bei ihm und jubelte hell auf, wenn sie wiederum einen ihrer Verwandten erkannte, eine scheelsehende Vase, einen ablehnenden Oheim.

„Weil sie uns unser Glück nicht gönnen, Saskia, darum will ich ihre schwarzen Gesichter für alle Zeiten hier festhalten." freute sich Rembrandt, umfaßte seine Frau und hob sie zu sich auf seinen Schoß. Aufall war es, daß ihnen ein hoher Spiegel gegenüberstand. Beide blickten hinein, lachten ihrem Spiegelbilde zu, und über des Malers Gesicht glitt ein Leuchten:

„Das ist eine Idee, Saskia, besser als alle anderen!" rief er aus, „unser Glück will ich malen, so wie wir es im Spiegel sehn. Du sitzt auf meinem Schoß und wir rufen der Nachwelt zu: So glücklich waren wir!"

Sie besprachen eifrig alle Einzelheiten, probierten Stellungen aus und Hintergründe. Rembrandt war wie ein Kind, so gewaltig hatte ihn diese Idee gepackt. Und während Saskia das reichste ihrer Kleider anlegte und ihren schönsten Schmuck umband, mischte der Maler schon die Farben.

Dann wanderten Stunden leidenschaftlichen Kunstschaffens durch den lichten Raum. Und es war, als schritten die Menschen bedächtsamer, als führen die schweren Wagenlasten leiser durch die Bloemensgracht. Und die Vögel sangen in den verblühenden Bäumen des Jahres 1634 ein Lied:

„E-ia fröhlich, denn Rembrandt malt sein Glück!"

*

Hendrike Stoffels stand mit gefalteten Händen hinter ihm, als er die Feldblumen auf den Grabhügel niederlegte. Sommer war, und der Duft der Rosen lawchte durch den Tag. Rembrandt richtete sich langsam auf, ein Stöhnen kam aus seiner Brust, und Hendrike schrak für Sekunden die Augen. Als er sich zu ihr umwandte, lächelte sie schon wieder. Er nahm ihre Hand und drückte sie dankbar.

„Wenn ich noch lange nach dir hätte suchen müssen, dann läge ich nun wohl schon in irgendeinem Hafenwinkel. Und daß ich heute mit dir hier bin Hendrike, verstehe es: Zehn Jahre ist Saskia tot."

Der Rinnsbierzielärige brach ab. Dann sagte er: „Gehen wir den Umweg um die Stadt, ich gehe so gern an den Rosenbeeten vorbei."

Hendrike nickte ihm dankbar zu, denn sie wußte, daß er die belebten Straßen vor allem ihretwegen vermied, in denen sich die Briefer vor ihnen abwandten, in denen die Menschen ihnen aus dem Wege gingen und sie mit Schelthworten bedachten, weil sie bei dem Maler dan Rijn lebte. Sie hätte es allen einmal in die hoffärtigen Gesichter schreien mögen:

„Ich tue es, weil ich ihn lieb habe, weil er ohne mich ins Uferlose abstürzen würde. Es ist auch, weil ich euch allen seine Kunst erhalten will . . ." Doch sie schwieg. Sie schwieg schon Jahre um Jahre. Auch dieses Jahr 1663 schwieg sie weiter hindurch.

Nach weitem Umweg bogen sie dann in die Stadt wieder ein. Rembrandt blieb hier vor einem reichen Patrizierhause stehen. Ueber der hohen Pforte knieten zwei Engel als Zeichen, daß der Eintretende verlobt sei.

„Hier drinnen hängt ein Bild von mir, Hendrike. In irgendeinem Zimmer. Ich trage Saskia auf dem Schoß . . . lange, lange ist es her, daß ich es malte . . ." er faßte Hendrikes Hand und zog sie eilends mit sich fort: „Aber ich will es wieder zwingen, ich muß es . . . noch heute gehe ich an die Staffelei, und wenn ich mir das Herz aus der Brust reißen müßte . . . doch, wie ist es," fragte er plötzlich hilflos, „langt es noch für die nächsten Tage?"

„Doch, ich teile es schon ein . . . wenn du nur wieder arbeiten kannst, dann ist alles gut, und die Welt wird sagen: Der Rembrandt ist wieder da! Drum erzähle mir von Saskia, so viel dir ums Herz ist, es regt dich an."

Ihre Schritte hallten hin, verhallten und verklangen dann im dunklen Gestirge eines ärmlichen Hauses. Ein leiser Sommerduft blühender Rosen und trocknenden Heus wehte hinter ihnen her . . .

*

Sommer, hoher Sommer! Die Kalender schrieben das Jahr 1662. Die Sonne glühte in die Reihen der Spitzgiebel hinein. Und wieder einmal blühten einsam die Rosen in den Gärten und vor den Fenstern.

Im Reiche der vereinigten Niederlande schöpfte der Wohlstand aus vollen Krügen. In den Häfen lagen die Kauffahrteischiffe aller Länder und Erdteile verankert. Mächtige Handelshäuser erhoben sich an den Molen. Den Rhein hinunter fuhren die Schätze aus Aachen und Köln.

Inmitten der breiten Straße lag ein vornehmes, altes Patrizierhaus. Ueber seinem Torbogen knieten zwei Engel, die die Hände gefaltet auseinbreitet hielten. Auf der zweiten Stufe des Einganges stand nun ein alter Mann, der zögernd hinaufschritt und fast ängstlich dann den kupfernen Klopfer rührte. Sein dunkelblaues Wams war zerschlissen, das Barett alt und fast farblos, so war es von der Sonne ausgebleichen. In den Schuhen klebten Flecken, und an Stelle der üblichen Tuchbänder trug er alte Lederriemen, die die zerrissenen Hosen unter den Knien einbanden. Er schien ein Bettler zu sein.

Als auf sein Klopfen eine adrette Maid öffnete und ihn nach seinem Begehren fragte, verschlug es ihm fast die Sprache. Endlich fand er Worte und sagte mit leiser, dringlicher Stimme:

„Ich hätte hier gern einmal das Bild gesehn, welches ein Maler Rembrandt gemalt haben soll. Ich komme nämlich," so fügte er schnell, wie entschuldigend hinterher, „aus dem Türkischen, und jener Rembrandt war ein Jugendfreund von mir. Er soll ein großer Maler gewesen sein, hörte ich sagen."

Die Magd schloß die Tür wieder. Und der alte Mann wartete vor dem Tor. Er wartete lange Zeit. Schließlich kam ein Bediensteter, führte ihn in das Haus und durch den Treppenflur in ein reiches Zimmer hinauf. Hier stand ein junges Mädchen, das den alten Mann voll seltsamer Neugier betrachtete. Er grüßte bescheiden zu der jungen Dame hin und sah sich suchend um.

An der seidigen Tapete, so wie sie zu jener Zeit England ausführte, hing das Bild:

„Rembrandt und seine Gattin Saskia von Uylenborch" stand darunter.

Es wurde tiefstill im Raum. Die Zeit floß rauschend zurück und strömte bis zu einem lange vergessenen, verwehten Sommerabend voller Duften und Blühen hin.

Voller Staunen sah das junge Mädchen dem Fremden zu. Voller Befangenheit wartete der Bedienstete in der Tür. Der bettlerähnliche Gast riß sich aus seiner tiefen Versunkenheit empor, wandte sich zu dem Fräulein und sagte, indem er mit einer müden Handbewegung auf das Bild deutete:

„Seht Fräulein, so malte Rembrandt einst sein Glück . . . es ging ihn wie ein einziger Frühsommertag, verflang wie ein Vogellied . . ."

Dann neigte er sich voll unverhofften Anstandes vor der jungen Patrizierin und sprach zum Bediensteten wie ein hoher Herr: „Führt mich hinaus."

Dem Fräulein war, als habe der alte Mann geweint. Sie ging zu den Eltern und sprach zu ihnen: „Unheimlich war das, da er vor diesem Bilde stand, jenes Rembrandtsche in Herrenraum, als sei er der Maler selbst gewesen, wiewohl er wie ein Bettler ging."

Sie suchten ihn daraufhin in der ganzen Stadt. Doch fand ihn niemand. Rembrandt dan Rijn war wieder untergetaucht, in die Tiefen seines Lebens zurück.

Und sieben Jahre später:

Ein guter Freund erzählte in diesem Hause gelegentlich eines Besuches:

„Dorhin hört ich die Nachricht in einem armen Hinterzimmer außerhalb der Stadt ist heute in schlimmster Armut jener Rembrandt verstorben, von dem man sagte, daß er zu seiner Zeit ein großer Maler gewesen sei. Man soll nur dreischn Gulden, einen Malerkittel und einige Bilder als ganze Hinterlassenschaft gefunden haben . . ."

Da führten sie den Gast zu dem Bilde im Herrenraum: „Das ist ein Bild von diesem Rembrandt. Meine Eltern waren sehr stolz darauf."

Sie betrachteten es schweigend. Durch die offenen Fenster strömte der Rosenduft wogend herein, und mit den Sonnenstrahlen kamen die Vogellieder und wanden um dieses Bild einen jubelnden Kranz unvergänglichen Lebens.

# Der Mann, der die Welt verbesserte

**Von Felix Riemkasten**

Der Herr, der neben uns wohnt, hat eine Idee. Die Idee ist vollkommen unmöglich, aber keine Macht der Welt wird ihm das klarmachen können. Ruhen stets will Widerspruch, und auf seine Berufskollegen blickt er hin mit Augen, deren Licht von jenseits der Welt kommt. Zu Hause hat er ganze Stapel von Briefbogen, und Tag um Tag sitzt er und schreibt. Er schreibt an sämtliche Behörden und Vereinigungen, von denen er halbwegs annehmen kann, daß sie für die Verwirklichung seiner Idee in Frage kommen, und die ersten fünf Seiten seiner Briefe enthalten gewöhnlich nichts als die genialisch und höhnisch ausgesprochenen Beteuerungen, daß die jetzige Welt dumm, schlecht und blind sei.

Fest und stramm auf diesem Grunde stehend, verbraucht er die zweiten fünf Seiten, um mit verhaltener Glut schwärmerisch flagend aufzuschreiben, um wieviele höchst edle Bringer des Heils sich die Welt bisher schon durch ihren eigenen schnöden Unverstand selber gebracht habe. Danach deutet er an, aber zart wie mit Kuhfüßen, eine ähnliche Katastrophe bereite sich wahrscheinlich in diesen Zeiten aufs neue vor, an ihm selbst, an seiner Idee, die er hiermit der Regierung aufs dringendste nahelegen möchte. Es ist ihm ganz unfaßbar, daß man ihn nicht längst in einem Auto der Regierung abgeholt hat zum Empfang an höchster Stelle. Und daß man allda nicht schon lange lauschend, erstaunt und endlich geradezu sorgig beschlossen habe: „So sei es!" Und dann, von da ab, springt die Welt ruckartig vorwärts und aufwärts, vom Leuchten des Lichts übergossen, ihm aber wird ein Denkmal gesetzt.

Denn seine Idee ist folgende „ . . . !"

Man sieht sie nur leider nicht, die Idee, denn sie ertrinkt fast unter den Fluten der Ausmalung ihres großen Glanzes.

An die Schriftleitung „Der 7te Tag".

Sehr geehrte Herren! Wenn ich gestorben bin, nützen mir die wärmsten Nachrufe nichts. Besser ist es, noch bei Lebzeiten zu erfahren, daß die Menschen sich freuen über das, was man ihnen zu Ehren geschrieben hat. So erspürt man, daß man nicht ohne Echo im Keller sitzt. Ich hab mich also gefreut, von Ihnen zu hören, daß die Leser des 7ten Tages sich über meine Artikel freuten. Ich danke Ihnen für diese Nachricht und — werde weiterarbeiten! Ihnen und den Lesergemeinde sende ich meine Grüße. Hals- und Beinbruch!

Felix Riemkasten

Felix Riemkasten schreibt für den „7. Tag"!

# Dies nebenbei

Stellen Sie sich vor: ein heißer Sommertag, 30 Grad im Schatten. Möchten Sie da nicht auch einmal sich eine Stunde auf dem Wasser schlafen legen? Sie meinen, Sie lesen nicht recht? Aber doch, und es ist auch kein schlechter Witz. Es gibt Menschen, denen das theoretisch möglich wäre. Erst kürzlich haben sich Londoner Aerzte mit dem Phänomen des Schneiders Wynn aus der Themsestadt beschäftigt, der wie ein Stück Holz auf dem Wasser schwimmt und niemals untergeht. Die Aerzte haben übrigens eine Erklärung für diese seltsame Erscheinung nicht finden können. Auch in Deutschland ist ein solcher Fall bekannt. Frau B. U. aus Nürnberg spottet ebenfalls dem Naturgesetz Hohn, nach dem ein Körper dann untergeht, wenn er schwerer ist als die von ihm verdrängte Menge Wasser. Wir werden natürlich nicht so indiskret sein und verraten, wieviel Frau U. wiegt, aber wir können versichern, daß sie durchaus keine „Bohnenstange" ist. Aber selbst dann würde sie ja normalerweise sich nicht an der Wasseroberfläche halten können, ohne ein Glied zu bewegen, wie man sie zur Sommerzeit in Nürnberger Bäder gelegentlich beobachten kann. Frau U. erzählt jedem, daß diese ihre Eigenschaft zuerst in Erscheinung trat, als sie als kleines Mädchen einmal in die Pregnitz fiel und die zu Hilfe eilenden Männer es mit ansehen mußten, daß sie „Ertrinkende" gar nicht ertrinken konnte, sondern sich nach dem ersten Schreck seelenruhig wieder an Land arbeitete. Nun hat Frau U. aber noch einen Wunsch. „Ich möchte furchtbar gerne tauchen können", sagt sie. Aber das kann nun wieder Frau U. nicht. Ist das nicht Pech?

*

Es gibt komische Menschen. Oder finden Sie es etwa nicht komisch wenn Männer verschleiert gehen, während die Frauen ihr schönes Antlitz jedem zeigen dürfen. Gewöhnlich ist es, wie bei manchen orientalischen Völkern, umgekehrt. Wir finden diese seltsame Sitte bei dem Volke der Tuareg im Bergland von Hoggar in der Sahara, wie J. Wagner-Jauregg im Aprilheft des „Kosmos" (Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart, vljlg. 1,85 RM) berichtet. Im französischen Sudan lebt dieser Berberstamm, von dem die Sage geht, — die allerdings wohl nur Sage ist — daß seine Stammesmitglieder Nachkommen der Kreuzfahrer seien. Die Männer dieses Stammes also verhüllen die ganze untere Gesichtshälfte, so daß nur die Nase und die Augen frei bleiben. Sie empfinden es als schamlos, besonders vor Frauen „die Pforte, durch die die Nahrung den Körper betritt" — wie die Tuareg selbst sagen — zu zeigen. Aber noch eine andere Eigenart haben die Männer dieses seltsamen Stammes an sich: sie kleiden sich in blaue Gewebe, die stark abfärben, und ein Tuareg ist umso schöner, je blauer die Haut ist. Auch der Gesichtsschleier ist blau. J. Wagner-Jauregg, der übrigens noch vieles mehr von diesem seltsamen Volk zu erzählen weiß, berichtet, daß es gut ist, daß die Männer ihre untere Gesichtshälfte verschleiern; denn so edel ihre Stirn und Augen sind, so häßlich ist ihre untere Gesichtspartie. Also doch die liebe Eitelkeit . . .? Jedenfalls weiß man einen stichhaltigen Grund für dieses seltsame Verhalten nicht.

*

Ganz gewiß ist es bloße Einbildung, wenn Sie Angst vor dem Zahnarzt haben. Es ist wirklich nicht so schlimm. Es gibt nämlich Menschen auf dieser Erde, die mit einer gewissen Freude und Leidenschaft zum Zahnarzt gehen, nämlich die Bewohner der siamesischen Hauptstadt Bangkok, wo jedem Fremden gleich auffällt, daß es dort ungewöhnlich viele Zahnärzte, oder sagen wir lieber „Zahnkosmetiker" gibt. Die Siamesen gehen aber nicht etwa nur dann zum Zahnarzt wenn sie Schmerzen haben; dies Volk erfreut sich im allgemeinen recht gesunder Zähne. Aber „man trägt" hier Zähne in allen Farben, vorzüglich in Schwarz. Man sieht sie bei Männern und Frauen. Was werden Sie aber erst sagen, wenn Sie jemandem begegnen, dessen vier Schneidezähne im Unterkiefer etwa mit den vier Zeichen der Spielkarten ausgelegt sind, oder etwa mit kleinen Herzen oder gar mit Buchstaben, die zusammen einen Namen ergeben. Auch das kann man in allen Farben haben, wenn auch grün, rot und heilblau bevorzugt sind. Eine tolle Mode meinen Sie? Da haben Sie recht. Uns sind gesunde weiße Zähne lieber. Aber leider gehen bei uns manche noch nicht einmal dann zum Zahnarzt, wenn es gilt, sich die Gesundheit der Zähne zu erhalten! Leider, muß man sagen . . .

Jojo

**Aus Anlaß des Staatsbesuches des Führers in Rom, der Hauptstadt des faschistischen Imperiums, veröffentlichen wir in der nächsten und übernächsten Nummer des „7. Tages" eine hochaktuelle Artikelfolge:**

## „Lybien, die Schule der italienischen Kolonisatoren"

**ein Reisebericht unseres Berliner Vertreters Dr. Rudolf Vogel.**

**Neubau der Reichskanzlei**

In der Voßstraße zu Berlin sind die Arbeiten für den Neubau der Reichskanzlei in vollem Gange. Unser Bild zeigt den großen Bauplatz von der Hermann-Göring-Str. aus gesehen. (Scherl Bilderd., Zander-M.)

Bild links: Graf Hagenburg siegte in Paris. Der deutsche Kunstflugmeister gewann mit seiner Bücker-Jungmeister in Paris den Internationalen Wettbewerb vor dem Franzosen Cavalli und dem Tschechoslowaken Novak. (Weltbild, Archiv, Zander-M.) — Bild Mitte: Konrad Henlein. Der Führer der Sudetendeutschen Partei nahm in einer großen Rede während der Karlsbader Haupttagung zu dem gesamten Problem des Sudetendeutschtums Stellung. (Scherl, Archiv, Zander-Multipl.-K.) Bild rechts: Fußball-Prof. Dr. Nerz. Dr. med. Otto Nerz wurde vom Führer und Reichskanzler zum Außerordentlichen Professor an der philosophischen Fakultät der Universität Berlin ernannt unter gleichzeitiger Ernennung zum Direktor des sportpraktischen Instituts an der Reichsakademie für Leibesübungen. (Schirner, Archiv, Zander-Multiplex-K.)

**Verwundete italienische Legionäre in Neapel eingetroffen**

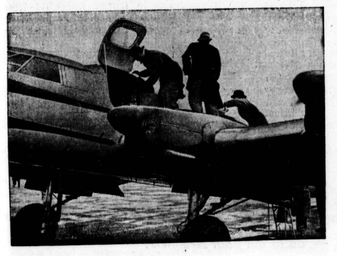
500 italienische Legionäre, die bei den Kämpfen in Spanien verwundet wurden, trafen in diesen Tagen in Neapel ein, wo sie von führenden Militärs und einer großen Menschenmenge empfangen wurden. Hier begrüßt General Russo einen der Verwundeten. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

**Italien feierte den Geburtstag Roms**

Der Geburtstag der Stadt Rom wurde in Italien als Fest der Arbeit begangen. Die Krönung des Tages bildete der erste Spatenstich für die große Prachtstraße Via Imperiale, die die große Zufuhrungsstraße bis zu dem im Entstehen begriffenen Weltausstellungsgelände verlängern wird. — Der Duce beim Aufreißen des Bodens für die Prachtstraße. (Zander-M.)

**Einheitliches Rechtsfahren in Deutschösterreich**

Ab 1. Oktober wird in ganz Deutschösterreich einheitlich das Rechtsfahren eingeführt. Die Vorarbeiten hierzu haben in Wien bereits begonnen, insbesondere bei der Straßenbahn, deren Weichen umgelegt werden müssen. Unser Bild zeigt die Straßenbahnkreuzung Mariahilferstraße Ecke Getreidemarkt in Wien. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

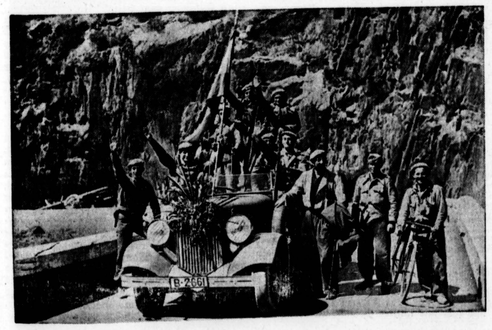


**Deutsche Verkehrsmaschinen für Japan**

Auf dem Flughafen Tempelhof starteten zwei viermotorige Heinkel-Verkehrsmaschinen, die für den Verkehrsflugdienst der japanisch-mandschurischen Flugzeug AG. bestimmt sind. — Die Besatzung, japanische Piloten der mandschurischen Flugzeug AG., beim Start in Tempelhof. Die Piloten, deren Weg über Rhodos, Irak, Kalkutta, Bangkok geht, hoffen Tokio in 6 Tagen zu erreichen, (Zander-M.)

**Atatürks Jacht — ein deutscher Bau**

Die vor einigen Jahren bei Blohm & Voß in Hamburg für eine reiche Amerikanerin erbaute Luxusjacht „Savarona", die aber nur selten in Anspruch genommen wurde, ist jetzt an die türkische Regierung verkauft worden und wird fortan als Staatsjacht Kemal Atatürks Dienst tun. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

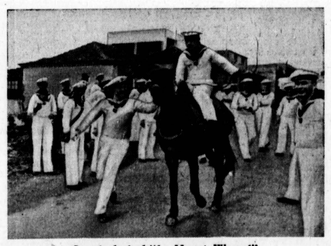


**Nationalspanische Truppen begrüßen französische Grenzsoldaten**

Auf ihrem weiteren erfolgreichen Vormarsch besetzten die nationalspanischen Truppen das Arantal in den Pyrenäen, von dem jetzt die ersten Bilder eintrafen. Nachdem nationalspanische Aufklärer den Paß von Portillon besetzt hatten, erreichte eine Kraftwagenabteilung den Pont du Roi und nahm mit den französischen Grenzposten Fühlung auf. Ein Leutnant, der die nationalspanische Abteilung führte, stellte sich dem Hauptmann der französischen Mobilgarde vor und erklärte ihm, daß er im Namen der Franco-Regierung vom Arantal Besitz ergriffen habe. Anschließend wurde die nationalspanische Flagge an der Grenze gehißt. Hier grüßt eine nationalspanische Truppenabteilung mit ihrem Kraftwagen auf dem Pont du Roi die französischen Grenzsoldaten. (Scherl, Zander-M.)

**Englands Kriegsminister in Rom**

Der englische Kriegsminister Hore-Belisha ist, aus Malta kommend, in Rom eingetroffen, wo ihm zu Ehren eine Parade stattfand. — Unser Bild zeigt ihn beim Abschreiten der Ehrenformation. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)



**Segelschulschiff „Horst Wessel" im Hafen von Santa Cruz**

Das Segelschulschiff der deutschen Kriegsmarine „Horst Wessel" traf in diesen Tagen auf seiner großen Fahrt nach Westindien, die es zusammen mit dem Segelschulschiff „Albert Leo Schlageter" durchführt, in den Hafen von Santa Cruz auf Teneriffa ein. Die Besatzung bei einem lustigen Reitvergnügen während eines Ausfluges in das gebirgige Gelände auf der Insel Teneriffa. (Scherl, Zander-Multipl.)

# Fliegertod im australischen Busch

*Das tragische Schicksal des englischen Fliegers Captain Butler*

**Ein Tatsachenbericht von Hans Bertram**

5. Folge (Schluß)

## Die Suche beginnt

Fortsetzung des Tatsachenberichtes aus den Aufzeichnungen im Bordbuch des Polizeiflugzeuges A—A—P 17:

Butler und Douglas waren am 19. Dezember notgelandet. Sieben Tage hat man in Alice Springs auf das Notzeichen aus der Wüste gewartet, hat im Zimmer des Telegraphisten gesessen, Tag und Nacht, hat den Apparat beobachtet in jeder Sekunde, eine Ewigkeit sind diese sieben Tage gewesen — die keine Nachricht und Aufklärung brachten. Im Morgengrauen des achten Tages ist die Polizeimaschine gestartet — die Suche beginnt.

Die Suche beginnt am 27. Dezember — und die Notlandestelle findet man am 17. April! —

A—A—P—17 startet jeden Tag. Sieben Militärmaschinen werden nach Alice Springs beordert, dann kommen noch vier Sportmaschinen, das sind die Kameraden aus Adelaide. Zwölf Flugzeuge suchen die Notlandestelle, fliegen parallel zur Telegraphenlinie, fliegen gestaffelt mit zwei, dreihundert Meter Abstand von Maschine zu Maschine. Kämmen die Wüste parallel der Telegraphenlinie über eine Strecke von eintausendneunhundert Kilometer von Alice Springs bis Port Darwin.

Ganz systematisch sucht man, jeden Tag in weiteren Abständen von der Telegraphenlinie — nichts! —

Der Flugplatz in Alice Springs wird verbessert, erlaubt jetzt einen schweren Start mit Benzinvorräten für längere Flugstrecken — nichts! —

Man legt zwei Notlandeplätze an auf der Strecke, schafft unter größten Schwierigkeiten Benzin hin, braucht nunmehr nicht immer wieder nach Alice Springs oder Port Darwin zurück, kann mehrmals starten am Tage — nichts! —

Die Luftlinie England—Australien wird eröffnet — die Endstation heißt nicht Adelaide! —

Die Militärmaschinen werden abberufen, die vier Sportflugzeuge fliegen nach Adelaide zurück, die Suche wird als ergebnislos eingestellt — und irgendwo im Sande der australischen Wüste warten zwei Skelette, warten darauf, daß ihnen das Leben wenigstens ein ordentliches Begräbnis gibt! —

Und es ist so, daß die Flugzeuge ein paarmal über die Notlandestelle geflogen sind — daß man trotzdem nichts gesehen hat! — Das aber ist verständlich, daß man nichts gesehen hat — denn die Piloten in den Maschinen suchen ja doch die Trümmer eines Flugzeuges, also silberne Tragflächen, die sich von dem Grau des Sandes abheben — die Tragflächen jedoch sind aufgefressen und über die blanken Motorteile hat die Wüste den Sandschaum gedeckt.

A—A—P—17 sieht die Suche nicht auf. Der Pilot C. P. Smith und sein Beobachter Sergeant Vincent Holbert wollen und müssen die Trümmer finden, haben die Pflicht, den toten Kameraden den letzten Liebesdienst zu erweisen — die beiden Piloten würden keine Ruhe mehr haben vor den Augen, die ihnen aus dem Führersitz der Unglücksmaschine zulachten, damals, bei der Abschiedsrunde, hundert Kilometer nördlich von Alice Springs.

Am Morgen des 17. April findet das Polizeiflugzeug die Notlandestelle.

Die Wüste hat wohl Angst bekommen, daß A—A—P—17 eines Tages doch nicht mehr starten würde, daß dann die Suche endgültig aufgegeben würde — den Triumph aber möchte die Wüste zum Abschluß noch haben, daß die Welt erfahren soll, wie sie Sieger geblieben ist über die beiden Menschen und ihr Flugzeug!

Die Wüste braucht nur den Wind zu schicken, daß er den Sand vom Motor herunterbläst — wenn jetzt die Polizeimaschine über die Notlandestelle hinwegfliegt, kann genügt es, wenn vom Motor ein paar Sonnenstrahlen in die Augen des Beobachters Sergeant Holbert reflektiert werden.

Und darin hat sich Captain Butler nicht geirrt, als er zu Douglas davon sprach, daß man irgendwo hier in der Nähe eine Fläche von vielleicht zweihundert Meter Länge aus der Luft finden würde, wo die gute Polizeimaschine landen kann — nur im voraussichtlichen Tod dieser Landung hat sich Butler sehr geirrt: Die Landung war ja nicht am dritten Tage nach der Notlandung, wie er seinem Kameraden vorgerechnet hat — sie hätten eine hundertundneunzehn Tage warten müssen! —

A—A—P—17 ist gelandet. C. P. Smith und Sergeant Vincent Holbert gehen langsam zwischen den Felsen hindurch zur Notlandestelle. Man findet ein Skelett und die Metallteile des Motors. Man weiß nicht, ob das hier Butler oder Douglas ist. Wir wissen es schon, denn ein Beinknochen des Skeletts ist vollkommen zersplittert, wir wissen also, daß das hier unter den Fels Douglas ist — aber wir wissen auch noch nicht, wo Butler ist.

Vom Fels weg geht eine Spur durch den Sand, so, als sei ein Mensch über den Boden gekrochen — und während Smith und Holbert dieser Spur folgen, muß ich noch einmal zurück zu jenem Tage, als Captain Butler die Hölle gesehen hat . . .

## Groß im Sterben

Ganz ruhig ist Butler stehengeblieben, sieht auf das Gewimmel herunter. So sachlich prüfend ist sein Blick, als wolle er die Ausmaße eines Unglücks abwägen, oder als nehme er dieses neue Höllengeschenk der Wüste lediglich zur Kenntnis. Butler weiß genau, daß sein Hirn vollkommen klar ist, daß der Wahnsinn weggeblasen ist, jetzt, da der Wahnsinn eine wunderbare Erlösung sein würde. Butler weiß auch genau, was nun kommen wird, weiß, daß kein Tropfen Wasser mehr in dem umgestürzten Wasserbehälter ist drüben neben dem Skelett. Weiß, daß seine Beine ihn nicht mehr wegtragen werden von hier, daß er vielleicht noch ein paar hundert Meter kriechen kann, solange ihn seine Armmuskeln voranziehen können — er weiß aber auch, daß er nicht fliehen kann vor diesen kleinen weißen Tieren, daß sie ihm folgen werden durch die Wüste — und er weiß nur noch nicht, wie schnell Termiten sind, ob er so rasch vor ihnen wegkriechen kann, daß er noch Zeit hat zum Sterben, bevor sie bei ihm sind — — —

Nach Süden kriecht Butler — die Spur durch den Sand ist mehr als zwei Kilometer lang.

Du bist noch nicht durch die Wüste gekrochen, Leser — ich doch schon, ich weiß also, wie das ist! — —

Du hast noch nicht fünf, sechs Tage dursten müssen, Leser — ich doch schon, ich weiß also auch, wie das ist! —

Aber obwohl ich in der Zeit meiner Notlandung in Australien Furchtbares habe durchmachen müssen, obwohl ich gedacht habe, daß niemals ein Mensch schwerer vom Schicksal mißhandelt werden könnte, als ich mißhandelt wurde im australischen Busch — ich habe mich geirrt — — denn hier kriecht ein Mensch durch die Wüste — — — und hinter ihm der marschieren die Termiten — — —

Zwei Kilometer lang ist dieser letzte Weg, dann treten die Felsen plötzlich zurück — vor Butler liegt ein Flußbett — ein ausgetrocknetes Flußbett durchschneidet die Wüste! —

Da vor dir, Butler, hat es einmal Wasser gegeben, früher einmal, als dieses Land noch das Wasser gekannt und verdient hat, früher! —

Jetzt ist es eben nur noch ein ausgetrocknetes Bett! —

Und aus dem Sand da unten grinst dem verdurstenden Menschen noch einmal die höhnische Frage der Wüste entgegen — — —

Aber sei ruhig, Pilot — — Jetzt ist es bald zu Ende — — — Dann hat die Wüste keine Macht mehr über dich — — — Krieche hinunter in das ausgetrocknete Flußbett — — — Krieche die letzten Meter — — — Kriech dahin, wo es einmal Wasser gegeben hat — — — Und da bleibe dann liegen, Pilot — — —

Gott sei mit dir, Pilot Captain Butler, wir Menschen verlassen dich jetzt — —

Das aber gebe ich dir noch mit auf den Weg, Freund — du bist groß gewesen im Sterben . . .

## Butlers Vermächtnis

Eine Karawane zieht durch die Wüste.

Vor einigen Tagen hat die Karawane Angle Pool verlassen, das ist die Endstation der Bahnlinie von Adelaide aus nach Norden, rund tausend Kilometer nach Norden. Von Angle Pool zieht nun die Karawane weiter nach Norden, die siebenhundert Kilometer bis Alice Springs, dann nochmals weiter nach Norden, eintausendhundert Kilometer entlang der Telegraphenlinie Richtung Port Darwin. Und an einem bestimmten Punkt der Telegraphenlinie wird die Karawane nach Westen abbiegen, wird rund hundertundzehn Kilometer in die Wüsten ziehen, zur Notlandestelle der Piloten Butler und Douglas. Von der Notlandestelle aus sind es dann nur noch zwei Kilometer nach Süden bis zu einem ausgetrockneten Flußbett.

Und in diesem ausgetrockneten Flußbett sucht die Karawane das größte Goldfeld der Neuzeit — — —

**Es ist alles gut jetzt.**

C. P. Smith und Sergeant Vincent Holbert haben ihre Kameraden zur letzten Ruhe gebettet. Der riesige Fels an der Notlandestelle ist das Ehrenmal der Toten. Der Motor, der Kompaß und der Steuerknüppel bewachen das Grab ihrer Piloten.

A—A—P—17 ist nach Alice Springs zurückgeflogen, am nächsten Tag weiter nach Adelaide. An Bord des Polizeiflugzeuges ist ein Tagebuch und ein Photo, das Sergeant Vincent Holbert in dem ausgetrockneten Flußbett gemacht hat, wo die Wüste Captain Butler den Tod brachte. Einen Monat nach der Landung der A—A—P—17 in Adelaide rüstet das „Berge- und Minenfundikat Sidney" die Karawane aus, die jetzt hinzieht zu jenem ausgetrockneten Flußbett. Der Führer der Karawane trägt in seiner Brusttasche das Photo des Sergeant Vincent Holbert — und dieses Photo erzählt uns, daß der sterbende Pilot Captain Butler doch noch Sieger geblieben ist über die Wüste . . .

Ein Skelett liegt in dem ausgetrockneten Flußbett, daneben ein Kompaß und ein Steuerknüppel aus Metall. Die Fingerknochen der rechten Hand sind um ein Wechselfaß gekrampft. Das ist ein Wasserbehälter. Fest verschlossen ist dieser Wasserbehälter. Und schwer ist er, so als wären in dem kleinen Gefäß viele Liter Wasser! — Doch es ist kein Wasser in dem Wasserbehälter — das Wasser hat die Wüste dem Menschen geraubt! —

Der Mensch aber hat die Wüste auch beraubt, hat um sich gegriffen mit letzter Kraft, hat aus dem Sand des ausgetrockneten Flußbettes kleine Steine zusammengescharrt. — Seltsam leuchten diese Steine, so als wären Sonnenstrahlen in ihnen enthalten! — Und Butler liegt ein Flußbett — ein ausgetrocknetes Flußbett durchschneidet die Wüste! —

Da vor dir, Butler, hat es einmal Wasser gegeben, früher einmal, als dieses Land noch das Wasser gekannt und verdient hat, früher! —

Jetzt ist es eben nur noch ein ausgetrocknetes Bett! —

Und aus dem Sand da unten grinst dem verdurstenden Menschen noch einmal die höhnische Frage der Wüste entgegen — — —

Aber sei ruhig, Pilot — — Jetzt ist es bald zu Ende — — — Dann hat die Wüste keine Macht mehr über dich — — — Krieche hinunter in das ausgetrocknete Flußbett — — — Krieche die letzten Meter — — — Kriech dahin, wo es einmal Wasser gegeben hat — — — Und da bleibe dann liegen, Pilot — — —

Gott sei mit dir, Pilot Captain Butler, wir Menschen verlassen dich jetzt — —

Das aber gebe ich dir noch mit auf den Weg, Freund — du bist groß gewesen im Sterben . . .

Jawohl — es ist Gold in dem Wasserbehälter! — Und das Gold liegt im Flußbett, überall, wo man hinsehen mag — reines Gold! —

Butler kannte das Gesetz, wußte, daß die Hälfte des Goldes seiner Frau und seinem Jungen gehört! —

Und das fühltest du wohl, Butler, das sagte dir wohl im letzten Augenblick deines Lebens eine mitleidige Stimme — daß die Leberen eines Tages hierher kommen werden zu dir —

Eine Karawane zieht durch die Wüste — —

Und zum Schluß beweise ich noch, daß der Pilot Captain Butler im Tode die letzte Prüfung bestanden hat, die ein Mann für die höchsten Tugenden seines Menschseins ablegen kann, beweise, daß mein Freund Butler nie und nimmer und in keinem Augenblick feige gewesen ist, in keinem Augenblick — vor allen Dingen nicht im letzten Augenblick seines Lebens! —

Unter die letzte Zeile des Bordbuches ist ein Totenkopf gezeichnet.

Darunter steht geschrieben:

That's me — — Captain Butler

Und in der Uebersetzung heißt dieses letzte Wort des sterbenden Piloten:

Das bin ich — Captain Butler

# Sachen machen die Leute, Sachen...

***Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:***

In Paris ist ein ganz tolles Ding passiert. Wie soll ich das nur erzählen . . . Eines Tages kam über den großen Teich, mit der „Normandie" oder so, eine Amerikanerin. Dagegen ist nichts einzuwenden. Auch die Tatsache, daß die junge Dame sehr schön, sehr jung und, was vielleicht das Wichtigste ist, sehr reich war, ruft keineswegs den Widerspruch auf den Plan. Schön, jung und reich zu sein ist nun einmal das Vorrecht der Amerikanerinnen, besonders dann, wenn sie dem alten Kontinent ihre Visitenkarte mit galanter Geste überreichen. Indessen . . . Mit diesem Mädchen hatte es eine besondere Bewandtnis, sozusagen eine Bewandtnis, die schon deshalb in Wahrheit eine Bewandtnis ist, weil sie als ebenso komisch wie tragisch angesprochen werden muß. Die junge Miß mit den vielen Dollars und dem bezaubernden Stimmerl, mit den vielen funkelnden Brillanten am Finger und dem teuren, teuren Pelz, den sie in den nächtlichen Lokalen von Paris mit geradezu filmischer Grazie zur Schau trug, hatte nämlich, abgesehen von ein paar wunderbar großen blauen Augen, ein Körpermaß, das man, bescheiden gesprochen, nur als stattlich bezeichnen kann.

**Die Miß maß 1,90 Meter.**

Von ihr zu behaupten, sie wäre eine „Bohnenstange" gewesen, verbietet schon der gute Takt im Hinblick auf die Ereignisse, die da kommen sollten. So sehr nämlich auch die junge Dame ihr Geld springen ließ, in den Bars, in den Cafés, in den Diskos und weiß sonst wo, so sehr sie danach trachtete, Mittelpunkt der rauschenden und brodelnden Welt von Paris zu sein, so sehr sie auch — um es deutlicher zu machen — dem einen oder anderen der vielen Kavaliere, die über das spiegelblanke Parkett tanzten, einen verliebten Blick zuwarf und im entscheidenden Augenblicke ein parfümdurchtränktes Spitzentaschentuch auf den Boden fallen ließ, alles das nützte nichts, die 1,90 Meter Körperlänge blieben und blieben daß er sich s o o o einsam fühle. Auf diese Weise kam es, daß mehrere Amerikaner zu Ostern reichlich verspätete Weihnachtsgrüße erhielten. Sei dem wie dem sei, das Gericht wird dem dreisten Dieb sicherlich eine gelinde Strafe zumessen.

das große Hindernis dafür, daß die junge Amerikanerin, die dieserhalb schon wie verzweifelt das All durchwandert hatte, keinen Mann mitbekam. Bedenkt man, daß es sich im Laufe der Zeit, zuerst geheimnisvoll tuschelnd und nuschelnd, dann immer lauter, immer deutlicher und immer aufdringlicher herumsprach, die Maid aus USA sei mannstoll, dann kann man sehr wohl verstehen, daß es in ihrem aufbrodelnden Herzen, das von Frühling, Liebe und ewigem Sonnenschein träumte, bald bittere Nacht wurde. Ihre Verzweiflung steigerte sich . . . Ich will es kurz machen. Eines Tages packte sie ihren Koffer und dampfte ab. Aber schließlich klappte es doch noch. Auf der Rückfahrt traf sie einen südafrikanischen Farmer, der seiner 1,92 Meter wegen in ähnlicher Lage war. Man sah sich, man liebte sich, man heiratete sich.

*

Geht es nicht uns allen so, daß wir uns von Herzen freuen über den lieben Gruß eines Bekannten, den er uns von irgendwoher aus der Welt zuschickt? Erst wenn wir uns diese Freude vergegenwärtigen, wird es uns klar, wie traurig es jenem Engländer zu Mute war, der keine Post bekam. Nicht vorgestern, nicht gestern, nicht heute, überhaupt nicht. Ja nicht einmal eine Drucksache, an ihn persönlich gerichtet, kam des Weges. Wenn man will, kann man mit Tolstoi behaupten, dieser Herr sei ein „lebender Leichnam" gewesen. Aus dieser verzweifelten Stimmung des Verlassenseins heraus, kam er auf den unglückseligen Gedanken, in die Pförtnerloge eines Hotels einzubrechen, um die dort für die Hotelgäste deponierten Postkarten mit Grüßen von hier und dort zu stehlen. Als man den alten Herrn, der bereits über 80 ist, auf der Polizei nach den beweggründen seines Treibens fragte, richtete er sich ein wenig auf, sah den Beamten mit ein paar Tränen in den Augen an und gab mit sanfter Stimme zu verstehen,

Wenn der Souffleur krank wird und für ihn einer seiner Kollegen einspringen muß, der begreiflicherweise das Textbuch nur oberflächlich beherrscht, so ist das schlimm. Wenn obendrein aber noch der Hauptdarsteller die Grippe hat und sich ebenfalls vertreten lassen muß, durch einen Anfänger zum Beispiel, so ist die Situation sehr schlimm. Trotzdem ging in einem französischen Theater anfangs alles gut. Aber dann kam die große Liebesszene in der Mitte des dritten Aktes, wo er auf 90 und sie auf 99 ist; just an dieser Stelle fing der Schauspieler das Stammeln an . . . stammelte noch mehr . . . stammelte schließlich so entsetzlich, daß er gänzlich auf der Strecke blieb. Peinlich, meinen Sie? Aber in diesem Falle ist das Wort peinlich keineswegs am Platze. Denn plötzlich ertönte aus dem Souffleurkasten die Stimme des Souffleurs, aber nicht leise, nicht hinausgehaucht, nicht tonlos nein der Souffleur kam auf den verblüffenden Gedanken, den fleckenabstehenden Schauspieler gleichsam dadurch zu ersetzen, daß er laut und vernehmlich die Rolle wie aus der Unterwelt auf die Bühne sprach. Die Zuschauer brachen naturgemäß in ein donnerndes Gelächter aus. Am Ende des Stückes aber konnte der Beifall nicht eher beschwichtigt werden, als bis der Mann auf dem Souffleurkasten auf die Bühne kam und Hand in Hand mit dem Schauspieler seinen Teil des Beifalls entgegennahm. Man kann eben nur immer wieder sagen: Sachen machen die Leute, Sachen . . .

Xaver Xanten.



*Wie sich doch das Leben ändert!*

# Wie lange kennen Sie eigentlich das „Fräulein vom Amt"?

**Berufe, die es vor siebzig Jahren noch nicht gab, die uns heute aber unentbehrlich sind — Auch eine Betrachtung zum 1. Mai**

Wir leben in einer schnell fortschreitenden Zeit. Ein Satz, den man mit Philosophenmiene leicht dahinsagt, über den wir aber gewöhnlich kaum nachdenken. Vielleicht haben wir auch dazu schon keine Zeit mehr? Mag sein, aber gerade der 1. Mai, der als Nationalfeiertag des Deutschen Volkes ein besonderer Feiertag des deutschen Arbeiters ist, bringt uns auf den Gedanken, einmal unter unseren Arbeitskameraden Umschau zu halten und zu überlegen, wieviele von ihnen einen Beruf ausüben, der uns vielleicht schon völlig selbstverständlich geworden, der aber noch gar nicht so alt ist, wie es scheint. — Wir haben nach all den technischen Vervollkommnungen und Erfindungen der letzten 50 Jahre soviele Handfertigkeiten erlernen müssen, an die früher nie ein Mensch gedacht hätte.

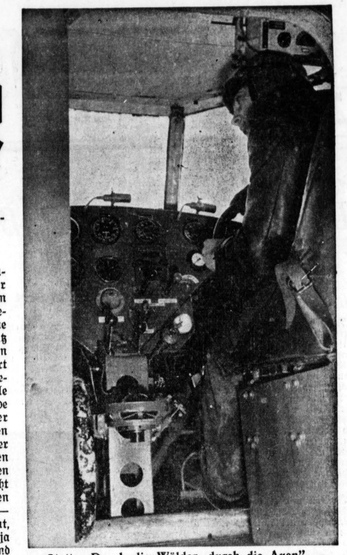
Wenn der Frühling kommt . . .

. . . merken wir das auch an der Elektrizitätsrechnung; denn wir brauchen ja weniger Licht. — Neben dem Gasmann ist auch der Elektrizitätsmann eine ständige Erscheinung geworden. Die elektrische Beleuchtung wurde zuerst genau wie die Gasbeleuchtung auf den Straßen eingeführt — Oktober 1882 in Newyork — und fand erst langsam Eingang in den Haushaltungsbetrieb. Heute dient die Elektrizität auch in der Hauswirtschaft und ist ihr eine willige und saubere Gehilfin geworden.

Was hätten sich unsere Großmütter etwa unter einem „Fräulein vom Amt" vorgestellt oder unter einem Flugzeugführer oder unter einem „Elektrizitätsableser"? Gar nichts hätten sie dazu zu sagen gewußt und nur unverständig den Kopf geschüttelt. Und heute weiß da jedes Kind Bescheid. Daß seine große Schwester Inge Stenotypistin ist, ist dem kleinen Fritz durchaus nichts Sonderbares, und wenn er zu Weihnachten seinen großen Wunschbrief an das Christkind schreibt, klettert er ganz selbstverständlich an Daters Schreibmaschine und bedient die Tastatur. Und wenn unsere Kleinen in der Schule etwa lernen, daß ein deutscher Kaiser oder König eine Rede an sein Volk hielt, so meinen sie natürlich, daß ihre Väter und Großväter genau so an den Lautsprechern gesessen haben, wie wir heute, wenn der Führer spricht. Ja selbst wir Erwachsenen können uns das Leben nur schwer mehr ohne den Rundfunk, das Telefon oder das elektrische Licht vorstellen, und doch hat sich erst im letzten halben Jahrhundert das Dasein so völlig verwandelt. — Darüber nachzudenken ist nicht nur interessant, sondern auch lehrreich. Denn schließlich hat ja Menschengeist allen Fortschritt geschaffen, und alle Errungenschaften sind ein Lob auf seinen Eifer und seine Findigkeit. So entstehen auch heute immer noch neue Berufe, und auch in zehn Jahren wird es Tätigkeiten geben, von denen wir heute noch nichts ahnen. Aber was einer mit seinen Händen auch schaffen mag, im Großen und Wesentlichen ist und bleibt es immer das Gleiche: Er schafft für das Wohl aller und findet dabei seine Befriedigung und sein Brot. Das ist der große Dienst, in den jeder auf dieser Erde eingespannt wird, der ihn mit seinem Nachbar verbindet und der ihn auf e i n Ziel hinlenkt: die

**Volksgemeinschaft.**

Sie ist das große Band, das uns alle umschließt, ob wir nun unsere Arbeit mit unseren Händen oder mit unserem Geiste verrichten. Unter diesem Gesichtspunkt schwindet auch alle Abstufung: eins ist so notwendig wie das andere, und jedes hat seinen tiefen Sinn. Das zu erkennen und zu erfahren, wird mit zu den schönsten Erlebnissen des Nationalfeiertages gehören! Lk.

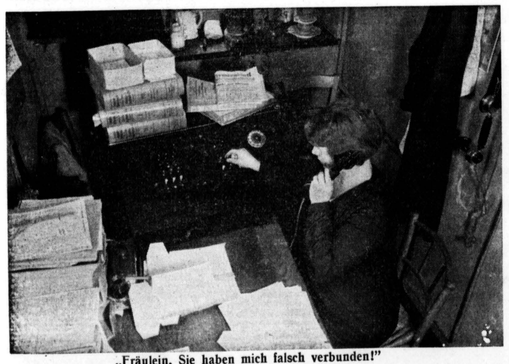


Statt: „Durch die Wälder, durch die Auen" — „Durch die Lüfte, durch die Wolken . . ."

Die Sehnsucht der Menschen nach der Eroberung der Luft ist wohl so alt wie der Mensch selbst. So schuf Dädalus seine wachsverbundenen Flügel, so konstruierte Leonardo da Vinci das Modell eines Flugzeuges, und noch Goethe läßt seinen Faust sagen:

Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht
kein körperlicher Flügel sich gesellen."

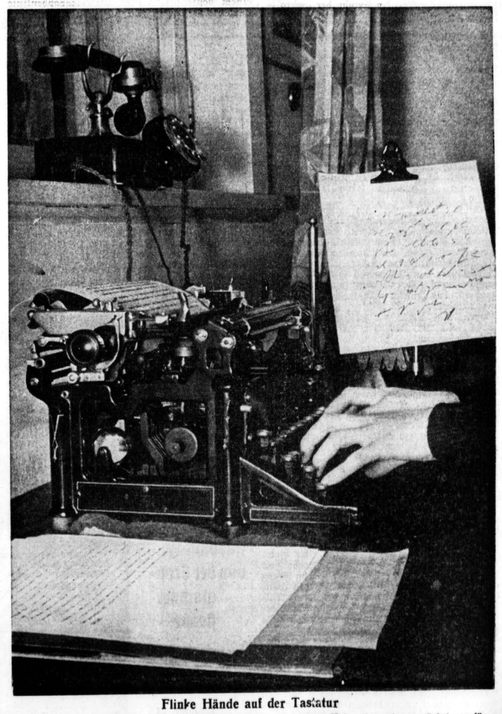
Lilienthal, Santos-Dumont, Gebr. Wright, Zeppelin, Blériot, jeder dieser Namen ist mit der Fluggeschichte der Menschheit verbunden. Flugzeuge überqueren den Ozean, Flugschiffe machen Weltreisen, Ballons steigen in die Stratosphäre, ein kleines Stückchen Menschheitstraum ist Wirklichkeit geworden. Und der Beruf des Piloten ist heute einer der unentbehrlichsten unserer Zeit geworden!



„Fräulein, Sie haben mich falsch verbunden!"

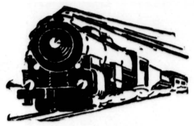
Gerade vor 50 Jahren kam der Beruf des Telefonisten und etwas später der der Telefonistin auf. Dieser Beruf gehört heute aber schon wieder zu den aussterbenden Berufen; denn die Automatisierung des Fernsprechwesens macht immer größere Fortschritte. In Hamburg wurde erst kürzlich der größte automatische Fernsprechbetrieb der Welt eröffnet. Unser Bild zeigt eine Telefonistin an einem modernen Gesprächsverteiler einer Fabrikzentrale.

Photos (4): Lucha, Bavaria)



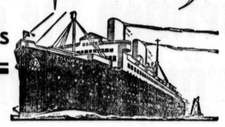
Flinke Hände auf der Tastatur

Im Jahre 1881 erschien die Bezeichnung Stenotypistin zum ersten Male, ohne aber zunächst populär zu werden und ohne weiteren Kreisen einen Begriff zu vermitteln. Das erste Patent auf eine Schreibmaschine wurde im Jahre 1867 erteilt. Mit der fortschreitenden Technik wurde die Schreibmaschine verbessert, im unwiderstehlichen Siegeslauf überwand sie die Widerstände auch der hartnäckigsten Handschriftanhänger, und heute ist die Stenotypistin im Erwerbsleben eine der markantesten Figuren.



# Deutschland ruft dich!

## Der „7. Tag" gibt Reise-Tips



*Dr. Rudolf Vogel*

## *Dreiundzwanzig Paßstraßen laden ein*

### Ratschläge für die Sommerfahrt in die Ostmark

**Fragen Sie bitte in diesen Tagen die Reisebüros, wohin die Deutschen in diesem Jahre zu reisen beabsichtigen, dann erhalten Sie nur eine Antwort: Nach Oesterreich! Zuviel Sehnsucht hat sich in den letzten Jahren aufgestaut, zuviel Freunde konnte man nicht besuchen, zuviele Plätze von Jugenderinnerungen und früheren Wanderungen sind aufzusuchen! Vieles ist in den bittren Jahren von 1934 bis 1938 in Vergessenheit geraten. Manches hat sich seitdem verkehrstechnisch geändert. Hier ein kleiner Versuch, auf Grund eigener Erlebnisse und des erreichbaren Materials, allen denen Hinweise zu geben, die fern den Möglichkeiten der Reichshauptstadt sich schwer einen Ueberblick verschaffen können.**

**Wollten wir eine einigermaßen erschöpfende Uebersicht geben, dann würde eine dicke Sondernummer der Zeitung nicht ausreichen. Es können nur ganz kurze, knappe Hinweise auf das Schönste gegeben werden. Dieses wundervolle Stück Alpenland, das endlich wieder heim zum Reiche gefunden hat, birgt nicht weniger als 23 große Paßübergänge von Norden nach Süden und von Westen nach Osten. Die Straßenbaukunst der alten Monarchie und ihre Erfahrungen im Bau von Alpenbahnen waren lange Jahre hindurch beispielgebend. Das Oesterreich der Nachkriegszeit zehrte 15 Jahre nach Kriegsschluß, verarmt, verelendet von den Straßen der Vorkriegszeit. Erst von 1930 ab geschah wieder einiges für die großen Fremdenverkehrsstraßen, begannen die Bundesbahnen und die Postautobuslinien den Fremdenverkehr tatkräftigst zu fördern. Drei Faktoren kommen für uns in Frage: Eisenbahn, Postautobuslinien und der eigene Kraftwagen.**

### *Reiseparadies ohnegleichen*

**Sehen wir zu, was mit diesen drei Verkehrsmitteln erreicht werden kann. Bereits in diesem Sommer bieten sich dem Auto und Autobus die wunderschönsten Möglichkeiten. Die auf großen Teilen bereits fertiggestellte Reichsautobahn von Essen nach Bonn, von Frankfurt nach Karlsruhe, von Stuttgart bis hinter Ulm, von München bis Rosenheim bietet Westdeutschland einen schnellen Anmarschweg. Von Berlin aus ist das Stück Halle—Nürnberg—Bayreuth fertiggestellt. Im Herbst werden die genannten Linien betriebsfertig sein. Von München aus stoßen wir direkt in die schönsten Teile der Alpen vor. Da ist zunächst Innsbruck und Tirol, immer noch eines der großen Reiseerlebnisse selbst für die anspruchsvollsten Globetrotter. Glänzende Kleinbahnen und Autobusverbindungen führen von Innsbruck über den Fernpaß, das Lechtal, die herrliche neue Flexenstraße, die Arlbergstraße zurück nach Innsbruck, bieten einen zweiten Weg nach Italien über den Reschenscheideck-Paßstraße, Meranerstraße über die kühne Reschenscheideck-Paßstraße, Meranerstraße, das Inntal nach Landeck. Neu und mit wundervollen Ausblicken auf die Hohen Tauern lädt außer der großen Durchgangsstraße Innsbruck, Kitzbühel, Zell am See, Radstadt, Gesäusestraße, Wien, der großen österreichischen Querverbindung, eine andere neuerbaute Straße über Zell (nicht Zell am See), den Gerlos-Paß nach Zell am See ein. Die Krone der österreichischen Alpenstraßen ist unzweifelhaft die neueröffnete Groß-Glockner-Straße, eine der unstreitig schönsten Bergstraßen der Welt, die von der 2962 Meter hohen Franz-Josephs-Höhe aus einen phantastischen Blick auf Oesterreichs schönstes Gletschergebiet bietet. Von München aus bedeutet es eine geradezu ideal schöne Tour, über Garmisch-Partenkirchen, Seefeld nach Innsbruck, über Zell, den Gerlos-Paß nach Zell am See zu fahren, um von dort über Fusch, die Groß-Glockner-Straße nach Heiligenblut, dem bekannten Wallfahrtsort und herrlich gelegenen Sichtigsneit zu steuern, von wo aus man über Lienz, Arnbach durch die Dolomiten hindurch mit ihren berühmten Straßen Krenzenfeste—Brenner wieder zurückkehren kann. Es bietet sich aber auch für die Reisenden mit mehr Zeit die noch viel schönere Möglichkeit, von Lienz aus das Drautal abwärts vorbei an den wundervollen Seen des Kärntnerlandes, dem Millstädter-See, dem Ossiacher-See zum Wörther-See vorzustoßen, stets die schneebedeckte steile Kette der Karawanken vor den Augen. Von Klagenfurt in der Nähe des Wörther Sees aus kann man dann auf einer anderen neuen Alpenstraße entweder über den Gebirgspaß von Neumarkt auf die große Alpen-Bundesstraße über Judenburg, Bruck an der Mur, den Semmerina-Paß nach Wien zurückfahren oder den interessanteren, unbefahrenen Weg von Klagenfurt durch das Lavant-Tal, die Paßstraße über die Steierer-Zentralalpen hinweg nach Graz fahren, von wo aus Reichsstraßen entweder entlang der Eisenbahn nach Bruck an der Mur oder durch die Steierischen Berge über Hartberg, Friedberg nach Wiener Neustadt führen. Alle diese Straßen können auch von den genannten Orten aus mit Postautobus-Linien und den Sonderfahrten der Verkehrsbüros befahren werden. Unter einer Bedingung allerdings: Schönem Wetter. Alpenstraßen sind nun einmal nur von Mai bis September mit einiger Aussicht auf Schneefreiheit benutzbar. Nur die Brennerstraße wird auch im Winter freigehalten.**

Die Mozartstadt Salzburg mit ihrem berühmten Dom (Löhrich, Zander-K)

**Die Fahrten mit den österreichischen Bahnen von München nach Innsbruck, von Innsbruck über Zell am See nach Salzburg, von Salzburg über Radstadt, Eisenerz, Bruck nach Graz oder Wien oder nach Villach und Klagenfurt gehören zu den schönsten Strecken Europas. Es gibt auf den interessanten Hauptstrecken ebenso wie auf manchen wundervollen hübschen Lokalbahnen, vor allem der Salzkammergutbahn usw., Aussichtswagen, die trotz der Tunnel um so angenehmer sind, als der größte Teil der österreichischen Bahnen elektrisch betrieben wird.**

**Außer Wien mit seinen unvergänglichen Kulturschätzen, seiner einzigartigen Atmosphäre, der wundervollen neuen Autostraße auf dem Kahlenberg, dem verträumten Wiener Wald, gibt es in Oesterreich drei ausgesprochene Fremdenverkehrszentren: Innsbruck mit Tirol, Salzburg mit den Bergen und Seen des Salzkammergutes, Kärnten mit den Kärntner-Seen! In diesen drei Zentren von internationalem Ruf findet man natürlich alles, was moderne Verkehrstechnik, alte Hotelerfahrung an Bequemlichkeiten für den Reisenden für kurze und längere Aufenthalte zu bieten vermögen.**

### *Unberührte Bergwelt*

**Aber abseits dieser Zentren harren unzählige Alpentäler inmitten herrlicher Waldungen, vom Verkehr noch unberührte kleine Seen, Bergdörfer und Einzelhöfe aller derjenigen, die mit dem Fahrrad oder auf „Schusters Rappen" im Rucksack ihr Gepäck mit sich führen und bereit sind, für einen Verzicht auf Reiseluxus etwas unvergleichlich Schöneres einzutauschen: Endlich einmal unberührte Bergwelt mit kernigen deutschen Brüdern zu erleben. Und gerade jenen einsamen Bergbauern, fernab den großen Fremdenverkehrsstraßen, die in den letzten zwanzig Jahren wirtschaftlich einen unerhört schweren Daseinskampf zu führen hatten und vielleicht am treuesten zur Bewegung standen, den würden wir von Herzen einen möglichst zahlreichen Besuch von den deutschen Wanderern und Bergtouristen gönnen, die nicht großschnäuzig und skeptisch auf den großen Heerstraßen in Massen dahinziehen, sondern mit Bescheidenheit und herzlicher Anteilnahme in der Verzweit Erholung, Ruhe und Entspannung suchen.**

**Ausblick von der Großglocknerstraße**

**Sie verbindet Salzburg mit Kärnten über die Hohen Tauern**

(Zander, M.)

## *Wer fährt mit!*

**Wenn der Frühling ins Land gezogen ist und die Sonne wieder wohlig und warm in die Straßen und Gassen und auf die Felder und Wälder herunterlacht, packt uns unwiderstehlich die Reisesehnsucht. Wir ertappen uns dabei, daß wir auf einer Bahnüberführung länger als sonst hinter einem dahinbrausenden Schnellzug herschauen oder auf der Landkarte mit dem Finger weite Strecken abfahren — zu irgendeiner Stadt, einer Landschaft, die wir liebgewonnen haben und die wir wiedersehen möchten oder die wir noch nicht kennen und nach der gerade darum unser Sehnen geht. Es ist ja heute die Zeit vorbei, in der nur die das Glück des Reisens genießen, die viel Geld haben; die vielen Vergünstigungen, die Reichsbahn und Reisegesellschaften gewähren, und vor allem die große soziale Einrichtung der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freunde" machen es auch den breitesten Schichten unseres Volkes möglich, während ihres Urlaubs die deutsche Heimat kennen zu lernen. Und es soll ja doch so sein, daß möglichst jeder Deutsche möglichst viel seiner großen deutschen Heimat aus persönlichem Erlebnis kennt, damit er sie auch umso heißer lieben kann. Darum die Zeile: „Deutschland ruft Dich."**

**Es ist selbstverständlich, daß die Zeitung und vor allem die Wochenschrift ihrer Lesergemeinde auch in diesem Punkte zur Seite steht. Und darum die zweite Zeile: „Der 7. Tag gibt Reise-Tips". Wir wollen in Wort und Bild die unendliche Schönheit unserer deutschen Heimat schildern, so daß die Freunde unseres 7. Tages umso leichter wählen können, welches Ziel sie sich in diesem Sommer für ihre Reise stecken wollen. Außerdem möge jeder bedenken, daß Reisen eine Kunst ist, wenn man es mit Gewinn tun will, und daß schon der Reisekünstler Goethe rät, möglichst viel über die Landschaft, Kultur und über die Menschen des Landes zu lesen, das man besuchen will. Man wird dem Fremden umso leichter begegnen und das Ungewohnte umso eher verstehen. Auch darin möchte der „7. Tag" seinen Lesern helfen.**

**Aber auch diejenigen Volksgenossen, die nun aus irgendwelchen Gründen nicht reisen wollen oder können, sollen unsere Reiseseiten lesen. Denn gerade ihnen wird die Schilderung des deutschen Landes und seiner Menschen, seiner Vielgestaltigkeit und seiner mannigfachen Schönheit in vielem die Reise ersetzen, soweit das überhaupt möglich ist. Sie werden durch die regelmäßige Lektüre unserer Reiseschilderungen gemeinsam eine Reise durch Deutschland machen und auf diese Weise dem Ruf der herrlichen Heimat Folge leisten: „Deutschland ruft Dich!".**

Lk.



7

ROMAN von HENRIK OYEN

Peggy hob den Revolver aus dem Schnee, reinigte ihn und lud ihn mit vier neuen Patronen aus dem Gürtel unter ihrem Sweater. „Ich habe keine Angst," sagte sie ruhig und steckte den Revolver in die Ledertasche. „Aber Ihre Wunden müssen anständig verbunden werden. Und Sie dürfen nicht länger als nötig in der Kälte bleiben. Ich gehe mit Ihnen ins Lager. Onkel John ist dort."

„Wie wollen Sie ihm Ihre Anwesenheit erklären? Es ist besser, wenn er nichts davon erfährt."

Sie standen und sahen sich an, rings um sie war die ewige Stille des Waldes. Auf ihren Augen lag helles Mondlicht.

„Gut," sagte Peggy, „dann gehe ich nach Hause. In zwei Stunden bin ich dort."

„Wenn Sie es tun, dann gehe ich mit Ihnen."

Sie blickte ihn ernst an: „Nein. Sie werden im Lager gebraucht. Sie wissen, Sie dürfen nicht eine Minute länger als notwendig abwesend sein. Leben Sie wohl!"

Sie ging davon. John starrte ihr nach, bis sie weit in der Ferne verschwunden war.

●

„Aufstehen! Es ist Tag! Holzfäller, auf!"

Es war Montag morgen. Dugan, stolz über seine Aufgabe, die anderen zu wecken am ersten Tag der Arbeit in den Königs-Kiefern, setzte solche Kraft in seinen Weckruf, daß selbst die festesten Schläfer in der Baracke erschrocken auffuhren. Als die Leute schlaftrunken an die Luft taumelten, zitterten sie in der eisigen Kälte. Die ganze Nacht über hatte es Nordwind gegeben. Er hatte den erwarteten Januarfrost gebracht. „Drei-Hemd-Wetter" nennen die Holzfäller diese Kälte.

„Das richtige Wetter zum Holzfällen," sagte Wolf John, als er aufstand.

John überwachte mit scharfen Augen die Mannschaft.

Jetzt begann die Arbeit. Würde er die schwere Prüfung bestehen, in den Wäldern an der Spitze von achtzig derben Männern als Boß zu arbeiten? Oder würde er versagen? Unsicherheit und Schwäche durfte er nicht zeigen. Er wußte, wenn er auch nur einen einzigen Augenblick schwankte, dann würde ihm nichts anderes übrig bleiben, als seine Sachen zu packen und sich aus den Wäldern davonzuschleichen.

Bei rücksichtiger Behandlung der Mannschaft jedoch brauchte er keine Angst zu haben vor Bart, Moh Wong, Franzosen-Jimmy.

Bart hatte die Leute durch blasse Gewalt beherrscht. John trat ihnen anders gegenüber. Er wußte, daß die meisten seine Freunde waren. Sie waren es geworden, bevor sie erfahren hatten, daß er einmal ihr Chef sein sollte. Nun galt es, sich die Freundschaft und die Achtung der Leute zu erhalten.

So übernahm er das Kommando der Mannschaft und führte sie, sobald es hell wurde, in den Wald an die Stelle, wo man mit dem Fällen beginnen wollte. Die Mannschaft, an die fünfzig Leute, war auf beiden Seiten der neu geschaffenen Wege aufgestellt. „Los!" schrie John mit heller Stimm. Und sogleich krafzen sich zwanzig Sägen in ebensoviel Kiefernstämme.

Von seinem Platz im Schlitten neben Nels schaute Wolf John den Leuten zu. Seine alten Augen flammten auf, als das Gerüsch der emfigen Sägen den Wald erfüllte. Und dann kam beinahe gleichzeitig aus sechs Kehlen das triumphierende „A-a-achtung!" Drei Sägen klangen heller, drei große Bäume wankten langsam, neigten sich und dröhnten dann auf den Boden auf.

„Erster Stamm!" riefen sechs Stimmen, und sogleich sprangen die Sägen vor, machen den ersten Schnitt ab, und die Sägen begannen, sich in die hingestreckten Stämme einzufressen.

„Erstes Holz!" kündete dann triumphierend das Paar, das der Strafe am nächsten als es den Schnitt einige Sekunden [illegible] Rivalen vollendet hatte. Und nun [illegible] das Wo-u-u-sch! Stumm!" Jede paar Sekunden, wenn andere Stämme zu Boden gingen. Bald war die Arbeit in vollem Gange.

Wolf John wandte sich seufzend ab. „Führ mich nach Hause!" — Aber bevor sie abfuhren, gelang es John, einige Worte in Nels Ohr zu flüstern. Dafür erinnerte sich Nels, während er seinen Herrn nach Pibodn-Fall führte, immer wieder daran, daß er den Auftrag hatte, Peggy Pibody zu fragen, ob sie zufällig eine Botschaft für den neuen Boß mitzugeben habe.

John blickte auf seine Uhr, als der Kutter außer Sicht war. Es war bald halb acht. Nels würde wahrscheinlich über Mittag in Pibody-Fall bleiben. Wenn er dann sofort aufbrach, konnte er gegen drei Uhr im Lager sein. Bis dahin, wußte John, würde er Folterqualen erleiden. Denn trotz der Energie, mit der er sich auf die Arbeit gestürzt hatte, war seit Sonntagabend kein Augenblid vergangen, an dem ihn nicht die Frage beunruhigt hätte: Hat Peggy sicher das Heim erreicht?

Um halb vier Uhr nachmittags wurde er ungeduldig und kehrte ins Lager zurück. Nels war noch nicht da.

Es wurde dunkel. Die Leute kamen truppweise aus dem Wald. In den Baracken brannten Lichter. Laternen flackerten bei den Ställen. Der erste Tag in den Königs-Kiefern war erfolgreich beendet — aber Nels war noch nicht zurück . . .

Die Leute setzten sich zum Abendessen nieder. Sie beendeten die Mahlzeit. Sie schlenderten ins Schlafhaus und zündeten ihre Pfeifen an. Sie spielten Karten und gähnten. Sie klopften die Pfeifen aus und löschten die Lichter. Dann krochen sie auf ihre Schlafstellen. Bald wurde es dunkel und still im Lager.

John war der einzige, der noch wach war. Er schritt unruhig in die beißende Kälte hinaus, um zu lauschen, und seine Qual wuchs mit jeder dahinfließenden Minute.

Es war schon Mitternacht, als Nels das Gespann ins Lager trieb. John, der ihn an der Stalltüre erwartete, bemüht, seine Erregung zu bekämpfen, biß die Lippen zusammen. Dann begrüßte er ihn mit einem beiläufigen „Na?"

Nels stieg steif vom Schlitten, stampfte umher und schlug die Hände gegeneinander, ohne zu antworten. Mit zitternden Lippen zündete John die Stalllaterne an, die an der Wand hing, und hielt sie vor Nels' Gesicht. „Was ist los?" fragte er. Dann sagte er: „Stellen Sie das Pferd ein. Wir wollen ins Büro gehen, dort ist's warm."

Im Büro zog Nels die Fäustlinge von seinen erstarrten Händen, öffnete den Mackinaw und zog aus seiner Handtasche einen zerknüllten Brief, den er John reichte. John las eilig die hastig hingeschriebenen Zeilen: „Nels wird Ihnen sagen, was geschehen ist. Onkel John sendet Ihnen folgende Botschaft: Sorgt Euch nicht um mich, bringt das Holz heraus. Glückauf, Peggy!"

John sah auf. Nels saß da und starrte zu Boden. „Was ist geschehen?" fragte John.

Nels zog langsam an seinem gefrorenen Schnurrbart. „Ich denke, sie haben den alten John Wolf drangekriegt."

„Was?"

„Um, also, bald nachdem wir und der Alte hinunterkamen, sehe ich, wie Bart ins Büro kommt. Er will sich seine Löhnung holen — Sie müssen zugeben, der Mann ist ein Teufelskerl."

„Weiter, weiter! Um Gottes willen, was ist passiert?"

„Der Alte sitzt an seinem Schreibtisch, Bart kommt herein. Der Alte schaut auf und sieht ihn dastehen, und vielleicht eine Minute lang sehen sich die zwei stumm an. „I Morgen, Wolf John," sagt Bart. „Ich komme um meinen Scheck . . ."

Der Alte antwortet nicht gleich. „Bart," sagte er nach einer Weile, „ich dachte, Sie werden Angst haben, herunterzukommen." Bart lächelt ein wenig. „Angst?" sagte er. „Es ist schon lange her, seit ich vor etwas Angst hatte, Wolf John!" „Und es ist schon lange her, daß jemand gewagt hat, in mein Büro zu kommen, nachdem er mich in meinem Lager beleidigt hat," erwiderte der Alte.

„Ich wage es eben," trumpfte Bart auf. „Ich bin doch hier, nicht wahr?"

Der Alte sieht ihn scharf an. „Wie geht es Ihrem Meisterschützen, Bart?" sagte er. „Sie haben Nels vergessen, als Sie ihn auf „Sie haben Nels vergessen, als Sie ihn auf „Sie haben Nels vergessen, als Sie ihn auf

Bevor er die Laterne ausblies und sein Lager aufsuchte, überlas John nochmals Peggys Mitteilung. Er lächelte froh, als er die zwei letzten Worte las: „Glück auf!“

*

Ein Tag kam und verging — ein zweiter und ein dritter, ohne daß Bart etwas von sich hören ließ. Vom Tagesanbruch bis zur Dunkelheit widerhallten die Königs-Kiefern vom Getöse der Aexte und Sägen. Die Arbeit ging ohne Schwierigkeiten vor sich. Bald stapelten sich die Stämme an den Gleitbahnen der Straße entlang.

Nachts aber fuhren die Spritzwagen die neuerrichtete Straße auf und ab, und das Wasser fror in dem Augenblick, als es den Schnee berührte. Schon am dritten Morgen trennte ein Streifen festen grauen Eises den Wald in zwei Teile. Die Bahn, auf der die Schlittenladungen ihrem Lager auf dem Eis des Brule-Flusses zugleiten sollten, war fertig.

Die Stämme hatten keinen großen Weg zurückzulegen. Die Gleitbahn neigte sich langsam zum Fluß hinab; und sobald eine Ladung abgelassen wurde und in Schuß war, nahm sie ruhig Kurs gegen den Stapelplatz am Ufer, auch wenn Brackett die Stämme sehr hoch aufgeladen hatte.

Am Stapelplatz wurden die Ketten gelöst, langsam arbeiteten die Kanthaken einen der untersten Stämme heraus und dann rollten mit dem Donner von Kanonenschüssen die Stämme das Ufer hinab. Hüpfend und polternd stürzten sie hinaus auf das feste, schneebedeckte Eis.

Am Abend des dritten Tages deckte eine einzige Reihe von Stämmen den Fluß von einem Ufer zum anderen. John schätzte rasch das tägliche Arbeitspensum und den Baumbestand der Königs-Kiefern ab und hoffte, vor Mitte März den Wald auf dem Eise zu haben, wo man abwarten mußte — sofern nicht Bart ihm einen unvermuteten Streich spielte — bis das Tauwetter einbrach.

Nach Einbruch der Dunkelheit kam der junge Fuhrmann, der an Nels' Stelle die Proviantransporte inne hatte, ins Lager. Er sang und gröhlte ganz erbärmlich. Brüllend hielt er das dampfende Gespann an, dann taumelte er unsicher zu Boden und machte sich erbötig, mit wem auch immer im Lager zu boxen.

„Ich bin der beste Mann im Lager!“ schrie er. „Ich hab' vor — vor niemanden Angst! Glaubt ihr mir vielleicht nicht? Hier! Trinkt! Wer willis mit mir aufnehmen? He?“

„Was ist denn los?“ — Die Flasche wurde ihm aus der Hand gerungen und am Schlitten zerschlagen, bevor seine umnebelten Sinne erfassen konnten, was da geschah. Der unbeholfene, wilde Sprung, den er auf seinen Angreifer machte, beugnete einem Faustbieb, der ihn in den Schnee warf. „Was ist — ist denn los?“ fragte er ganz benommen und stand schwankend auf. „Meine Flasche wollt ihr zerbrechen? Hallo! Boß! Habe Sie nicht erkannt.“

Er versuchte sich davonzumachen. Aber John packte ihn an der Schulter, hielt ihn fest und schüttelte ihn hin und her. „Wo hast du das her?“ fragte John, „heraus damit. Woher stammt dieser Whisky?“

„Der Whisky? — Der — ist von einem guten Freund“, stammelte er. „Ein sehr guter Freund hat ihn mir geschenkt. Charley sagte er, du bist ein guter Junge, ich hab' dich gern. Da trink, Charley!“ sagte er. Er ist ein guter Freund von mir.“

„Wer ist der Freund? Wo steckt er?“

Drüben! 'n Stückchen weiter. Netter Kerl. Ist gerade auf der Jagd. Der Whisky war verdammt gut. Boß, kann ich die Flasche nicht haben, eh?“

John sah, daß der Mann betrunken war und nicht antworten konnte. Er gab einem der Leute den Auftrag, sich um das Gespann zu kümmern, und entfernte sich.

Am nächsten Morgen stand ein junger Bursch, der sehr reuig war, vor John im Büro und sah zu Boden. Seine Haltung stand im scharfen Gegensatz zu seinem Benehmen in der Nacht zuvor. Er war kaum mehr als ein Junge, deshalb war ihm sehr übel zu Mute. Er war auch das Trinken gar nicht gewöhnt, und sein Kopf brannte ihm. „Du kennst die Vorschriften hier?“ sagte John. „Wer dabei erwischt wird, Whisky ins Lager zu bringen, wird entlassen.“

Der Junge nickte, ohne den Blick zu heben. „Ich will eine Ausnahme machen“, setzte John fort. „Aber unter einer Bedingung.“

Der Junge schaute hoffnungsvoll auf. „Antworte: Von wem und wieso hast du den Whisky bekommen?“ „Was ich Ihnen gestern abend sagte, Boß, war richtig“, stammelte der Bursche schuldbewußt. „... Ein Mann kam auf mich zu, unten auf der Straße, dort, wo wir zum alten Lager abzubiegen pflegen. Und der gab mir das [illegible]“

„Wer war es?“ — „Weiß nicht. Hab' ihn niemals zuvor gesehen, Boß. Er war auf der Jagd.“

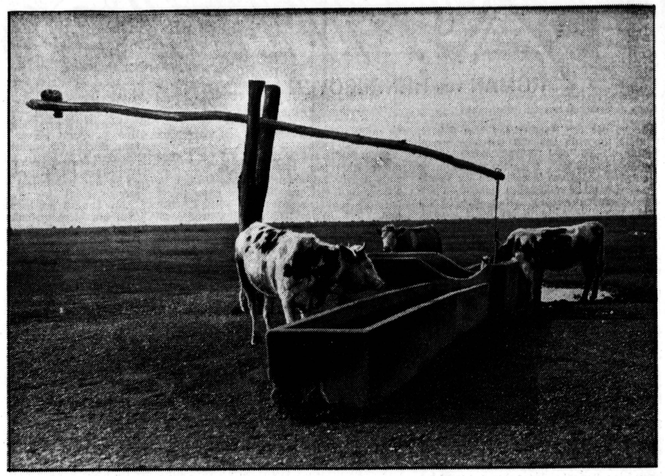
„Wohin ging er?“ —

„Nach Whisky-Fall hinauf. Er — er sagte, daß er dort zu Haus ist.“

„Na schön, sagte John. „Fuhrmann warst du gestern zum letztenmal. Aber du kannst hinausgehen und das Unterholz ausputzen, wenn du versprichst, dich anständig zu halten. Wenn du aber glaubst, lieber saufen zu müssen als zu arbeiten, kannst du sofort deine Abrechnung haben. Also wie steht's damit?“

„Ich möchte bleiben“, war die dankbare Antwort. „Ich hätte das Zeug nie angerührt, wenn er es mir nicht gegeben hätte, als mir gerade sehr kalt war.“

„Schon recht, Junge“, sagte John freundlich. „Jetzt geh an die Arbeit. Hände weg vom Schnaps. Es gibt viel lustigere Dinge, als sich mit dem Gift vollzusaufen.“ Der Junge ging zitternd hinaus — —



**Auch das ist Deutsch-Oesterreich**

*Steppe am Neusiedlersee an der ungarischen Grenze (Burgenland)*

(Pressephoto Zander M.)

Gegen elf hörte John plötzlich einen Holzschlitten, der langsam aus den Wäldern kam. Er sprang gut Glück und lief hinaus. Der Schlitten trug eine einzige Lage von Baumstämmen. Darüber waren Föhrenzweige geworfen. Und auf diesen Zweigen lagen zwei Männer. Der eine war bewußtlos, der andere stöhnte und wand sich in Schmerzen.

Von bösen Ahnungen erfaßt, eilte John hinaus. Der Schlitten hielt vor dem Schlafhaus an. John erkannte die beiden Sägeleute, mit denen er auf seinem letzten Rundgang gesprochen hatte. „Donovan und Gavin sind beide tüchtige Leute bei der Arbeit“, sagte einer der Männer, die den Schlitten begleitet hatten, „verseh' nicht, wie sie's — zur Hölle — erwischt hat.“

Donovan, der ältere von den beiden, lag still da. Gavin, kleiner und jung, fluchte und stöhnte.

„Nein, zuerst Donovan“, befahl John. Als die beiden Leute den reglosen Körper aufhoben und in die Wärme des Schlafhauses trugen, nahm John den jungen Gavin auf seine Arme und folgte. Als er den Mann auf eine Decke am Boden niederlegte, hustete der Verletzte. Die Ausdünstung seines Atems zeigte John, daß Gavin betrunken war. Er roch noch Whisky.

John beugte sich rasch über Donovan. Der Mann atmete nur noch schwach, aber auch sein Atem war mit Alkohol vergiftet. Während John ihn bestürzt anblickte, hob Donovan den Kopf ein wenig, er versuchte, die Augen zu öffnen, griff krampfhaft nach seiner zerschmetterten Brust und fiel dann röchelnd auf den Boden zurück.

„Was ist eigentlich geschehen?“ fragte ihn John, während sie Gavin ausgezogen und seine Wunden untersuchten. — „Ein umgelegter Baum“, antwortete der Fuhrmann, der sie hereingebracht hatte. „Sie fällten gerade einen Stamm, der im Fall auf einen zweiten auftiel und sich dort verfing. Dann suchten sie ihn freizubekommen und faßten am Ende an. Und das kann ich nicht verstehen — wie zwei so tüchtigen Leuten so ein Unglück passieren kann. Der Stamm fiel auf sie zurück, bevor sie sich davonmachen konnten.“

Eine hastige Untersuchung zeigte, daß Gavins Arm gebrochen war. Die Schulter war auch zerschlagen und arg geschunden. „Nehmt das Trabergespann und einen leichten Schlitten, aber rasch!“ befahl John und verband den Mann, so gut er konnte. „Nehmt Decken und werft sie in den Schlitten!“

Kaum hatte er den Blutsturz von Gavins Wunden gestillt, kam schon der Schlitten angefahren. Der Verletzte wurde an die Seite des Kutschers gesetzt. Dann legte man den toten Donovan, sorgsam in die Decken gebunden, in den Schlitten. „Denk nicht an das Gespann!“ sagte John zum Kutscher. „Treib die Pferde an. Ihr müßt so rasch wie möglich in Pibody-Fall sein. Vorwärts! Los!“

Die Peitsche knallte, die Pferde griffen aus, und bald war der Schlitten außer Sicht. „Armer Teufel, dieser Donovan“, sagten die Leute und gingen an die Arbeit in die Wälder zurück.

Der Schrecken des Vorfalls lag John in den Gliedern. Unfälle, selbst tödliche Unfälle, passierten immer wieder in den Wäldern, sie waren unvermeidlich, das wußte er wohl. Aber Donovan und Gavin hatten getrunken. Als erfahrene Holzfäller wären sie kaum in eine Gefahr gekommen, wenn nicht der Whisky ihren Blick getrübt hätte. Als er am Morgen mit ihnen sprach, waren sie ganz nüchtern. Im Lager gab es keinen Whisky. Gavin und Donovan mußten den Alkohol von einem Fremden zugesteckt erhalten haben.

Wütend brach John in den Wald auf. Er mußte die Unfallstätte sehen. Er wich den Leuten aus, und es gelang ihm, den Platz ganz allein zu erreichen. Eine leere Flasche war alles, was von der Tragödie der beiden Holzfäller erzählte.

John machte sich nun daran, Spuren zu finden, die ihm Auskunft geben sollten, wer den beiden die Flaschen zugesteckt hatte. Zu seiner Ueberraschung fand er bald Zeichen eines Paars Ski. Sie liefen in einer gerade Linie vom Arbeitsplatz der beiden gegen Whisky-Fall zu. Er verfolgte die Spuren und stellte dann fest, daß der Skiläufer auch den Arbeitsplatz anderer Leute passiert haben mußte. Das nächste Sägerpaar bestand zufällig aus zwei Leuten, die ihm während des Kampfes um die Ställe am Weihnachtstag beigestanden waren.

„Na, jetzt los, Jungens, wer ist hier vorbeigekommen?“ fragte er, als er alles Nähere über den Unfall erfahren hatte. „Ein Bursche, der drüben im Moor gejagt hat“, war die Antwort. „Kam hier durch in der Richtung gegen Whisky-Fall“.

„Hatte er was zum Trinken bei sich?“ „Ja. Bot uns auch einen Schluck an“, sagte einer der Leute. „Aber wir trinken nicht, so ging er weiter.“

Als John auf das nächste Sägerpaar stieß, hörte er laute Stimmen und Lachen. Er merkte sofort, sie hatten getrunken. John erinnerte sich, daß die Leute zu jener Gesellschaft gehörten, die am Weihnachtstag betrunken ins Lager gekommen waren.

„Stimmt schon“, erklärte der eine. „Ein Junge kam vorbei und gab uns einen Schluck aus der Flasche. Sie haben doch nichts dagegen, Boß, daß ein Mann bei dieser Teufelskälte einen Schluck nimmt, nicht Boß?“

„Wenn's nicht mehr als ein Schluck ist, sicher nicht“, antwortete John. „Wer war der Mann, der die Flasche Whisky hatte?“ Die beiden sahen sich an. Dann bekannte der eine unverfroren: „Er war früher Barmann bei Wah Song. Erzählte, er ginge jetzt auf die Jagd.“

„Na, schön, Jungens. Uebrigens: Donovan wurde gerade vorhin erschlagen und Gavin zum Krüppel geschlagen. Sie waren betrunken . . . von dem Alkohol, den dieser Bursche ihnen zugesteckt hat. Sonst wäre ihnen das nicht passiert. Von nun an wird jeder Mann im Lager, der trinkt, sofort entlassen. Die Hälfte der Mannschaft trinkt überhaupt nicht. Ich teile lieber die ganze Arbeit mit diesen nüchternen Leuten ein, als einen Haufen Trunkenbolde zu beschäftigen, die mir alles verderben. Ueberlegt es euch! Ich sage euch nur das eine: Wer hier trinkt, ist entlassen!“

Er machte kehrt und folgte nun den Skispuren gegen Whisky-Fall zu. Schon am Waldrand begegnete er Nels, der sich auf dem Rückweg zum Lager befand. „Haben Sie ihn gesehen?“ fragte John und wies auf die Spuren. — „Ja, es war Wah Songs Barmann. Er hat unten im Moor gejagt, erzählte er mir.

John berichtete rasch, was Donovan und Gavin zugestoßen war und was er von den Leuten gehört hatte, die die Einladung des Jägers zum Trinken angenommen hatten. Diese gemeine, hinterlistige Bande! Ich verstehe jetzt ihr Spiel. Ich wußte, Bart würde was ausfochen. Er hat die Absicht, Whisky zu den Leuten zu schmuggeln. Trinker, die bei dieser Kälte den Alkohol riechen, pflegen ganz närrisch darnach zu sein. Ja, Bull Bart ist ein schlauer Fuchs. Ich hätte ihn damals im Büro niederknallen sollen!“

„Wie kam dieser Mann hier herunter?“ fragte John. „Kam er nicht bei Ihnen vorbei?“ — „Nein — darauf können Sie wetten. Wenn er hier vorbeigekommen wäre, dann wäre Donovan noch am Leben. Er ist sicher am anderen Ufer des Flusses gekommen. Dann schwenkte er durch das Moor und traf auf seinem Rückweg Donovan und Gavin, die Leute, die am weitesten vom Lager weg waren.“

„Das also ist Barts Plan!“ sagte John halblaut. „Den Leuten Whisky zuzuschmuggeln. Na, gut — das muß eben verhindert werden, oder wir werden nie mit der Arbeit hier fertig!“

„Richtig. Aber wie, zum Teufel, wollen Sie das verhindern? Da ist ein riesiges Gebiet zu überwachen, und Sie können kaum was dagegen tun, daß ein Mann hier und dort ein paar Flaschen einschmuggelt.“

„Allerdings. Aber wir können ihnen das Geschäft gefährlich machen“, sagte John grimmig. „Ich habe schon darüber nachgedacht. Wir haben ungefähr dreißig Leute im Lager, denen im Punkt Alkohol nicht zu trauen ist. Diese Burschen sind fast alle zusammengepaart. Damit mache ich Schluß. Ich stelle zu jedem der Trunkenbolde einen Mann, auf den ich mich verlassen kann. Und ich lasse jeden der nüchternen Leute wissen, daß er 25 Dollar extra auf seinen Monatsscheck erhält, wenn er einen Mann, der mit Whisky in die Nähe des Lagers kommt, festnimmt. Wie denken Sie darüber, Nels?“

Nels lachte: „Bei Gott! Ich denke, vielleicht gibt es doch hier jemanden, der dem Fuchs Bull Bart noch über ist.“

*

John wußte, es würde unmöglich sein, diesen Samstagabend und Sonntag alle Leute im Lager zu halten. Da sie am Sonntag vorher gearbeitet hatten, verlangte ein Teil der Mannschaft ganz offen nach Freiheit und Unterhaltung. John wußte zwar, daß sich seine Leute, wenn sie nach Whisky-Fall gingen, in der Hand von Bart und Wah Song befinden würden, und daß Bart mit dem Samstagnachtstaglage der Holzfäller rechnete, um bei der Gelegenheit dem Lager irgend etwas anzutun. Aber er wußte anderseits, daß jeder Versuch, die Mannschaft im Lager zu halten, zu einem Aufruhr führen konnte. So fühlte er sich verpflichtet, die Burschen gehen zu lassen, die eben fort wollten.

Beim Mittagessen verkündete er kurz angebunden: „Leute! Ihr habt gehört, was Donovan und Gavin passiert ist. Ihr wißt, so erfahrenen Waldläufern hätte nie ein umgelegter Baum etwas anhaben können, wären sie bei Sinnen gewesen. Sie waren aber betrunken. Die Company kümmert sich nicht darum, was ihr Burschen treibt, wenn ihr aus dem Lager geht; aber jeder, der Whisky ins Lager bringt, schadet der Company und schadet jedem anderen Mann im Lager, da er die Arbeit gefährdet. Wer heute oder morgen Whisky mitbringt, wird entlassen. Das ist alles, was ich euch zu sagen habe.“

(Fortsetzung folgt.)



# Welt der Frau

## Kinder und Taschengeld

**Auch der Umgang mit Geld will gelernt sein / Wann gibt man Taschengeld? / Rechnunglegung erforderlich**

Wenn es so viele Menschen gibt, die sich mit ihrem Gelde nicht einrichten können, so liegt das in sehr vielen Fällen daran, daß sie in ihrer Jugend nicht mit Geld umgehen lernten. Kinder sollten von einem bestimmten Alter an Taschengeld bekommen, über das sie natürlich Rechnung ablegen müssen.

Natürlich kommt es auf die wirtschaftliche Lage der Eltern an, wieviel Taschengeld ein Kind bekommen kann. Aber wird dem Kinde eine etwas größere Summe eingehändigt, so müssen die Eltern verlangen, daß es auch von diesem Gelde etliche der notwendigen Ausgaben bestreitet, als da sind Schulhefte und dergleichen.

Es ist für die Kinder ein angenehmes Gefühl, in jeder Woche mit einer bestimmten, wenn auch noch so kleinen Summe rechnen zu können, denn auch das Kind will einmal ein kleines Geschenk machen oder irgend etwas Außergewöhnliches kaufen. Man soll den Kindern auch eine Sparbüchse schenken, damit sie ihre Sparpfennige richtig aufheben können. Sehr viele Kinder haben Sinn für Sparen, man muß ihnen nur richtig klar machen, wie wertvoll das Sparen sein kann. Das gelingt meist am besten, wenn sie irgendeinen größeren Wunsch haben und einsehen lernen, daß sie ihn sich, wenn sie lange genug sparen, eines Tages erfüllen können. Die Eltern werden dann so klug sein, an Geburtstagen und zu Weihnachten kleine Beiträge für den Sparfonds zu stiften, damit der „Wunsch“ etwas eher Wirklichkeit werden kann. Wenn dann aber eines Tages der große Augenblick kommt und aus der Sparbüchse die Schlittschuhe oder das Fahrrad oder das Tier gekauft werden können (oder was man sich gerade gewünscht hat), dann pflegen die Kinder für ihr ganzes Leben den Wert des Sparens begriffen zu haben, und man kann auch beobachten, daß sie mit diesen selbstgekauften Gegenständen, deren Wert ihnen handgreiflich zum Bewußtsein kommt, weit vorsichtiger umgehen als mit geschenkten, die ihnen sozusagen in den Schoß gefallen sind.

Sobald das Kind in der Schule anfängt, rechnen zu lernen, kann man ihm sein wöchentliches Taschengeld anvertrauen, muß allerdings zunächst die Aufsicht darüber behalten. Niemals soll man erlauben, daß die Kinder das Geld immer mit sich herumtragen, sondern sie sollen es nur mitnehmen, wenn sie wirklich etwas einkaufen wollen. Man soll darauf hinwirken, daß sie es nicht ständig für Näschereien ausgeben, denn es ist für den kindlichen Magen ja auch gar nicht gut, wenn das Kind nebenbei irgendwelche Süßigkeiten zu sich nimmt. In dieser Richtung muß man das Kind sehr beeinflussen, besonders im Sommer, wenn in den Städten die Gefahr nahe liegt, daß die Kinder auf dem Nachhauseweg von der Schule ihre paar Groschen an dem Eiswagen anlegen. Es ist für den Charakter des Kindes durchaus günstig, wenn es hier beizeiten Selbstbeherrschung lernt.

Manche Eltern geben den Kindern kein Taschengeld, bezahlen ihnen aber kleine Dienste, die sie leisten, wie z. B. Besorgungsgänge oder andere kleine Arbeiten. Auch das lohnt man bisweilen gute Schularbeiten durch kleine Geschenke. Die Eltern müssen selber herausfinden, welche Methode bei ihrem Kinde die richtige ist, um es zu einem sparsamen Menschen zu erziehen, der mit seinem Gelde gut wirtschaften kann und es so anlegt, daß er selber und alle anderen die meiste Freude und den größten Nutzen davon haben.

## Frühjahrsbesichtigung im Kleiderschrank

**Kleine Bestandsaufnahme und 1000 heiße Wünsche**

Die linden Lüfte sind erwacht — soweit nicht Aprilschauer uns noch einmal frösteln machen —, und damit auch der Wunsch der Frauen, wieder fröhlich-helle Kleider tragen zu können. Also gibt es heute eine Generalbesichtigung des Kleiderschrankes. Was ist noch brauchbar, was kann aufgefrischt werden?

Hm, der weiche graue Filzhut würde so gerade richtig, leider ist er aber schon ein wenig schmuddelig. Aber halt, ich dürfte ihn erst mit einer weichen, sauberen Bürste ab, dann nehme ich noch feines Sandpapier zum Abreiben, damit bekomme ich die kleinen Regenflecke fort. Aber hier, den braunen Filzhut von meinem Mann, der sich in meinen Kleiderschrank verirrt hat, werde ich mit Tabakbrühe abbürsten und ihn dann feierlich als neu überreichen.

Da findet sich ja auch noch ein netter Strohhut, zwar in den Farben etwas verblaßt, aber das werde ich schon kriegen: ich reibe ihn vorsichtig mit etwas Oel ab, und schon wird er als neu den Freundinnen vorgeführt. Die Federstumme könnte ich auch erst einmal abwaschen und mit Benzinoform reinigen, dann mit etwas Glyzerin abreiben.

Aber wo sind eigentlich meine kleinen dazu passenden Schleier? Aha, hier sind sie schon, allerdings recht waschbedürftig. Aber das ist nicht schlimm. Den weißen drücke ich in einer guten Seifenlauge aus, spüle ihn gut, ziehe ihn zuletzt durch zuckerhaltiges Wasser und plätte ihn schließlich noch feucht. Dann ist er wieder tadellos steif und frisch. Den schwarzen Schleier wasche ich aber lieber in dem Wasser von roh geriebenen Kartoffeln, sondern sie sollen es nur mitnehmen, wenn nach dem Waschen in die Fingerspitzen etwas Watte gesteckt, so daß sie dann beim Tragen von den Nägeln nicht zerrissen wurden. Die Handschuhe kann ich in diesem Jahr noch tragen und brauche sie nur zu waschen. Das kann ich dann zugleich mit meinen weißen Wildlederhandschuhen, die in gutschäumender Seifenlauge durchgedrückt werden. Dann werden sie gut gespült und zuletzt noch durch ein leichtes Seifenwasser gezogen. Auf diese Weise bleiben sie immer weich, namentlich wenn ich sie vorsichtig trockne, also nicht in der Sonne und nicht zu nah am Ofen.

Wenn ich nur auch voriges Jahr mit meinen weißen Lederschuhen besser umgegangen wäre! Aber leider habe ich jetzt erst gehört, daß die Spitzen längst nicht so leicht unansehnlich und schmutzig werden, wenn man sie nach dem Säubern mit einer Wasserglaslösung bestreicht; das werde ich aber jetzt gleich machen. Meine Wildlederschuhe reibe ich sorgfältig mit ganz feinem Sandpapier ab und behandele sie mit dem gleichfarbigen Puder, dann sind sie auch wieder wie neu.

Na, nun meine Strümpfe. Entsetzlicherweise habe ich ja noch eine ganze Menge, die an der Fußsohle noch gut sind, seit ich meine „Zehenschützer“, kleine Kappen aus Trikot, trage. Freilich, die Hacken sind reichlich gestopft! Aber auch da weiß ich Rat: man näht an der Ferse eine kleine Querfalte ein, so daß die verstopften Stellen tiefer in den Schuh kommen und nicht mehr sichtbar sind.

Nun meine Frühjahrsmäntel. Meinen hellen Gummimantel wasche ich gut mit Wasser ab und lasse ihn auf einem Bügel im Keller trocknen. Zuletzt wird er mit etwas Glyzerin eingerieben. Meinen Gabardinemantel wasche ich mit einer neutralen Seife, dann ist er nach dem Aufbügeln wieder tadellos. Und dann, liebe Sonne, scheine, ich bin für den Frühling gerüstet!

## Liebe auf den ersten Blick

*Von E. C. Christophé*

Gestern vormittag sah ich sie quer über die Straße gehen. Irgendeine Ader sprang mit leichtem Knall in meinem Gehirn. Wie ein feuriger Strahl ergoß sich die Liebe auf den ersten Blick durch mein hochaufschäumendes Blut. Ich sprach sie an. Nicht einmal ein Verkehrsschutzmann oder eine „stop“ zeigende Verkehrsampel hätte mich davon abhalten können, sie anzusprechen.

Sie lächelte. Ich lächelte. Entzückt, beglückt, berückt. „Sicher“, sagte sie auf meine Frage, ob es gestattet sei, „sicher wünschen Sie eine Tasse Kaffee mit mir zu trinken?“

„Phänomenal“, stotterte ich, „sind Sie Hellseherin?“

„Nein“, antwortete sie und zieht sich ein niedliches Grübchen in die linke Wange, „ich sehe nur manchmal im Halbdunkel hell.“

„Sowas habe ich mir gerade gewünscht“, erwiderte ich und bestellte zweimal Kuchen.

„Aber mit Sahne!“ ruft sie dem Ober nach.

„Sehen Sie“, sagte ich und verhaspelte mich beinahe vor Aufregung. „Sehen Sie, so ein Mädel wie Sie habe ich mir sozusagen schon lange gewünscht. Als ich Sie so vorhin über den Damm gehen sah, ihre knabenhafte Gestalt, ihre Beine, ihre ganze Partitur gewissermaßen . . .“

„Da“, fällt sie ein, „da liebten Sie mich auf den ersten Blick, oh!“

„Ja“, flüsterte ich und haschte nach ihrer Hand, „ja, ich liebe dich!“

„Von meiner Seite“, lächelte sie, „Ober, nochmal Kuchen!“

Mir blieb der Verstand stehen. „Du liebst mich auch, dann ist ja alles in Ordnung“, jubelte ich gedämpft und umfaßte ihre Taille. Sie lehnte ihre Wange an meine Backe. „Laß uns gehen“, flüsterte sie innig, „du Geliebter, laß uns gehen.“

„Wohin“, staunte ich leicht verwirrt und erhob mich.

„Um die Ecke, du Guter, nur um die Ecke“, sagte sie. Mir brach das leuchtende Feuer ins Gehirn. Sie liebt mich, schwangen meine Pulse im Sechsachteltakt, sie liebt mich, und sogar mein Herzklappenfehler klappte vorübergehend richtig. Dann umfaßten wir uns, dann gingen wir die Straße hinab. Bis an die Ecke. Bis um die Ecke. Sie deutete mit den zierlichen Finger nach oben. Da hing ein Schild. Ich hob den verliebten Blick und las. „Standesamt“ stand da. Weiter nichts als „Standesamt“.

Doch plötzlich fiel mir ein, daß ich noch eine dringendere Verabredung hatte. Deshalb rannte ich, als gelte es mein Leben . . .

## Hochzeit, wenn alles draußen blüht

Das Leben junger Menschen hat viele schöne Tage. Den allerschönsten davon, den Hochzeitstag, legt man gern in die Zeit, wenn alles draußen blüht. Ehen werden im Frühling geschlossen und die Natur streut Blumen dazu auf den Weg.

Die Mode will nicht nachstehen. Auch sie nimmt ihre blumigsten Stoffe und zaubert daraus formerliche Kleider von leuchtender Farbenpracht, die der Braut das Geleit geben sollen. Diese Kleider sind so bunt, so ins Auge fallend, daß man ihnen nicht weite Röcke von stickleidartiger Prägung geben mag. Lieber läßt man sie schmal und eng an der Figur heruntergleiten, rafft sie ein wenig auf der Brust und nimmt dem Kleid durch kleine Aermel und hochgehende Ausschnittlinie das übertrieben Pompöse, in das sie sonst unrettbar verfallen würden.

Kleider aus pastellfarbigem Taft oder zarter ein wenig steifer Spitze dürfen es sich eher leisten, ihre Röcke in weiten Glocken ausschwingen zu lassen. Wie eine Wolke umbauschen sie die zierlichen Gestalten der Brautführerinnen. Die jungen Damen wissen wohl, warum sie sich gerade für eine Hochzeitseinladung so besonders hübsch machen möchten. Eine Hochzeit zieht die andere nach sich, sagen Erfahrene. Im Wettbewerb darum, wer die nächste sein wird, überbieten sich ihre reizenden Kleider: das blaßlila Spitzenkleid mit dem neuen quergezogenen Coreletteteffet, handschuhlang bis zu den Hüften und weit am Rock ausladend, das gelbe Stilkleid aus Georgette mit der zärtlich von Querfalten umspannten Büste und das mattrosa Taftkleid im Empiregeschmack, das einen hochgeführten Rock hat und von einem um den Nacken geschlungenen Bändel gehalten zu sein scheint.

Auch an Winterhalter, Watteau und Greuze wird der Geschmack geschult, und manches wieder hervorgeholt, was man einstmals trug. Von Fächern aus dem Kleidmaterial ist die Rede, von fingerlosen Handschuhen, von Blumen, Bändern Tüll und Federn im Haar.

Inmitten ihrer Brautjungfern steht die Braut selbst in der schönen Einfachheit ihres auf edle Linie gestellten weißen Seidenkrepkleides. Doppelseitiger Stoff hat den erwünschten schweren Fall. Auf jede Garnitur ist bewußt verzichtet. Nur gezogene Fältchen straffen sich körperbetonend um ein schlankes Ebenmaß. Selbst der Aermel ordnet sich in schmaler Gerabheit der schlichten Eleganz des Gesamteindrucks unter. — Neben den Kleidern gilt das Interesse der Eingeladenen auch dem, was man über dem Kleid trägt. Ausgeschnittene Kleider verlangen häufig nach einer Hülle. Ein weißes Pelzcape kann den Ruhm der Gipfelleistung auf diesem Gebiet für sich in Anspruch nehmen. Leider besitzen die meisten es nicht. Doch erweist sich eine weiße Jacke aus Seidenpikee ebenfalls als sehr brauchbar. Von vornehmer Anmut sind lange, offen zu tragende Seidenmäntel in schönen Abendfarben. Eine Brautmutter würde den Mantel vielleicht in Lila über einem graulila Kleid wählen, eine jüngere Dame dagegen in Kornblau.

M. Cl.

Zeichnung: Friedrichs

Hochgeschlossenes Abendkleid aus einer buntgemusterten Seide mit kurzen Aermeln. Ultra-Schnitt K 7896

Kurzlila Spitze als Sommerballkleid in der neuen handschuhlangen Coreletteform gearbeitet. Ultra-Schnitt K 7928

Vorn gezogenes Brautkleid aus schönem, schwerfallender doppelseitiger Krepp seide. Ultra-Schnitt K 7854

Pastellfarbenes Ballkleid mit reich gezogenem Ausschnitt. Ultra-Schnitt K 7926

Ein empireartig hochgeschnittenes Ballkleid für die jüngsten unter den Brautjungfern. Ultra-Schnitt M 2610

Jacke aus weißem Seidenpikee, über ausgeschnittenen dunklen Gesellschaftskleidern zu tragen. Ultra-Schnitt M 2713

Schöner langer Abendmantel. Die Brautmutter trägt ihn in lila über einem grauen Kleid. Ultra-Schnitt M 2713

# In Francos Hauptquartier

## *Es mangelt an nichts / „Eintopf" wie bei uns*
## *Wie ist die Stimmung?*

Von unserem Sonderberichterstatter Dr. J. Stoye

Wir bringen nachstehend einen Bericht unseres Mitarbeiters, der mit Unterstützung der zuständigen deutschen und spanischen Stellen dem militärischen Hauptquartier General Francos, Salamanca, einen längeren Besuch abgestattet hat.

Die Schriftleitung.

Ich habe die Wärme Lissabons noch im Blut und fröstle erheblich, als ich den ersten Rundgang durch Salamanca mache. Die Sonne scheint zwar sehr schön aus einem unvorstellbar tiefblauen und wolkenlosen Himmel, aber im Schatten ist es gefährlich kühl. Kein Wunder — diese Stadt liegt 800 Meter hoch, am rechten Ufer des Tormes, auf einem welligen Gelände und in einer fast baumlosen Hochebene. Das Klima weist allerschärfste Gegensätze auf und ist berüchtigt, genau so wie das von Burgos und Avila. Der Winter ist rauh, der Sommer unerträglich heiß. Wer früher Spanien bereiste, mied diese drei Städte gern, wenn er nicht als Kunstverständiger und Freund aller Bauten in dieses Land kam.

**Laubengang im Innenhof des Colegio de los Irlandeses (irisches Priesterseminar), augenblicklich Sitz der Deutschen Botschaft. Das Gebäude stammt aus dem 16. Jahrhundert**

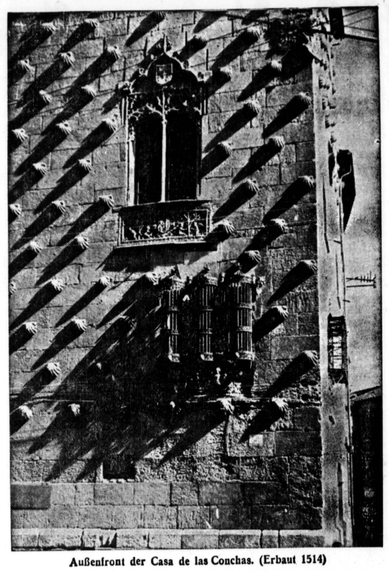
### Lebendes Mittelalter

Den Weltruf Salamancas begründete die Universität, die schon 1254 denen von Bologna, Paris und Oxford gleichgestellt war. Sie vermittelte dem übrigen Europa die arabische Wissenschaft und war im Mittelalter von 7000 Studenten besucht, während es jetzt nur noch 1100 sind. Noch heute spürt man auf Schritt und Tritt die uralte Geschichte Salamancas. Die herrlichen Bürgerhäuser, aus gewaltigem Sandsteinquadern gebaut, die im Laufe der Jahrhunderte eine goldbraune Tönung angenommen haben, fesseln den Blick des Photographen. Man könnte in dieser Stadt von nur 51 000 Einwohnern Tausende von Aufnahmen machen, so malerisch ist sie.

Salamanca besitzt die schönste „Plaza Mayor" (Rathausplatz) Spaniens, die 1720 begonnen wurde und durch reizvolle Bogengänge in den Erdgeschossen der umgebenden Häuser verziert ist. Die Alle Kathedrale, noch vor 1200 vollendet, ist eine einzig dastehende romanische Pfeilerbasilika. Die Neue Kathedrale mit ihrem 110 Meter hohen Turm, den man immer und immer wieder über den Dächern auftagen sieht, so weit man sich auch entfernt, beherrscht das Bild der Innenstadt; der Bau dauerte über 200 Jahre, bis 1733. Man darf sie nicht photographieren, da sich Francos Hauptquartier in unmittelbarer Nähe befindet. Die Universität ist an der Westfassade mit einer verschwenderischen Fülle von Ornamenten und Wappen geschmückt, über dem Portal sind Ferdinand und Isabella, „Los Reyes Catolicos", mit dem Joch und den Pfeilen abgebildet, die zum Wahrzeichen der spanischen Phalanx geworden sind. Die Pfeile bedeuten die verschiedenen damaligen spanischen Königreiche, das Joch symbolisiert die Vereinigung Aragoniens und Kastiliens.

### Erste Eindrücke in Salamanca

Als ich in der kleinen Pension, in der ich das letzte Bett erwischt hatte, mein nach spanischer Sitte karges Frühstück — eine große Schale Kaffee und ein trockenes Brötchen — verzehre, komme ich mit einem ernst dreinblickenden älteren Herrn ins Gespräch. Er und seine Tochter wurden vom „Movimiento", wie man hier die nationale Erhebung nennt, überrascht. Seine Frau und sein Sohn blieben in Madrid zurück, und er ist nun schon 15 Monate über ihr Schicksal völlig im Ungewissen. Ob sie noch leben oder ob die Roten sie auch hingemetzelt haben wie die übrigen hunderttausend wehrlosen Opfer ihrer Mitgier? Seine Tochter hat eine Stellung als Sekretärin gefunden, er selbst lebt von mildtätigen Spenden. Er ist ernst, aber nicht niedergedrückt oder hoffnungslos. Ihn beseelt die feste Zuversicht, daß Franco siegen wird, und er spricht begeistert von dem neuen Geiste, der die Spanier jetzt erfaßt hat, Spanien hat eine wechselvolle und rauhe Geschichte durchgemacht, und die Spanier sind deshalb unverstellbar zäh und genügsam. Not und Leid können sie nicht erschüttern.



**Außenfront der Casa de las Conchas. (Erbaut 1514)**

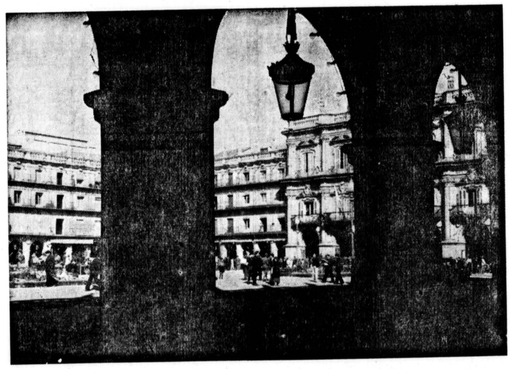
### Eintopf und Kombatlantenhilfe

So glänzend wir verpflegt werden — es ist in Spanien üblich, daß auch die feinsten Hotels volle Pension geben — so müssen wir doch Donnerstags mittags und abends nach deutscher Sitte essen, d. h. uns mit einem Gang begnügen; hierfür läßt allerdings nichts zu wünschen übrig. Immerhin wird dadurch viel an Nahrungsmitteln gespart, und die ärmeren Bevölkerungsschichten können auf Grund dieses „Plato unico" (Einheitsgang) bestens unterstützt werden. Eine ähnliche Hilfseinrichtung, welche die Falange geschaffen hat, ist der „Subsidio de Combatientes", Kombattanten- oder Frontkämpferhilfe. Wenn man sich Zigaretten, Streichhölzer, Luxusseife und ähnliche entbehrliche Gegenstände des täglichen Lebensbedarfs kauft, zahlt man 10 Proz. Aufschlag und erhält darüber eine besondere Quittung. Dasselbe gilt für Bier und Kaffee, sowie alle übrigen Getränke, die in Cafés und Restaurants verabreicht werden. Außerdem stehen in den Tabak- und Zigarrengeschäften — die in Spanien auf Grund eines Monopols sämtlich staatlich sind und auch Postkarten und Briefmarken verkaufen — große Sammelbüchsen, und der Käufer wird gebeten, etwa den zehnten Teil der gekauften Tabakwaren für die kämpfenden Truppen zu spenden.

### Francos Hauptquartier

Aus dieser sonst überstillen Stadt ist jetzt die vom Leben erfüllte Zentrale der militärischen Operationen Francos geworden. Gegen 30 000 Menschen mußte die Stadt auf einmal mehr unterbringen, und die Folgen lassen sich unschwer ermessen. Während in Burgos die reine Politik gemacht wird, laufen hier alle Fäden der Kriegshandlungen zusammen. Nach Salamanca muß jeder Ausländer kommen, um dort seinen „Salvoconducto" (Geleitschein) vom Amt für Presse und Propaganda zu erbitten.

Die Kaffeehäuser sind schon am frühen Morgen von Urlaubern und Verwundeten dicht besetzt, auf den Straßen herrscht ein buntbewegtes Treiben, man sieht Angehörige aller Truppengattungen, besonders malerisch nehmen sich die Moros in ihren sandfarbenen Burnussen und ihren roten Fezen aus. Daneben tritt die blaue Uniform der Falangisten häufig in Erscheinung, die rote Baskenmütze der Requetés ist nicht minder oft zu sehen. Francos Kämpfer machen alle einen gesunden und kräftigen Eindruck, ihre Gesichter sind tief gebräunt, in ihren Augen leuchtet die Begeisterung für die nationale Sache. Von Mißstimmung ist nicht das geringste zu spüren. Ich komme im Café mit verschiedenen ins Gespräch und lasse mir von den Leiden und Sorgen erzählen, die Spanien heute erduldet. Sie wissen, daß auch nach dem völligen Siege Francos noch schwere Zeiten durchzumachen sind, denn ungeheure Not ist über viele Spanier gekommen, sie haben nicht nur Hab und Gut einzubüßt, in vielen Familien fehlt der Ernährer, hat die moralische Widerstandskraft durch lange Gefängnishaft oder durch das Erleben gräßlichster Gewaltszenen gelitten. Aber wieder zeigt sich die Härte im spanischen Wesen, die in seltsamer Weise mit Milde und Verstehen gepaart ist. Sie werden es schaffen, denn sie wollen es.



**Blick durch die Arkaden an der Plaza Mayor, des unübertroffen schönen, 1729 erbauten Rathausplatzes, im Hintergrund rechts das Rathaus** Photos (4) Wissenschaftl. Nachrichtenzentrale

### Es mangelt an nichts

Ich gehe durch die Geschäftsstraßen Salamancas und stelle mit Erstaunen fest, daß alle Geschäfte reiche Auslagen zeigen — auch die Lebensmittelläden Franco verfügt über die landwirtschaftlich ertragreichsten Gebiete und kann die Bevölkerung der von ihm besetzten Gebiete sehr gut ernähren. Ja — selbst an der Front bleibt man dem spanischen Brauche treu und reicht den Truppen zweimal am Tage fünf warme Gänge! Denn der Spanier ißt lieber verschiedene kleine Gerichte, wenn auch damit die Arbeit der Hausfrau ungemein erschwert wird, als daß er sich mit einer einzigen Speise sättigt. Dabei ist die Einteilung der Mahlzeiten recht ungewöhnlich: man muß mit dem dürftigen Frühstück bis 1 Uhr durchhalten, bekommt dann allerdings ein geradezu opulentes Mahl vorgesetzt. Das Abendessen nimmt man auf Grund eigenartiger Lebensgewohnheiten nicht vor 9 Uhr und oft erst 10 Uhr abends ein.

**Bürgerhäuser in der Nähe der Katheurale von Salamanca**



# Haus, Hof und Garten

## Ich baue mir einen Bienenstand

*Von R. Jacoby*

Wer mit der Bienenzucht beginnen will, wird auch damit rechnen müssen, daß er sich einmal ein Bienenhaus baut. Das braucht nicht unbedingt sofort zu sein, denn man kann seine Bienenzucht auch als Freistand aufziehen, wie es vor allem in Ostpreußen noch vielfach üblich ist. Aber ein Bienenhaus bietet doch so mancherlei Vorteile, daß der Imker, der ein solches bei einem Imkerfreund kennengelernt hat, auf die Dauer auch selbst nicht gern wird darauf verzichten wollen.

Bei dem Bau eines Bienenhauses ist aber mancherlei zu berücksichtigen. Besitzt man eigenen Grund und Boden, dann kann man von vornherein so bauen, daß es für alle

**Abb. 1**

**Bienenhaus mit Oberbehandlung**

Zeiten stehenbleiben kann. Hat man nur Pacht- oder Mietland zur Verfügung, dann sollte man das Haus aus Balken und Brettern so einrichten, daß man es jederzeit ohne allzu große Mühe wieder auseinandernehmen und an einer neuen Stelle errichten kann. Weiter ist notwendig, daß man den Bau so ausführt, daß der Nachbar möglichst wenig von den Bienen belästigt wird. Die Flugrichtung sollte also nicht zum Garten des Nachbarn gehen, sondern über das eigene Grundstück oder zumindest parallel der Grenze. Zweckmäßig ist es auch, wenn man nahe der Grenze dauen muß, einen wenigstens 2 Meter hohen Zaun zu stehen, so daß die Bienen sofort gezwungen sind, in die Höhe zu gehen. Es genügt ein Zaun aus Maschendrahtgeflecht, an dem man Brombeeren emporranken lassen kann, die gleichzeitig den Bienen Pollen und Nektar spenden.

Die Art des Bienenhauses richtet sich nach der Art der Bienenwohnungen, seine Größe selbstverständlich nach deren Zahl. Da man aber als Anfänger in der Regel nicht weiß, wieviel Bienenvölker man einmal wird betreuen können, ohne daß der Beruf unter dieser Nebenbeschäftigung leidet, so sollte man das Haus so einrichten, daß man es unter Umständen später einmal durch einen Anbau erweitern kann. Ob das, was sicher Bauemer ist, in der Flucktlinie des alten Baues geschieht, oder ob man im Winkel anbaut, macht nicht viel aus. Wichtig ist aber für den Bau, zu welcher Bauteuart man sich entschließen will. Diese Frage muß zunächst entschieden werden, denn sie ist bestimmend für die Inneneinrichtung des Hauses. Hat man einer bestimmten Beute, zwei Kästen, so denen man die Bienenvölker von oben behandelt, den Vorzug gegeben, dann wähle man ein Bienenhaus, das der Abbildung 1 ähnelt. Man errichtet die Bienenbank, auf der die Bienenwohnungen zu stehen kommen, dicht über der Erde, mißt die Höhe der Kästen und gibt etwa die gleiche Höhe nach oben dazu, und zwar lieber etwas mehr als weniger, und zieht in dieser Höhe eine zweite Bienenbank, auf der die zweite Reihe Kästen stehen kann. Auch darüber muß natürlich der gleiche freie Raum bleiben, den man für die Aufsatzkästen, also den Honigraum, und das Herausnehmen der Waben bei der Behandlung des Volkes benötigt. Den freien Raum oberhalb der Kästen verschließt man durch querliegendes, über alle Beuten hinwegnehmendes Fenster, das man an der Oberseite mit Hängen befestigt, so daß man es jederzeit aufstellen und den Bienen den Abflug aus dem Bienenhaus ermöglichen kann. Ein solches Bienenhaus ist stets hell und gestattet ein bequemes Arbeiten.

Wer sich für den Blätterstock, die verschiedenen Beuten oder eine ähnliche Bienenwohnung entschieden hat, deren Behandlung von hinten erfolgt, hat den Vorteil für sich, daß er auf dem gleichen Raum mehr Völker aufstellen kann. Er spart den freien Raum über den Kastenreihen, da sich der Honigraum bereits in diesen Beuten befindet und nicht besonders aufgesetzt zu werden braucht, kann also diesen freien Raum mit Völkern ausfüllen. Das ist, vor allem wo der Platz beschränkt ist, ein nicht zu unterschätzender Vorzug dieser Kapelfächsen Bienenwohnungen. Selbstverständlich muß der Imker dafür sorgen, daß er von oben der genügend Licht erhält, oder er muß in die Rückwand Fenster einlassen. Außerdem aber muß die Bienenbank, auf der die unterste Reihe der Völker zu stehen kommt, höher sein als bei den Völkern der Oberbehandlung. (Siehe Abb. 2.) In der Regel wird die Unterlage, auf der die untere Kastenreihe steht, etwa 65 Zentimeter über dem Erdboden liegen. Man kann dann die Völker der unteren Reihe sitzend behandeln, während man die zweite Reihe bequemer ist, in der Rückstellung des alten Hängen befestigt, so daß man es jederzeit aufstellen und den Bienen den Abflug aus dem Bienenhaus ermöglichen kann. Ein solches Bienenhaus ist stets hell und gestattet ein bequemes Arbeiten.

Ein paar Worte mögen auch noch über die Flugrichtung gesagt werden. Sie ist nicht so wesentlich, wie oft behauptet worden ist, doch sollte man die Wetterseite nach Möglichkeit vermeiden. Am zweckmäßigsten hat sich die Ostrichtung erwiesen, wenn sie sogen die harten Ostwinde im Winter geschützt werden kann. Aehnlich verhält es sich bei der Nordrichtung. Da hier die Sonne fehlt, werden die Bienen im Frühling nicht allzufrüh beunruhigt und verharren länger unaeflört in der Winterruhe. Ist man gezwungen, die Flugrichtung nach Süden zu wählen, dann sollte man durch Anpflanzung einiger Bäume für Schatten sorgen. So sehr die Bienen die Sonne lieben, so kann die Mittagssalut doch, wenn sie allzu stark ist, ihren Sammeleifer stark hemmen oder gar lahmlegen.

Bei der Anlage des Bienengartens sollte man auch sofort einige Weiden in der Nähe des Bienenhauses pflanzen, damit die Immen im Frühjahr Pollen für die Brut vorfinden. Zu den besten Weiden gehören die Salweide, die sich aber durch Stecklinge schlecht vermehren läßt und deshalb am besten aus einer Baumschule bezogen wird, ferner die Bildeweide, die Reifweide und die Purpurweide. Wer Platz hat, pflanze möglichst mehrere Arten an, um die Blütezeit weitestgehend auszudehnen. Auch Schneeglöckchen, Krokus und andere Zwiebelgewächse sollten in der Nähe des Bienenhauses in großen Mengen blühen, denn je mehr Pollenspender im Frühjahr vorhanden sind, um so besser wird die Entwicklung der Völker sein.

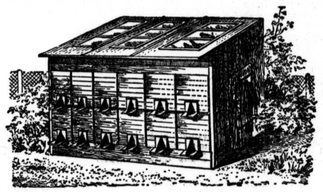


**Abb. 2**

**Bienenhaus mit gestapelten Zwillingen**

Zeichnungen: Zamboni M

## *Tomatenanbau im Freiland*

Die Tomate ist eine der wenigen Gartengewächse, die auf kleinstem, sonnigen Raum gute und regelmäßige Ernten bringt. Es spielt hier der Boden nur eine Nebenrolle, da man diesen ja verbessern kann. Bedingung zum Erfolg ist warme, sonnige Lage und entsprechende Düngung, ferner kräftige Pflanzen und gute Sorten. Die frühesten Ernten erzielt man an einer Mauer oder an einem Bretterzaun, weiter an nach Süden geneigten Berghängen oder Böschungen. Der Dünger ist möglichst im Herbst als halbverrotteter Stalldünger unterzugraben; kann erst im Frühjahr gegraben werden, so muß der Dünger völlig verrottet sein, denn zu frischer Dünger begünstigt verschiedene Krankheiten. Nach dem Graben ist auf der rauhen Scholle je Quadratmeter 250 g Düngekalk zu streuen und einzurubbern. Später kommt nach dem Pflanzen dann noch eine Kunstdüngung hinzu, die eingeharkt oder eingehackt wird. Sollen die Pflanzen einzeln im Garten verteilt werden, so werden Löcher von 40 bis 50 cm ausgehoben, dann wird das Loch zu Dreiviertel mit guter Kompoterde oder verrotteten Dünger gefüllt, das restliche Viertel mit gutem Mutterboden nachgefüllt und alles möglichst gut vermischt.

Die Pflanzen werden am besten aus einer guten Gärtnerei gekauft, wenn es sich nur um einige Exemplare handelt. So kommen sie dem Gartenbesitzer billiger, als wenn er sich die Pflanzen selbst hochzieht, auch wenn er über ein Mistbeet zur Anzucht von Kohl und Sommerblumen verfügt, denn die Samenkörner müssen schon Anfang März gesät werden und sind mehrmals zu verpflanzen. Das Auspflanzen der Tomatenpflanzen hat erst im letzten Maidrittel zu geschehen, da dann gewöhnlich keine stärkeren Temperaturrückschläge mehr zu befürchten sind. Die Pflanzen müssen kräftig sein und schon Blütenansatz haben. Sorgfältig aus dem Grunddeet ausgehobene Pflanzen mit gutem Erdballen, der mit Papier umwickelt wird, gedeihen besser als solche mit kleinen verfilzten Topfballen. Die Pflanzen sind nach dem Einpflanzen sofort an einem Stabe lose anzubinden, denn bei einem festen Anbinden werden die Pflanzen bei der Bodensetzung hochgezogen. Die Pflanze muß tiefer in den Boden kommen als sie ehedem gestanden hat, damit der Stengelteil neue Wurzeln bildet. Es ist darauf zu achten, daß die Wurzeln beim Pflanzen nicht gequetscht werden, da hierdurch das Anwachsen verzögert wird. Die Pflanzen sind sofort anzugießen.

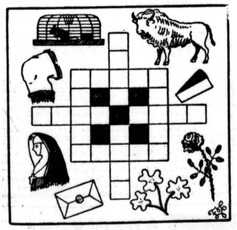
Sollen die Tomaten ein- oder mehrtriebig gezogen werden? Wer auf frühe Frucht Wert legt, kann die Pflanzen eintriebig ziehen; er braucht dann aber eine entsprechend größere Anzahl Pflanzen. Man kann aber auch die Pflanzen selbst an einem Pfahl zwei- bis dreitriebig ziehen, ohne daß die Früchte behindert werden. Es muß beim Pflanzen nur ein weiterer Abstand gewählt werden, etwa 60×80 cm. Der Ertrag wird so verdoppelt. Setzt man die Pflanzen an Wände oder Drahtspalier, so können nur vier bis fünf Triebe verbleiben, die fächerartig verteilt werden. Die sich in den Blattwinkeln bildenden Nebentriebe müssen jedoch sofort ausgebrochen werden, sonst kommt durch diese Triebe weder Sonne noch Luft an die Pflanze.

Ende Juli/Anfang August werden die Triebe über der obersten Blütenknospe entspitzt, denn die Früchte der noch später erscheinenden Blüten reifen doch nicht mehr aus.

Das Gießen wird am besten am frühen Morgen ausgeführt. Sonst ist lauwarmes Wasser zu verwenden. Es ist zu beachten, daß die Pflanzen nicht zu häufig gegossen werden sollen, dafür aber durchdringend, da sonst die Fruchtreife verzögert wird. Die Blätter sind vor Nässe zu schützen, denn durch sie wird die Braunfleckenkrankheit begünstigt. Im Juli wird nochmals eine Kunstdüngergabe gestreut, gut eingehackt und bewässert. Im übrigen besteht die Pflege im regelmäßigen Hacken und rechtzeitigen Anbinden der Triebe. Zum Anbinden darf nicht zu dünnes Bindematerial genommen werden, da man sonst die Triebe leicht einschnürt. Die Stäbe müssen gesund und ungefähr 2 m lang sein, so daß sie mindestens 1½ m über dem Erdboden stehen. Stricke und Drähte können schwächer sein, da hier die Triebe einzeln anzubinden werden. Im Herbst müssen die unreifen Früchte, wenn Nachtfröste bevorstehen, gepflückt werden. Die gelblichen Tomaten werden zum Nachreifen an ein Fenster gelegt, während die grünen, doch gesunden und trockenen Früchte in einer Kiste oder in einen Karton mit Torfmull verpackt und in einen temperierten Raum gestellt werden. In jeder Woche einmal werden die schlechten Früchte entfernt. Wenn hier auch die Früchte nicht mehr hochrot, sondern rötlichgelb werden, so hat man doch bis in den Dezember hinein gute Suppentomaten.

**Pechräude bei Ferkeln.** Im Verlauf chronischer Ekrankungen treten bei Schweinen, besonders bei Ferkeln, krankhafte Veränderungen an der Haut auf, die in bezug auf ihre Beschaffenheit große Aehnlichkeit haben mit den räudeartigen Hauterkrankungen und daher auch den Namen Pechräude führen. Im Gegensatz zur Räude des Schweines wird aber diese Form von Hautkrankheit nicht durch Räudemilben verursacht, sondern sie ist, wie bereits gesagt, in der Regel sekundärer Natur und tritt fast regelmäßig im Anschluß an bestimmte Krankheiten, wie sie häufig im Winter vorkommen, auf. Die Bekämpfung hat in der Behebung des Grundleidens zu bestehen.

### Illustriertes Kreuzworträtsel.



Die in die waagerechten und senkrechten Felderreihen einzutragenden Wörter sind aus den bildlichen Darstellungen zu erraten. Die Wörter der waagerechten Reihen sind in dem oberen, die der senkrechten in dem unteren Teil des Bildes zu suchen.

### Verbindungsaufgabe

Alt — Arzt — Ast — Bild — Busch — Chef — Chlor — Eifer — Furt — Helm — Ili — Ili — Kalk — Krebs — Lieb — Liste — Nab — Ob — Po — Rang — Schaft — Schwanz — Sinn — Stille — Sucht — Vater.

Aus vorstehenden 26 Wörtern sind 13 neue Wörter zu bilden und zwar müssen immer deren zwei ein neues Wort ergeben. Hat man diese richtig gebildet und entsprechend geordnet, so ergeben die Anfangsbuchstaben eine Volksfitte.

### Scharade.

Zwei sind ein goldner Fisch aus einem weißen See;
Den fängt ein Mägdlein hold und zieht ihn in die Höh.
Eins ist ein weißer Strom aus wohlgepreßtem Bach,
Den leitet auch die Maid, ja führt ihn unter Dach.
Dort bildet sich der See, der See gebiert den Fisch;
Den Fisch ereilt das Los: dort steht er auf dem Tisch.
Ei, ist das keine Kunst? Und dort, was muß man sehen!
Nun steht das Ganze da, nachdem der Fang geschehen.
's ist immer noch ein See, doch seit der Fisch heraus.
Sieht der nicht mehr so schön, fast trübe steht er aus.
Einst war's ein süßer Trank, und nun, wie ist er sauer,
Doch auch den sauern liebt der Bürger wie der Bauer.

### Silbenrätsel.

a — char — be — du — er — erk — ge — gei — gent — hin — klad — lat — ner — sa — sta — sten — ter — tor — un — ve.

Aus vorstehenden 20 Silben sind 10 zweisilbige Wörter zu bilden mit folgender Bedeutung:

1. Name aus der römischen Mythologie,
2. Anhänger einer indischen Religion,
3. Kartenblatt, 4. Mann mit lauter Stimme,
5. Gemüsepflanze, 6. Geschäftsvermittler,
7. kaufmännisches Geschäftsbuch, 8. Raubvogel, 9. Dienstgrad, 10. Berliner Vorort.

Hat man die Wörter richtig gebildet, ergeben die zweite und vierte Buchstabenreihe beidemal von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort.

### Zerschnittaufgabe.

Die schwarzen Flächen sind auszuschneiden und so zusammenzulegen, daß sie die weiße Silhouette eines Maurerlopfes umschließen.

### Silbenbaukasten.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| | rei | | den | men |
| wird | | die | | fe | feh |
| | lle | | gu | | als |
| we | | schwung | | fiel | | her |
| | in | | de | | fee |
| woont | | ne | | gel | | rung |

auch — be — her — in — kei — len — len — nen — nicht — nie — nig — ren — ste — trü — hen — tie — viel — zeu — zu.

Die vorstehenden Silben sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß die waagerechten Reihen, fortlaufend gelesen, ein Gedicht von Frida Schanz ergeben.

**Loggeriph.**

Es ist ein überirdisch Wesen,
Von dem wir oft in Büchern lesen;
Sein Name wird aus Artigkeit
Auch manchem hohen Kind gereicht.
Doch steht ein B davorgeschrieben,
Wo ist der hohe Sinn geblieben?
Dann ist's ein Wort, mit dem man schilt,
Zumal wenn's losen Streichen gilt.

**Kapselrätsel.**

Ich bin heut Schwiegersohn geworden;
Wißt wissen Du den Namen meiner Braut? —

Nicht schwer ist dieser zu erraten
So bitt' ich dich, mich richtig angesehen.
Denn, wenn genommen wird mir Kopf und Fuß,
Des Bräutchens Name übrigbleiben muß.

**Auflösungen aus voriger Nummer**

**Kreuzworträtsel:** 1. Stab. 5. Rate, 9. Mera, 10. Idar, 11. Tiara, 12. Oel. 13. Schulle, 16. Hucken, 20. All. 21. Wilna, 23. Amen, 24. Reon 25. Gera. 26. Gobi. — Senkrecht: 1. Sah. 2. Teil, 4. Barsch, 6. Adolf, 7. Tael, 8. Erle, 14 Oöning, 15. Acker, 16. Haag, 17. Ulme, 18. Snob, 19. Bani, 22. Leo.

**Rätsel:** Hering — Gehering.

**Füllrätsel:** Obere waagerechte Reihe: Oel, untere waagerechte: All, linke senkrechte: Ate, rechte senkrechte: Ahn. — Koeln, Kalle, Kater, Nahme.

**Pyramidenrätsel:** e, ei, lei, lied, diele, fiedel, flieder.

**Bilderrätsel:** Allein der Vortrag macht des Redners Glück.

**Ergänzungsrätsel:** Balkon, Stuhl, Seil, Gasrohr. Gesaender — Luise.

**Scharade:** Armselig.

### Anhänglich

Im Hutgeschäft. Der Kunde hat etwa ein Dutzend Hüte probiert. Beim dreizehnten sagt er: „Dieser hier gefällt mir — den möchte ich haben.“

Verkäufer: „Aber, mein Herr, das ist ja Ihr eigner alter Hut!“

### Zu spät

Sohn kommt ins Büro des Vaters: „Wie geht's, Vater, ich bin nur mal schnell raufgekommen, um dir ‚guten Tag‘ zu sagen!“

Vater: „Du kommst zu spät, mein Junge. Deine Mutter hat schon alles Geld, das ich hatte, bekommen; sie kam auch nur rauf, um ‚guten Tag‘ zu sagen!“ (Neue Z. Z.)

*

Der Einbrecher liest, daß die Schlaflosigkeit der modernen Menschen immer zunimmt:

„Ja, ja, davon kann ich auch ein Lied singen. Wo's d'einbrichst, is wer wach!“

*

„Wie geht es deinem Sohn?“

„Ach, reden wir nicht von dem Bengel! Ich habe mit nichts angefangen, aber er wird mit nichts aufhören.“

*

Die Mutter hat eine lockere Hand. Der kleine Bruno meinte eines Tages: „Mutti, ich möchte ein Teppich sein!“

Mutter: „Ein Teppich, warum?“

Bruno: „Der darf nur am Freitag geklopft werden.“

*

„Hast du schon gehört, Gerda, soll ihrem Verlobten alle ihre Liebschaften gebeichtet haben!“

„Ich bewundere ihren Mut.“

„Und ich ihr Gedächtnis!“

*

„Guten Morgen, Herr Müller! Vorgestern abend bin ich an ihrer Wohnung vorbeigefahren.“

„Ach, das ist aber nett von Ihnen.“

**Nach dem Einbruch im Büro: „Fräulein Kassiererin, ich habe doch ausdrücklich gerufen: ‚Hände hoch!‘“** (Dobry Wieczór.)

Mieter: „Wissen Sie, die Aussicht vom Zimmer gefällt mir ja gar nicht.“

Wirtin: „Soll ich Ihnen etwa für die zwanzig Mark noch die Zugspitze herkommen lassen?“

### Die Tanten

„Es kommt alles an den Tag, Herr Neffe! Jede von uns hat du also heimlich angepumpt. Wir sind empört!“

„Oho, empört könnte ich sein: jede von euch hat mir strengste Diskretion versprochen.“

*

Tristan, 1. Akt. In der Reihe vor mir sitzt ein Ehepaar, das die ganze Zeit mit Essen beschäftigt ist und fortwährend mit Papier knistert.

Ich beschwere mich zweimal energisch. Das Ehepaar nimmt keine Notiz davon. Nach der Pause kommen die Leutchen aber in meine Reihe. Entweder gibt es jetzt Krach, oder der Mann will sich entschuldigen.

„Entschuldigen Sie“, sagt er, „haben Sie sich vorhin beschwert?“

Aha, er will sich also doch entschuldigen: „Ja.“

Da macht der Mann kurz kehrt: „Komm, Melitta, dann müssen wir eine Reihe weiter vor.“

### Der Ungeschickte

„Schrecklich, wie ungeschickt du dich wieder rasiert hast! Erst sahst du aus wie 'n Kaktus — und jetzt siehst du aus, als ob du in einen Kaktus hineingefallen wärst!“

### Gebotene Diskretion

„Heute Nacht ist frisch geschlagenes Holz gestohlen worden. Wer kann das gewesen sein, Sepp?“

„I kann mir's schon denken, Herr Förster, aber i mag's net sagen.“

„Dann ist's der Bergwieser Xaverl gewesen! Der ist der einzige, vor dem du Angst hast.“ (Fliegende Blätter.)

*

„Ach, lieber Förster, ich freue mich immer über das schöne Haar Ihrer lieben Frau!“

Förster: „Und dabei schädelecht, ganz schädelecht!“ (Woche.)

**Unsere Lieblinge**

**„Sieh mal, Vati, was für eine schöne Puppenstube Sophie aus dem Rundfunkapparat gemacht hat!“** (Dobry Wieczór.)

„Also, ihr habt jetzt die Tatsache begriffen, daß entgegengesetzte Pole einander anziehen?“

„Herr Lehrer, so ganz verstehe ich es nicht“, sagte der kleine Rudi. „Dann müßten sich doch Nordpol und Südpol längst am Aequator getroffen haben!“ (Kroralle.)

### Schlecht gezogen

Die kleine Heidi besteigt mit ihren Eltern die Trambahn. Mutti findet mit Heidi Platz im Innern, der Vater bleibt auf der Plattform.

Plötzlich gibt es noch einen freien Platz, und Mutti winkt Vater, auch hereinzukommen. Dieser schüttelt ablehnend den Kopf.

Da erhebt sich klein Heidi und wendet sich an die andern Fahrgäste: „Er folgt halt nit!“ (Jugend.)

### Kilometerfresser

„Was haben Sie denn da vorn auf Ihrem Auto für einen großen Kasten?“

„Das ist eine Filmkamera. Wissen Sie, ich fahre so schnell, daß ich gar nichts von der Landschaft habe. Da filme ich sie eben und sehe sie mir nachher an.“

### Der Fachmann

Ein als Aufschneider bekannter junger Mann brüstete sich einst bei Tisch mit der Behauptung, er sei schon auf einem Pferd in fünf Minuten eine halbe Meile weit geritten.

Da fragte man einen anwesenden Stallmeister als Sachverständigen, ob so was möglich sei, und er das auch könne.

„Meinen“, sagte dieser, „kann ich das nicht. Aber lügen kann ich's auch.“

*

„Meine Frau verlangt dauernd Geld von mir für Dinge, die sie gerne haben möchte!“

„Das tut meine Frau nun wieder nicht!“

„Ist deine denn so anspruchslos?“

„Das nicht, aber sie kauft diese Dinge einfach und gibt mir die Rechnung!“

### Der Wolkenmaler

Leibl betrat einmal unerwartet seine Malklasse und entwischte einen seiner Schüler, der entgegen der Vorschrift eine Zigarette rauchte. Leibl nahm ihm die Zigarette weg, betrachtete sie und sagte: „Sie haben ja da einen merkwürdigen Pinsel, junger Freund. — Was gedenken Sie denn damit zu malen?“

„Wolken, Herr Professor!“ war die Antwort. (Lustige Blätter.)

*

Mutter: „Es waren doch zwei Apfelsinen im Schrank, Kurt. Jetzt ist nur noch eine da. Wie kommt das?“

Kurt: „Es war so dunkel, Mutti, da habe ich die andere nicht gesehen.“

*

„Sie glauben gar nicht, welch ein reges Interesse meine Frau an meinem Beruf hat!“

„So, was sind Sie denn?“

„Modezeichner!“

*

Er: „Wollen wir heute wirklich zu Mekkers gehen? Ich habe gar keine Lust.“

Sie: „Ich habe auch keine Lust, aber stelle dir vor, wie froh die wären, wenn wir nicht kämen.“ (Allgem. Wegweiser.)

*

Lehrer: „Sag mal, Kurt, warum ist es am besten, immer die Wahrheit zu sagen?“

Kurt: „Weil man dann nicht nachzudenken braucht, was man früher gesagt hat.“

*

„Hallo, was wollen Sie denn an dieser fremden Tür?“

„Ich suche eine Wohnung.“

„Was, jetzt mitten in der Nacht?“

„Ja, aber meine eigene!“

### Der arme Vogel

„Schickt Ihnen denn Ihr Sohn aus Brasilien niemals irgendwelche Geschenke?“

„Doch — im vorigen Jahr hat er uns einen Papagei geschickt, aber der war so zähe, daß wir keinen Bissen herunterbringen konnten!“ (Dusmorbladet.)

### Verdächtige Aehnlichkeit

„Wann gedenken Sie eigentlich die hundert Mark zurückzuzahlen, die ich Ihnen geborgt habe?“

„Aber, mein Herr . . . ich kenne Sie ja gar nicht. — Sie müssen mich mit jemand anderem verwechseln!“

„So? — — Dann sehen Sie ihm aber so ähnlich, daß Sie mir wenigstens eine kleine Anzahlung geben sollten!“ (Karikaturen.)

### Der Erfolg ließ zu wünschen übrig

„Gestern habe ich ein Gedicht über Regines entzückende Füßchen geschrieben und es ihr dann vorgelesen!“

„Und hat es ihr gefallen?“

„Sie sagte, ihr Füße wären einschlafen!“ (Hemma.)

### Himmelskunde

Der Herr Professor erklärt den Erdball und seine Bahn um die Sonne.

„Nehmen Sie an, mein Kopf sei der Globus! Wenn nun die Sonne am höchsten steht“, sagte er, nahm eine Lampe und hielt sie senkrecht über seinen Kopf, „dann haben die Bewohner meines Kopfes Mittag!“ (Bara Nöjen.)

### Werbung ganz groß

„Heute habe ich zehn Millionen Zahnstocher mit unserem Firmenaufdruck bestellt!“

„Donnerwetter!“

„Ja, wir müssen etwas unternehmen, daß der Name unserer Firma in jedermanns Munde kommt!“ (Lektyr.)

### Das erklärt alles

„Frieda“, sagt die Hausfrau, „unser Treppengeländer ist immer staubig! Nebenan bei Kreuses sieht es stets blitzsauber aus!“

„Ja, gnädige Frau . . . die haben auch fünf Kinder!“ (Söndagsnisse.)

*

„Ja“, sagte der Fremde, „darüber habe ich im Reiseführer gelesen. Bei Eintritt wäre man von dem Anblick der Herkulesstatue bis ins Innere getroffen. Darauf würde man stumm vor Bewunderung über die Pracht der großen Treppe. Beim Betrachten des Gemäldes im ersten Stock, fühle man die zerschmetternde Wucht einer gemalten Naturkatastrophe, und beim Ausgang springen einem die scharfen Farbenkontraste eines modernen Gemäldes in die Augen. Nein, mein Herr, solchen Strapazen will ich meine Nerven nicht aussetzen. Denn schließlich befinde ich mich doch auf einer Erholungsreise.“ (Allers Familj Journal.)

**Links:**
**„Der alte John hat seinen Gaul eine neue Decke gekauft; aber jetzt gefällt sie ihm so gut, daß er sie lieber selber trägt.“**
(Everybodys Weekly.)

**Rechts:**
**„Siehst du, ich habe doch gleich gesagt, wir sollten mit dem Aufstieg warten, bis der Nebel verschwunden ist.“**
(Everybodys Weekly.)

Schlankheit + Wohlbefinden
ORBAL
Abnahme des Gewichts bis zu 20kg und mehr, ohne Diät u. ohne Gewaltkuren. Die besondere Wirkung von Orbal beruht auf dem systematischen u. stetigen Fettabbau im Körper.
Zunahme an Orbal-Verbraucher ist der beste Beweis für die Wirksamkeit. Letzter Stichtag: 893 Aerzte verordnen, 2166 Apotheken u. Drogerien führen, 65136 bestellen Orbal.
ORBAL ZUM KURGEBRAUCH FÜR 3 RESPS WOCHEN RM 3.60, u RM 6.00
FRITZ STABY, KG BERLIN W 30
Prospekt GEGR 1921 kostenlos

Damenbart
Sichere Entfernung ist. Haare d. d. weltbek. Heiwakakur. Sehr bewährt u. ä. Preis Brüssel Sept. 32, London März 33. Dankerfüllte Zuschriften z. l. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). Marke Heiwaka m. Stern, reichspatent. W.z. 406009 schützt vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, i. grün. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Heiwaka-Köln 114

Billige aber gute Uhren
m. Garantie. Bei Nichtgefall. Umtausch od. Geld zurück. Nr. 3 Herrantaschenuhr m. gepräft. 36 stündig. Präzisions-Ankerwerk, vernickelt, M. 3.90
Nr. 4 Versilbert, Qualität, 7 verstellt. Länder M. 2.30 Nr. 5 besser Werk, flache Form, M. 3.40 Nr. 6 Sprungdeckel-Uhr, 3 Deck., vergoldet, M. 4.90 bessere Werk M 7.40. Nr. 8 Armbanduhr, versenkbar m. Lederarmband M. 2.60, Nr. 83 Dto., für Damen, kleine Form, mit Ripsband, M. 4.—. Nr. 99 Dto., Goldschalen, 5 Jahre Gar., 1 Gehäuse, für Damen, mit Ripsband, M. 6.90
für Herren, viereckige Form, M. 6.90
Nr. 542 Tischuhr, modernes Fo. m. 8-Tage-Werk, Eiche poli., M. 8.—
Nr. 146 i. Geschenkta Kuckucksuhr, 30 cm hoch, natürlich Kuckuck rufend, M. 2.50
Wasserdicht, genau gehend, M. 1.60
Nickelkette 25. Doppelkette, vergold. M. —.70 Kassel M. —.25.
Nr. 612 Monogramm-Siegelring für Damen oder Herren, vergoldet, einschl. Monogramm M. 1.10
Nr. 614 Siegelring, flache Platte, M. 1.30. Nr. 2801 Siegelring, monogramm Form, 1.40. Trauring, Double, M. —.80
Double-Ring mit Stein, M. —.80. — Alle Ringe Papierstreif. anpassend
Vers. geg. Nachn. Jahresversand 30 000 Uhren. 20 000 Ringe
Katalog mit ca. 600 Bildern gratis!
Fritz Heinecke Braunschweig Abt. A9
Deutliche Schrift hilft Fehler und Verzögerungen vermeiden

Brutmaschine
a. Schrägboden »Gindon« v. RM 35.— b. 12.— an, von jedem Kind spielend leicht z. bedienen, eignet sich für Gänse, Enten, Hühner und Fasanerien, spart viel Auge, viel Arbeit, was mit Ihnen kennen. Gratiskatalog.
Brutmaschinenbau Paschenrieder, Neustadt Donau Fernruf 43 und 96

Schlafzimmer
schwere verarb., 180 cm, 6 teilig, eiche gepolstert 260.- RM, echt eiche 398.- RM bar. Ehestandsdarlehen, Teilzahlungen. Fordern Sie Abbildung.
Willebrand Möbelwerkstätten Delbrück

Werbung schafft Arbeit!

Gute Musik
Instrumente von HOHNER-SEYDEL
HEROLD & Co.
KLINGENTHAL No. 15
KATALOG KOSTENLOS FÜR HANDELSFIRMEN SONDERLISTE VOLKSMUSIK

Asthma ist heilbar
oder oft verschlimmert sich so bessern, daß die Anfälle weitestmöglich seltener und schwächer werden. Dazu gibt es ein von Professoren, Aerzten und Kranken erprobtes und anerkanntes Mittel gegen Erkrankungen der Luftwege (also auch Keuchhusten, Luftröhren-, Bronchialkatarrh), das „Silphocelin“. — Es wirkt nämlich nicht nur schleimlösend, auswurffördernd und entzündungshemmend, sondern vermag das Gewebe der Atmungsschleimhaut widerstandsfähiger und weniger reizempfindlich zu machen, und das ist ausschlaggebend; das hat dem „Silphocelin“ seinen großen Ruf eingetragen. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphocelin“ und lassen Sie keine Nachahmungen. — Packung mit 50 Tabletten RM. 2.87 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München. — Verlangen Sie von der Herstellerfirma Carl Bühler, Konstanz, kostenlose und unverbindliche Zusendung der interessanten, illustrierten Aufklärungsschrift Dr. med. vet. Dr. phil. nat. Straub, Werbeschriftsteller.

Anzeigen-preise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf. für einspalt. Heiratswünsche 16 Pf. Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 45 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß Montag vor Erscheinen. Verlag Westfäl. Volksblatt G m b H Paderborn. Telegramm-Adresse Volksblatt Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn Hannover 3804.

Anzeigen sind das beste Werbemittel

Käse billig
4 kg Tilsiter Art, halbfett . . 4.80
4 kg Holländ. Art, halbfett . . 5.60
ab hier Verpack. frei
Dan.-z. Hamburg 11/4

Wegen Ohrenschmerzen? wenn es „Akustika“ gibt! Antiseptisch, schalldurchlässig. Ohrschutz- u. Wohltat bei Wind, Zugluft, Krankheit. In Apoth./Drog. für 30 u. 90 Pf.

Junger Techniker, 26 Jahre alt, 1,75 Met. groß, möchte jung., kath. Mädchen im Alter von 22—25 Jahren zw. späterer Heirat kenn. lernen. Etwas Vermög. erwünscht. Antrag mit Bild unt. Nr 1135/4 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Berufsstatt. Dame, Anf. 30, vielseitig gebild., gesund u. lebensfroh, möchte gütigen, intellig. Herrn in guter Position zwecks Heirat kennen lernen. Mittel für vornehme kompl. Einrichtg vorh. Zuschr. mit Bild erbet. u. Nr 1168/2 „Der 7. Tag“, Paderborn.

Herren u. Damen aller Kreise u. Stände, die den Wunsch haben, pass. Verbind. aufzunehmen, um zu einer harmonisch., glückl. u. guten Ehe zu gelang., wend. sich vertrauensvoll an den seit fast 20 J. bestch., erfolgr. u. diskret arbeitenden Neuland-Verlag, Pasing, Vertret.: P. Haase, Herne-R., Mühlenstraße 7.

„DER 7. TAG“
Auflage I. Vj. 38:30509

HEIRATS-WUNSCHE
finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagszeitung „Der 7. Tag“. Bis Montag früh eingehende Vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwort. die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag“: I. Vj. 38/30 509. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 19 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 8. Mai 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Das Fenster in den Frühling

Mein Zimmer, in dem ich viele Stunden des Tages über Manuskripten, einem guten Buch oder in sonst einer lieben Beschäftigung verbringe, hat einen Fehler: Es schaut so unglücklich in die Welt, daß nur eine kurze Stunde vor Abend die Sonne durch die Fenster zu mir hereinkommt; sie ist dann schon glutrot und verklärt, sodaß das ganze Zimmer plötzlich ein feierliches Gesicht bekommt. Das ist dann wie eine versöhnende Geste für einen nur so kurzen Besuch zu so später Stunde und als wollte sich die gute Sonne, die den ganzen Tag über sich mit so vielem Glanz an so manche Dinge vergeudet hat, entschuldigen, daß sie doch ihren Weg nicht anders einrichten und eben zu keiner anderen Zeit bei mir einschauen kann. Nun, ich bin nicht unversöhnlich; ich glaube ihr das gern. Und wenn ich es auch sehr bedaure, daß die Sonne meine stillen Zimmerstunden nicht überglänzt, so sehe ich doch mit ungeschmälertem Dergnügen zu ihr hinaus, in ihre strahlende, gleißende Welt, die so dankbar und lachend zu ihr aufschaut, vor allem in diesen Wochen, da der Erde der verschwenderische Glanz der Mutter Sonne noch so ungewohnt und neu ist. — Es ist ein verborgenes und glückliches Zuschauen meinerseits; es ist, als wenn ich als Unbeteiligter draußen stünde. So läßt sich dem Gang und Wechsel der Jahreszeiten zusehen, wie man etwa einem großen und erhabenen Schauspiel auf der Bühne zusieht. —

Am liebsten aber sehe ich in den Frühling. Der wirft nun Tag für Tag früher und heller seinen lachenden Widerschein gegen meine Fenster, als wollte er mich zu sich herausrufen. Immer wieder geht mein Blick dann auf die grüne, leuchtende Helmspitze des Domturmes meiner Stadt, die ich von meinem Fenster aus sehen kann. Denn der Blick muß durch eine Reihe hoher Linden, deren ragende Kronen ihn mir nur im Winter frei geben. Jetzt aber sprießen die Blätter, und das grüne Kleid wird fester und dichter. Ich weiß, im Hochsommer kann ich die ferne Helmspitze garnicht mehr sehen, und darum schaue ich in diesen Wochen alle Tage hinüber, weil ich daran feststellen kann, wie weit der Frühling fortgeschritten und wie nah der Sommer ist. — Und das gerade macht die Freude und den Reiz aus, daß sich nun Bild und Blick ständig ändern und immer zum Guten und Fröhlichen hin. Wer sähe solchem Wandel nicht gern zu! Das verleiht dem ganzen Tag dann einen heimlichen, aber innigen und beständigen Glanz!

Aber es gibt da noch viele andere Dinge, denen man durch mein „Fenster in den Frühling“ mit behaglichkeit und Freude zuschauen kann. Da ist der kleine Vorgarten, darin Primel und Märzbecher nun schon alte Bekannte sind. Schon stehen die Maiglöckchen wie züchtige Maiden hier und dort und die Stiefmütterchen vergeuden eitel und verführerisch ihre berauschende Farbenfülle. Außerdem baut in den schlanken adeligen Birkenzweigen ein fleißiges Finkenpaar eifrig sein Nest für das nahe Brutgeschäft, und vor dem Gartenzaun bleibt hin und wieder ein junges, allzu junges Menschenpaar stehen und verplaudert mit verliebten Gesten und Blicken ein sonniges Dierteilstündchen. Die beiden haben natürlich keine Ahnung, daß sie gerade vor dem Fenster stehen, das in den Frühling hinausgeht; das bedenken ja junge Leute nicht und ich bin ihnen auch nicht böse darum, denn schließlich will ich ja den Frühling sehen. —

Was zieht da nicht alles vorbei unter seiner herrlichen Fahne. Sicher ist wohl die ganze Straße in diesen Wochen nur eine Straße des Frühlings. Da kommen die Menschen lachend und mit leuchtenden Augen und nachmittags die Frauen mit kleinen Kuchenpaketen, die wollen doch zum ersten Kaffee im Freien! Und die Kinder singen viel lieber ihren Ringelreihen und können gar kein Ende daran finden, als daß sie hinter ihren Schulaufgaben sitzen. Da ist ein junges, schönes Mädchen in dem Spiellied der Kinder — ich habe es ganz genau gehört — das wartet auf den Freier, der natürlich auch kommt und ihm eine Krone und einen güldenen Ring schenkt. Ei, das mag ja der Junker Frühling sein, und die Krone und der Ring sind aus dem klaren Gold der Sonne. Das schöne Mädchen aber ist die Welt, sind alle Menschen — du, ich —, die die Sonne gern haben und den herrlichen Lenztag!

Und von noch etwas muß ich erzählen: im Blickfeld meines Fensters läuft auch der Schienenstrang mit seinem unruhigen und lärmenden Leben vorbei; aber es gibt nur eine Jahreszeit, in der ich ihm besondere Beachtung schenke: im Frühjahr. Dann lausche ich auf die langen Schlangen der D-Züge, die sich mit dunklem Rollen schon von fern ankündigen, und gehe dann wohl ans Fenster und sehe ihnen mit sehnsüchtigen Gedanken nach. Jeder dieser Züge macht ja nun eine Fahrt in den Frühling und die vielen Menschen darin fahren der Sonne entgegen. Vielleicht haben manche von ihnen auch daheim ein Zimmer, in das die Sonne den ganzen Tag nicht kommt, und sie haben die Zimmerschatten schon nicht mehr ertragen. „Gute Fahrt!“ möchte ich ihnen nachrufen und noch: „Ich komme nach! Es wird nicht mehr lange dauern . . .“

Lk.

Ob das der Frühling ist? Zeichnung von Susanne Vogel, Bavaria-Verlag

## Morgenlied im Mai

Von Walter Flex

Durch die morgenroten Scheiben
Lacht der blanke Mai ins Haus.
Lämmerwölkchen will er treiben
In die blaue Welt hinaus.

Singend frolicht der liebe Junge
Unter meinem Fenster hin,
Wie ich da mit einem Sprunge
Singend ihm zur Seite bin!

Gleich das jüngste seiner Lieder
Singt er mit im Wanderschritt.
Immer wieder, immer wieder
Sing ich's frühlingsfelig mit:

Weiße Nacht und blaue Frühe
Und ein goldner, goldner Tag!
Blühe, junge Sonne, blühe,
Bis die Erde blühen mag!

# Letzte Rettung: „Gleitflug"

**Erzählung von Walter Michel**

Eine Vorpostenabteilung hatte ihn am Spätnachmittag eingebracht. Und nun stand er vor einer Gruppe französischer Offiziere. „Wo befindet sich Ihre schwere Artillerie? fragte man ihn." Auf welchen Punkten hat man bei Ihnen stärkere Truppenverbände zusammengezogen?"

„Und wenn ich es auch wüßte, sagte ich es nicht", antwortete der deutsche Fähnrich.

Jemand drohte: „Soll ich Sie niederschießen lassen?!"

„Ich bin Ihr Gefangener."

Hierauf wurde der Deutsche abgeführt. Rechts und links begleiteten ihn Bajonette.

Nach einer Stunde tauchte ein Flugplatz auf. Die Posten banden den Gefangenen an einen Baum und legten sich daneben. Unter den Einfallenden weittragender Geschosse erzitterte der verdämmernde Tag. Dann brach die Nacht herein.

Am nächsten Morgen stand der Fähnrich einem Fliegeroffizier gegenüber. „Sie werden mitfahren über die deutschen Linien — mir ein paar Fragen beantworten", befahl der in gutverständlichem Deutsch.

„Wollen Sie einen Schurken aus mir machen?"

Abfuhrendes Lächeln. „Ein paar Bomben werden Sie auch werfen."

„Das verstößt gegen die Kriegsgebräuche anständiger Nationen."

„Schweigen Sie!"

*

Dröhnend stieg das Flugzeug zum Himmel auf. Der Motor brüllte. Fünfhundert Meter waren rasch erreicht. Unten schrumpfte die Erde zusammen. Es wurde kalt. Ein schneidender Luftzug wehte. Der Offizier trug Pelz und Lodenmantel. Sein Rücken war breit wie eine graue Wand. Der Höhenmesser zeigte tausend Meter. Nach zwanzig Minuten tauchte das Trichtergelände südlich von Soisson auf.

Der Fähnrich spürte mittrauisch in sich hinein. Ein fressender Krampf zerrte an den Bändern seines Genicks. Luft! — — Er dehnte den Brustkasten — nun war es überwunden.

Ein Wald stand von der Erde auf und kam näher. In das flimmernde Blau des Himmels schoß plötzlich ein weißes Phantom aus der Tiefe, wie aus dem Nichts. Wüchte sich auf, wurde dick und rund, und verwehte wieder. Zweitausend Meter zeigte der Höhenmesser.

Der Wald war nun erreicht. Auf den Spitzen der Tannen saßen goldene Sonnenstrahlen. Der Offizier schrie: „Liegen hier Ihre Munitionskolonnen?"

Das Gesicht des Fähnrichs blieb unduchdringlich.

Silberne Riesen, Kolosse mit weißen Köpfen, wuchsen in die Flugbahn hinein. Dunkle Brocken, wie Lava glühend, tanzten hier und dort. „Ob hier Ihre Munitionskolonnen stecken?!" brüllte der Offizier. „So antworten Sie doch!"

Das Gesicht des Fähnrichs blieb leinern.

Plötzlich erbebt die Maschine einen Stoß. Sie schwankte einen Augenblick, dann stieß sie steil in die Höhe wie ein aufbäumendes Pferd, und lag dann wieder ruhig.

Es ging einem Höhenzug entgegen. Dahinter lagen Sträuße ins Land geworfen, hellschimmernde Erdhügel in Eile aufgeworfene deutsche Stellungen. Der Fähnrich erkannte sie wieder. Gestern noch hatten sie darum gefochten. — Der Mann am Steuer schrie: „Werfen Sie eine Bombe! . . . Nein, werfen Sie zwei!" Er flog nun eine Schleife.

Der Fähnrich schnellte auf, er bog sich weit nach vorn, legte dem Andern die Hände um den Hals, schob den Mund an dessen Ohr und forderte: „Sie werden jetzt niedergehen! . . . Im Gleitflug niedergehen! . . . Sofort!"

Der drehte den Kopf wie ein Tier im Fangeisen und schrie: „Sie graben sich Ihr eigenes Grab."

„Ich habe nichts zu verlieren. Sie alles. Also vorwärts! . . . Den Revolver lassen Sie gefälligst stecken." Die Schlinge um den Hals verengte sich.

Der andere schlug die Füße in den Boden, stieß mit steifem Nacken vor und zurück. Umsonst. Der Druck an der Kehle wurde stärker. „Loslassen! . . ." keuchte er.

Zwischen Himmel und Erde entbrannte ein zermürbendes Kräftemessen. Ratlos, als wüßte sie keinen Ausweg aus diesem Labyrinth, sackte die Maschine sinnt Sekunden lang in die Tiefe. Dann fing sie sich wieder.

„Haben Sie noch immer nicht begriffen, daß es keinen andern Ausweg für Sie gibt? —" rief der Fähnrich.

Mit letzter Energie versuchte der Franzose das Flugzeug zu wenden.

„Lassen Sie das! . . . Falscher Stolz ist hier nicht am Platze. Ich hatte ihn auch nicht."

Noch einmal bäumte sich der Andere hoch, zitternd, mit schwindenden Kräften. Noch einmal versuchte er den Deutschen von sich abzurütteln. Ein letztes Mal noch — —

Dann gab er es auf, und ging im Gleitflug nieder.

**Vom kleinsten Verein zur größten Wohlfahrtsorganisation der Welt**

Vor fünf Jahren, am 3. Mai 1933, erkannte der Führer und Reichskanzler die bis dahin fast ganz unbekannte NS.-Volkswohlfahrt als eine Organisation innerhalb der Partei an. Unter der zielbewußten Führung von Hauptamtsleiter Hilgenfeldt nahm die NSV. einen ungeahnten Aufschwung und wurde in ganz kurzer Zeit die größte Wohlfahrtsorganisation der Welt. — Unser Bild: Die NS.-Schwester bei ihrer Tätigkeit. (NSV., Zander-K.)

# Die Tortenkatastrophe

***Von Ludwig Klaas***

Anneli war blond und jung und balancierte auf hochgereckter Hand zum ersten Mal in ihren 18jährigen Leben ein Tablett mit Torten und Kuchen durch das vornehme Café der Innenstadt. Sie war das netteste und jüngste Kuchenmädchen des Kaffeehauses. Ihr Vater war durch einen Unfall berufsunfähig geworden. Also mußte sie Geld verdienen und mithelfen, die Familie zu ernähren. Eine schöne und große Aufgabe, empfand das Mädchen.

Also marschierte Annelie tapfer und klopfenden Herzens durch das Café, von Tisch zu Tisch, und rief mit gaghafter Stimme: „Kuchen gefällig! Torte, Gebäck, bitte!" Ach wie schwer war es doch, beim Geldwechseln aufzupassen, sich nicht zu irren, höflich zu sein und keine Teller und Bestecke fallen zu lassen.

„Hallo, Fräulein, Kuchen bitte" klang es bald von diesem, bald von jenem Tisch, ungeduldig, herausfordernd überheblich. Bei jedem Zuruf schoß dem zarten Kuchenfräulein das Blut über Hals und Wangen. Und wie impertinent waren so gewisse ältliche Damen, nichts war ihnen gut genug und Annelie konnte es keiner recht machen.

„Wenn Sie keine Schwarzwälder Kirschtorte haben, warum kommen Sie überhaupt an meinen Tisch? He? Also — — ein Stück Schwarzwälder, aber dalli, dalli!"

Nach einer Stunde standen Anneli die Tränen in den Augen. Sie vermeinte, sie müßte das Kuchentablett hinstellen und einfach wegrennen, flüchten aus diesem entsetzlichen Café. Sekunden trennten sie noch von diesem Entschluß, die Flinte ins Korn zu werfen. In diesem Augenblick war Annelie an dem Tisch eines einzelnen Herrn angelangt. Mit eritzkender Stimme rief sie: „Kuchen gefällig". Aus den Tiefen einer großen Zeitung tauchte ein frisches, männliches Gesicht auf. Zwei dunkle, klare Augen blickten halb belustigt, halb mitleidig auf das verwirrte Kuchenmädchen.

„Nanu, was ist geschehen? Kleines Fräulein? Ist doch sicher halb so schlimm!" fragte teilnehmend der Herr.

Wie gut das tat, Zuspruch und Verstehen. Annelie schluckte und erzählte mit fliegendem Atem von ihrem Leid. Der Herr lächelte freundlich und wollte gerade ein paar Trostworte sagen, da geschah das Unglück. Eine am Nebentisch sitzende Dame mit erbeblichen Leibesumfang erhob sich plötzlich, geriet mit der Schulter unter das Kuchenbrett; es entglitt Annelis Händen; ein nicht zu unterdrückender Aufschrei entfloh den Lippen; Tellergeklirr und die ganze süße Herrlichkeit lag auf dem schönen roten Teppich.

Fassungslos stand Annelie inmitten der zerbrochenen Teller und den Trümmern aus Torten und Schlagsahne. Tränen rannen aus den blauen Augen und Schluchzen schüttelte das Mädchen.

Der junge Herr war aufgesprungen und bemühte sich, Tablett, Teller, silberne Löffel und Kuchenreste zu bergen. Er kniete auf dem Boden und war ernsthaft in diese Arbeit vertieft. Der Geschäftsführer eilte herbei. Kellner verlachten Annelie zu trösten, der plötzlich zum Bewußtsein kam, daß sie der Mittelpunkt einer blamablen Angelegenheit war. Sie rannte davon, hinaus in die Garderobe und fand hinter Mänteln und Regenschirmen auf einen Stuhl.

Unterdessen peranstalteten der junge Herr und der Geschäftsführer ein höfliches Gespräch. Was der Spaß koste? Er, der ungeschickte Geist sei an allem Malheur Schuld. Sei es mit zehn Reichsmark abgetan? „Verbindlichen Dank" und „Oh", „bitte sehr", und dann ging der junge Mann, gefolgt von den Blicken aller Gäste, ruhigen Schrittes in die Garderobe zu dem Kuchenmädchen Anneli, sprach ihr Mut zu und sagte:

„Nicht den Kopf hängen lassen. Scherben bringen Glück, jedem fällt dann und wann ein Unglück zu. Immer die Zähne zusammenbeißen und vorwärts!"

„Na, ich will schon", schluchzte Anneli. „Aber es ist so entsetzlich schwer."

„Und nun die Tränen getrocknet, etwas Puder auf die Nase, und wieder hinein in das Teufelsnest!" kommandierte der junge Mann und bliebt Anneli freundlich an.

Und sieh da, auf einmal ging das Kuchenverkaufen ganz leicht, die Gäste waren liebenswürdig und freundlich. Anneli wurde ganz ruhig. Mit fester, heller Stimme rief sie: „Kuchen, Gebäck bitte!"

Ehe sich Anneli dessen bewußt war, war der erste Tagesdienst vorüber. Sie hatte bestanden. Als sie auf die Straße kam, trat sie unter die nächste Laterne und zählte ihr erstes, selbstverdientes Geld: fünf Mark und neunzig Pfennig. Gerade, als sie dieses Ergebnis feststellte, beugte sich der Kopf eines Mannes über ihren Geldbeutel. Sie wollte schon erschreckt zurückfahren. Da erkannte sie den freundlichen, hilfreichen Augenzeugen ihrer Tortenkatastrophe. Anneli lächelte.

„Zufrieden?" fragte der Herr. „Im übrigen heiße ich Rolf."

„Und ich Anneli". gab das Fräulein fröhlich zurück.

Was weiter gesprochen wurde entzog sich dem Ohr des Berichterstatters. Er hörte nur noch, wie die Schritte der Beiden im harmonischen Rhythmus zusammenklingend, sich im Lärm der abendlichen Großstadtstraße verloren

# Jean schreibt eine spitze Feder

***Olav Sölmund erzählt hier eine drollige Begebenheit aus den Vierziger-Jahren des vorigen Jahrhunderts***

In den vierziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts veröffentlichte der französische Schriftsteller Jean de Meun einen Roman, in dem er mit Laune und scharfem Witz die verderbten Sitten seiner Zeitgenossen geißelte; ganz besonders scharf aber richtete sein Spott sich gegen den übertriebenen Luxus und die Ueppigkeit der Damenwelt.

Mit Behagen las ganz Paris den Roman, und da die sechs darin vorkommenden Hauptgestalten vortrefflich und getreulich nach dem Leben gezeichnet waren, erkannte sie alle Welt, und verstohlen schmunzelnd wies man gar mit den Fingern auf sie.

Einige Zeit nach Erscheinen des Buches erhielt Jean de Meun eine Einladung, die seinem Ehrgeiz und seiner Selbstgefälligkeit schmeicheln mußte, die er aber sicherlich nicht angenommen haben würde, wenn er ihre Gründe geahnt hätte. Denn, als er zur festgesetzten Zeit in dem bestimmten Hause erschienen war, wurde er, statt in einen glänzenden Saal, wie er erwartete, in einen dunkelverhüllten, unheimlichen Raum geführt. Kräftige Männersäuste ergriffen ihn, banden ihm die Hände fest, ohne im geringsten auf seine Beschwerden und sein Sträuben einzugehen. Man stellte ihn mitten in den Raum und ließ ihn dort allein. Dann traten gemessenen Schrittes sechs Frauen ein, sie waren in dunkle Hüllen vermummt und mit starken Ruten bewehrt. In einiger Entfernung schlossen sie um den Gefesselten einen Kreis. Dann erhob sich einer der Männer und begann mit nachdrücklicher Stimme, ernst und gewichtig: „Wir sind ehrbare Zeugen eines gerechten Gerichts, das nur darum zwischen dunklen Wänden gehalten wird, weil der beleidigte Teil großmütig den Leumund des Beleidigers schonen will! Wisse uns also Dank für diese unverdiente Schonung und nimm deine Strafe in Demut und Stillschweigen hin! Denn du hast dich an diesen sechs edlen Frauen schwer verschuldet, indem du sie mit deiner frevelnden Feder unglimpft und dem Spotte der Oeffentlichkeit preisgegeben hast!"

Jean bot all seine Beredsamkeit auf, um seine Unschuld zu beweisen und die Rachsucht der Damen zu entwaffnen. Allein, so gewandt und eifrig er auch sprach, er vermochte die drohenden Ruten der erbosten Rachegöttinnen doch nicht abzuwenden.

In seiner Bedrängnis, erfüllt von Furcht und Scham, kam ihm plötzlich ein Gedanke, der ihm wieder Mut gab, und er schloß seine Rede: „Gut, ich unterziehe mich in aller Demut der verhängten Züchtigung, wenn ihr mir gestattet, gerechte Richter, nur diese einzige Bedingung als Gunst zu erhalten, daß ich diejenige der Frauen, die als Erste ihre Rute schwingen soll, selbst auswählen darf!"

Die Richter baten selbst die sechs vermummten Frauen um diese Gunst, und als diese ohne Bedenken der Bitte des Schriftstellers entsprachen, sagte dieser: „Nun wohl, es schwinge die Häßlichste unter euch zuerst die Rute!"

Die Frauen, die bereits rachgierig die bewehrten Arme erhoben hatten, senkten diese plötzlich zu Boden und starrten bald sich, bald den Dichter an.

Die Männer aber, die die Richter spielten, lachten plötzlich laut auf, banden den witzigen Jean los und verschwanden mit ihm, derweil hinter ihnen wütendes Keifen und Schreien losbrach. —

# Dies nebenbei

Können Sie sich denken, daß Schnappschüsse mit der Kamera körperverletzende oder gar tödliche Folgen haben können? In London muß man davon überzeugt sein, denn dort hat man das Photographieren vom „Monument" aus, einem etwa 70 Meter hohen Denkmal-Turm, verboten, weil . . . Ja, sehen Sie, das wußten die guten Londoner auch nicht und sie haben sich die Köpfe lange genug vergeblich darum zerbrochen. Militärische Gründe kamen kaum in Frage, denn das Photographieren von anderen Türmen und erhöhten Punkten der Themsestadt war nach wie vor gestattet. Schließlich gelang es dennoch, die zutreffende Erklärung zu finden: Es war kürzlich einem Passanten unten am „Monument" eine Kamera so auf den Kopf gefallen, daß er eine empfindliche Verletzung davontrug. Die Folge war ein Entschädigungsprozeß, nach dessen Ausgang die für die Wartung des Denkmals verantwortliche Behörde eine Entschädigung zahlen mußte. Es wurde festgestellt, daß die Kamerajäger unter dem grandiosen Eindruck, den der Rundblick von der Höhe des „Monuments" aus bietet, sogar ziemlich oft die Gewalt über ihre Kamera verlieren und sie — fallen lassen. Um solche Zwischenfälle künftig zu verhindern, ist es nunmehr verboten worden, dort oben zu photographieren, während man die Kamera getrost auch weiterhin die mühsamen Stufen mit hinaufschleppen darf und, über die Brüstung gelehnt, unter dem grandiosen Eindruck des Rundblicks fallen lassen kann . . .

*

Daß unsere fortschrittliche Zeit uns laufend mit Neuigkeiten überrascht, ist uns nichts Ungewohntes. Wenn wir, statt zu Fuß zu gehen, mit dem Auto fahren oder mit dem Flugzeug uns durch die Lüfte tragen lassen können, so ist das erfreulich. Wie aber, wenn uns die Wissenschaft mit einer neuen Krankheit bekannt macht, die allerdings wohl kaum einer unserer Leser schon am eigenen Leibe gespürt haben dürfte. Oder sind Sie schon einmal „höhenkrank" gewesen? Sie wissen gar nicht, was das ist? Nun, Sie brauchen nicht ängstlich zu sein, gar so leicht werden Sie von dieser Krankheit wohl auch nicht befallen werden, müßte denn sein, daß Sie im Flugzeug oder Luftballon eine Reise in Höhen über 5000 Meter über der Erde zu unternehmen gedächten. Dort kann es nämlich sein, daß sich die „Höhenkrankheit" einstellt. Sie ist schon beinahe hundert Jahre „alt"; die erste Schilderung ihrer Symptome gab, wie Prof. Dr. Edgar Wöhlisch in einem Aufsatz „Luftfahrtmedizin und Höhenflug" im Maiheft von Vellagen & Klasings Monatsheften mitteilt, Glaisher im Jahre 1842, der in einem Ballon eine Höhe von etwa 7000 Meter erreichte. Die Höhenkrankheit, die nicht mit der Bergkrankheit zu verwechseln ist, wird durch den in großen Höhen herrschenden Sauerstoffmangel bewirkt, stellt also im Grunde eine Erstickung dar. Nicht jeder ist gleich empfindlich für diese Krankheit, deren größte Gefahr darin besteht, daß sie bis in ihr höchstes Stadium kaum bemerkt wird. Plötzlich tritt dann die hochgradige körperliche Schwäche auf, von deren äußerstem Stadium Glaisher schrieb: „. . . plötzlich aber verdunkelte sich mein Bewußtsein, wie wenn ein tiefer Schlaf mich umfinge." In modernen „Unterdruckkammern" ist es übrigens möglich, alle Verhältnisse herzustellen, wie sie jeweils in den höheren Regionen herrschen, und so die Menschen, vor allem Piloten, auf ihre Widerstandsfähigkeit zu untersuchen, und die Maßnahmen exoerimentell zu erforschen, die dieser Krankheit vorbeugen.

*

„Lügen haben kurze Beine" sagt der Volksmund, und damit hat er in sehr vielen Fällen recht. Trotzdem aber hat man nicht alle Lügner lassen und — was das Wichtigste ist — überführen können. Das aber traut sich nun Professor Ruckmick von der Universität Jowa (USA) zu, der einen „Lügenapparat" konstruiert hat, der sich auf der Tatsache aufbaut, daß, wer lügt, auch schwitzt. Die Schweißabsonderungen sind nämlich, wie die Wissenschaftler festgestellt haben, nicht dem Willen des Menschen unterworfen; man kann sie mit noch so großem Energieaufwand nicht verhindern. Daß man vor Angst schwitzen kann, ist bekannt. Professor Ruckmick geht nun noch weiter und behauptet, daß man auch dann ins Schwitzen gerate, wenn man wissentlich eine Lüge sage. Die Schweißdrüsen der Handflächen sollen genau sieben Sekunden, nachdem das seelische Gleichgewicht durch eine Lüge gestört worden ist, einen elektrischen Strom von sich geben, der mit Hilfe von Metallscheiben, die man an den Handflächen befestigt, registriert werden kann. Wehe den also, der lügt und — schwitzt . . . Noch wehe dem, dem die Wahrheit zu sagen so schwer wird, daß ihm der Schweiß ausbricht . . .

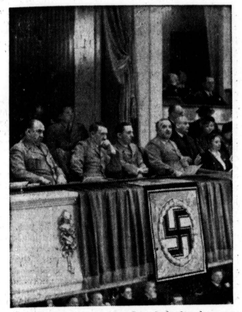
Jojo.

**Der 1. Mai im Berliner Lustgarten**

Beim Singen der Nationalhymne. Von links: Obergruppenführer Brückner, Generalfeldmarschall Göring, Gruppenführer Schaub, der Führer, Reichsminister Dr. Goebbels, Reichsorganisationsleiter Dr. Ley und Stellvertretender Gauleiter Görlitzer. (Presse-Hoffmann, Zander-Mult.-K.)

**Die Abreise des Führers nach Rom**

Der Führer und sein Gefolge auf dem Bahnsteig. Der Führer, Generalfeldmarschall Göring, Reichsminister Rudolf Heß, Reichsleiter Amann, Vertreter der Italienischen Kolonie in Berlin und andere führende Persönlichkeiten beim Abschied vom Führer vor der Abreise nach Italien. (Pr.-Hoffm.- Z.-M.)



**Die Festsitzung der Reichskulturkammer**

im Deutschen Opernhaus zu Berlin. Von links nach rechts: Reichsminister Funk, der Führer, Reichsminister Dr. Goebbels und Dr. Ley. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)

**Die Maifeier der Sudetendeutschen**

Das gesamte Sudetendeutschtum in der Tschechoslowakei stand im Zeichen der Maifeier. Eine der gewaltigsten Kundgebungen fand in dem Badeort Teplitz-Schönau statt. Der ganze Marktplatz war von einer riesigen Menschenmenge gefüllt. Der Jubel kannte keine Grenzen mehr als Konrad Henlein das Wort ergriff. — Unser Bild: Der Einmarsch der Fahnen. (Schöbitz, Zander-Mult.-K.)

**Rom in Erwartung des Führerbesuches**

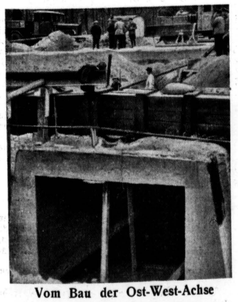
Junge Römer betrachten die Bilder des Führers und des Duce, die zusammen mit Bildern des Königs und Kaisers in zahlreichen Schaufenstern der italienischen Hauptstadt zu sehen sind.

**Hochzeitsfeiern in Tirana**

Im Königsschloß von Tirana fand ein großer Empfang für die Ehrengäste statt, welche an den Hochzeitsfeierlichkeiten teilnahmen. Von links nach rechts: Der Herzog von Bergamo, Vertreter des Königs von Italien; König Zogu und seine Braut, Gräfin Geraldine Appony; unbekannt; eine Schwester des Königs von Albanien und Graf Ciano. (Associated Preß, Zander-M.)

**Kapitän Lübbe kehrte heim**

Mit dem Dampfer „Tenerife" traf, aus Dover kommend, die sterbliche Hülle des auf hoher See verstorbenen ersten Kapitäns des Kdf.-Flaggschiffes „Wilhelm Gustloff", Carl Lübbe, im Bremer Freihafen ein. — Unser Bild: Arbeitskameraden bringen den Sarg von Bord. (Weltbild, Zander-Mult.-K.)



**Vom Bau der Ost-West-Achse**

Einzelne Abschnitte der Berliner Ost-West-Achse nähern sich bereits der Vollendung. Hier sehen wir den Eingang zu einem Fußgängertunnel am Großen Stern. (Schirner, Zander-Mult.-K.)

**In Mannheim wurde die Rheinland-Befreiungsglocke geweiht**

Die Glocke trägt folgende Inschrift: „Am 7. März zogen die deutschen Truppen in Mannheim ein. Ich künde des Führers größte Tat: Die Wehrfreiheit am Rhein! (Scherl Bilderdienst, Zander-M.-K.)

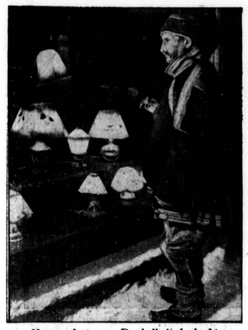
**Der britische Botschafter beim Reichsberufswettkampf in Hamburg**

Der britische Botschafter Neville Henderson und Obergebietsführer Axmann bei der Besichtigung der Arbeiten der Berufsgruppen Eisen und Metall. (Scherl Bilderdienst, Zander-Multiplex-K.)



**Die Reichssieger im Reichsberufswettkampf aller schaffenden Deutschen**

nehmen nach der Siegerverkündigung in Hamburg die Glückwünsche des Reichsorganisationsleiters Dr. Ley und des Reichsluguendführers Baldur von Schirach entgegen. (Presse-Hoffm., Zand.-M.-K.)



Hammerfest von Dunkelheit bedroht

Die nördlichste Stadt der Welt, Hammerfest in Norwegen, ist von völliger Dunkelheit bedroht. Die Wasservorräte für die Elektrizitätswerke sind nahezu erschöpft. Wenn jetzt nicht die Schneeschmelze eintritt, wird die Stadt bald ganz ohne Licht sein. Lampen sind der wichtigste Bedarfsartikel im Land der Mitternachtssonne, der eine ebenso lange Nacht folgt. Aus ihren Lagern in Finmarken kommen die Lappen, um Lampen zu kaufen.

(Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)

## Natal kämpft gegen Falschspieler

*200 Wallischlänger, die ihren Jahresverdienst verloren*

In der Provinz Natal der Südafrikanischen Union ist seit kurzem das Kartenspielen verboten. Jegliche Einfuhr von Spielkarten wurde gesperrt und der Verkauf unter strengste Strafe gestellt, nachdem die Mannschaften der britischen Walfangflottillen in den letzten Jahren in Durban von geschickten Falschspieler-Banden um ihren gesamten Jahresverdienst gebracht worden sind . . .

„Was braucht denn der Seemann sein Geld . . ." heißt es in einem volkstümlichen Lied. Das können nun auch, freilich mit wehmütiger Stimme, die 200 britischen Walfischfänger singen, die vor wenigen Tagen im Hafen von Durban mit wohlgefüllten Brieftaschen eintrafen, und nun auf dem „Trockenen" sitzen. Sie haben samt und sonders ihren ganzen Jahresverdienst verspielt, vergeblich harren die Familien in der Heimat der gewohnten Geldsendung. Die öffentliche Fürsorge wird sich ihrer annehmen müssen, um sie vor dem Hungern zu bewahren.

Wenn der Walfang in der Antarktis vorüber ist, kommen die Walfangflottillen nach der südafrikanischen Hafenstadt. Durban in der Provinz Natal, um dort eine längere Ruhezeit zu verbringen. Erst Ende Mai begeben sie sich dann in die Gewässer von Madagaskar. In Durban werden die Mannschaften ausbezahlt, und zwar erhalten sie hier gleich ihren gesamten Jahresverdienst, der rund 300 Pfund beträgt, damit sie ihren Familien Geld überweisen können. Diesen Umstand machen sich seit langem geschickte Falschspieler-Banden zunutze, die den unternehmungslustigen Matrosen hübsche Girls als Schlepperinnen in den Weg stellen, um sie zu einem Spielchen zu verleiten.

Die vertrauensseligen Seeleute lassen sich nur allzu gern zu einem Kartenspiel, das meist in den vornehmen Privaträumen veranstaltet wird, verführen. Und das Ergebnis ist dann, daß sie von den Gaunern bis auf den letzten Pfennig ausgeplündert werden und in ein paar Tagen ihren gesamten Jahresverdienst los sind. Die Falschspieler haben sich förmlich zu gut organisierten Organisationen zusammengeschlossen, gegen deren Treiben die Polizeibehörden bisher machtlos waren. Sie unterbieten ein Dutzend Schlepperinnen, die mit allen möglichen Mitteln die Seeleute, die nach der langen Einsamkeit in den Gewässern der Antarktis nach Unterhaltung dürsten, zur Teilnahme am Spiel kapern.

In diesem Jahre ist es den britischen Walfängern besonders schlimm ergangen. 200 Männer mußten sich um Hilfe an das Seemannsheim wenden und ungeteilt die Behörden um ihre Unterstützung für ihre Familien ersuchen, nachdem sie bis auf den letzten Penny ihr Geld verspielt hatten. Nun ist es aber der Regierung, die indirekt gleichfalls durch die Falschspielerbanden geschädigt ist, weil sie den Seeleuten die Unterstützung nicht verweigern kann, zu bunt geworden. Nachdem halbe Maßnahmen sich als unwirksam erwiesen, haben die Behörden von Natal beschlossen, jedes Kartenspiel ab sofort im ganzen Lande zu untersagen.

Darüber hinaus ist die Einfuhr sowie die Herstellung von Spielkarten gesperrt worden. Der Verkauf von Kartenspielen wird unter Gefängnisstrafe gestellt. Damit hofft man, eine Wiederholung der jüngsten Vorgänge in Durban ein für allemal verhindern zu können. Im nächsten Jahre dürfen die britischen Walfänger heuerlich ihren Urlaub im Hafen von Durban verleben. Niemandem also, es mehr Spielkarten, und wer dagegen das Spielen irgendwelcher Kartenspiel zu veranstalten sucht, muß gewärtigen, daß er für einige Jahre mit einer Gefängniszelle Bekanntschaft macht.

### Graf Luckner schreibt von Kokos-Island:

# „. . . wir haben eifrig nach dem Schatz gesucht."

**Der „Seeteufel" als Schatzsucher - Das seltsamste Postamt der Welt - Ein Heringsfaß dient als Briefkasten**

**Bekanntlich hielt sich Graf Felix von Luckner, der sich mit seinem „Seeteufel" seit Jahresfrist auf einer Weltreise befindet, auch mehrere Tage auf der 500 Seemeilen vom Panama-Kanal entfernten Kokos-Insel auf, um nach dem sagenhaften Inka-Schatz zu suchen, der hier vergraben sein soll. Ueber seinen Mißerfolg als Schatzgräber berichtet er in einem launigen Brief an seine Mutter, den er im seltsamsten Postamt der Welt aufgegeben hat. Es besteht lediglich aus einem — Heringsfaß. Acht Monate brauchte der Brief, den wir nach dem Wortlaut veröffentlichen, bis er seinen Bestimmungsort Halle a. S. erreichte.**

Einsam umspült von den brandenden Wogen des Pazifik ragen die bizarren, bis zu 600 m hohen Bergformen der sagenumsponnenen Kokos-Insel auf, um nach dem sagenhaften Inka-Schatz zu suchen, der nach einer alten Legende zur Zeit der Eroberung Perus hier vergraben worden sein soll, um ihn vor dem Zugriff der Spanier zu retten. Viele haben ihr Glück schon versucht — und sind enttäuscht worden.

Auch Graf Felix von Luckner, der berühmte deutsche Seehelb des Weltkrieges. Er hatte viel von dieser einsamen Insel erzählen gehört und es war schon immer sein sehnlichster Wunsch gewesen, hier selbst einmal „nach dem Rechten zu sehen". Seine Weltreise mit dem „Seeteufel", die er vor Jahresfrist antrat, um auf dem ganzen Erdball Herzen für sein deutsches Vaterland zu kapern, sollte ihm die Gelegenheit dazu geben.

Blutrot steigt der Morgen aus dem Meer, umrauscht vom schaumigen Gold, das die große Feuerkugel in zuckenden Strahlen über das Wasser wirft, als die Vulkaninsel vor dem Bug des „Seeteufel" auftaucht. Delphine umspielen das strahlend weiße Schiff, das langsam und vorsichtig in eine Felsenbucht einbiegt. Diese wimmelt von Tigerhaien. Der Graf überläßt nicht lange, holt seine Flinte und schießt in die aufrollende Menge. Wie wilde Bestien stürzen sich die anderen auf die getroffenen Artgenossen und reißen sie in Stücke.

Dann liegt der „Seeteufel" an. Unheimliche Stille umgibt die Männer, die zum erstenmal dieses Eiland betreten. Sie durchstreifen es nach allen Richtungen. Ueberall stoßen sie im fast undurchdringlichen Buschwerk auf die Spuren der Menschen, die hier einmal einen märchenhaften Reichtum erträumt hatten. Mehrere Tage lang fehlt der Graf bald da, bald dort den Spaten an. Aber so tief und oft er auch gräbt — kein Fünfchen Gold blitzt aus der Erde. Dagegen findet er Schlangen, Schildkröten, wilde Schweine und Riesen in Menge.

Man wird des Suchens schließlich müde und beschließt, die Insel wieder zu verlassen. In der Nähe der Bucht stoßen sie auf ein Heringsfaß. Es ist schon etwas verwittert und mag schon viele Jahre zwischen dem Buschwerk stehen. Es ist das seltsamste Postamt der Welt, denn hier hinein werfen die Schatzsucher ihre Briefe. Auf gut Glück sozusagen. Man weiß nicht, wann das nächste Schiff die Kokos-Insel anfeuert. Aber das eine ist gewiß — die ersten Schritte des Kapitäns gelten dieser Tonne, der einzigen Vermittlerin zwischen Wildnis und Zivilisation auf diesem weltverlorenen Stück Erde. Es ist alte Seefahrertradition, daß jeder Führer eines Schiffes die dort hinterlegten Mitteilungen der Schatzsucher herausnimmt, um sie im nächsten Hafenpostamt aufzugeben. Und das Porto? Nun, auf ein paar Pfennige kommt es wirklich nicht an, wenn man jemand einen Dienst erweisen kann.

Auch Graf Luckner findet im Innern des Fasses verschiedene Briefe vor. Die Anschriften lauten nach allen Teilen der Welt. Welche Menschenschicksale mögen diese zerknitterten Hüllen bergen? Oft ist es nur ein Stück beschriebenes Packpapier, das dem Heringsfaß anvertraut wird. Der Herr Kapitän wird schon für den postalischen Versand sorgen, sagt man sich, und überläßt die Grüße an die Heimat ihrem Schicksal . . .

Der Kapitän des „Seeteufel" will die Zuverlässigkeit dieses seltsamen Postamtes ebenfalls erproben. Schnell sind einige Briefe abgefaßt, von denen er nicht weiß, ob und wann sie in die Hände der Empfänger gelangen werden. Auch seine Mutter in Halle a. S., an der er mit großer Liebe hängt, soll von hier aus einige Zeilen erhalten. Und er schreibt:

*„Cocos-Island, 16. VIII. 1937.*

*Mein gutes Mutchen!*

*Wir befinden uns seit einigen Tagen auf der Cocos-Insel. Diese Insel ist sehr romantisch und sagenumwoben. Hier soll der verwegene Seeräuber Benito Benito seine Schätze verborgen haben. Auch der größte aller Schätze aus Peru, der sogen. „Inka-Schatz", soll mit dem Schiff „Mary Dear" hierhergebracht und vergraben worden sein. Auf diese Weise, so erzählt man, sei der Schatz vor dem Zugriff der Spanier gerettet worden. Ob das alles wahr ist, weiß ich freilich nicht. Ich habe jedoch viele Leute getroffen, die diese Erzählungen durchaus ernst nehmen. So sind denn auch viele Expeditionen hier gewesen, um nach den Schätzen zu suchen. Auch mich zog die Insel sehr stark an. „Filax, Filax", sagte Ingeborg zu mir, „wenn jemand den Schatz findet, dann bist Du es!"*

*Mein liebes Mutchen, wir haben bisher eifrig nach dem Schatz gesucht, einige Tage lang, aber nichts gefunden. Es geht uns offenbar wie allen anderen, die bereits vor uns da waren. Ueberall stoßen wir auf deren Spuren. Zerfallene Hütten, alte Oefen, Sprenglöcher, Schächte, Spaten und dergleichen sieht man an vielen Stellen.*

*Im Hafen sind die Namen der Schiffe, die hier waren, zum Andenken für die Nachwelt in Stein eingemeißelt worden. Auch aus neuerer Zeit sieht man Namen von Jachten, deren Besitzer ich gut kenne. Ich werde mich ebenfalls als Schatzsucher verewigen.*

*Manche haben hier Jahre verbracht auf der Suche nach dem Golde. Es ist alles umsonst gewesen. Wir werden den Schatz wohl auch da lassen müssen. Dafür werden wir uns auf andere Weise entschädigen. Apfelsinen Zitronen, Cocosnüsse und wilde Schweine gibt es hier in Mengen. Solche Dinge können wir auf unserer weiteren Fahrt gut gebrauchen.*

*Hier auf der Insel ist ein Heringsfaß aufgebaut. Dasselbe dient als Postamt. In dieses Faß werfen die Schatzsucher ihre Post. Wir haben auch Briefe darin vorgefunden. Sie datieren vom März dieses Jahres. Wir werden sie mitnehmen nach Tahiti und von dort aus weiterbefördern.*

*Diesen Brief an Dich werde ich ebenfalls dem seltsamen Postamt anvertrauen. Ich bin neugierig, wer ihn an Dich weiterleiten wird. Uebermorgen fahren wir nach Galapagos und von dort nach Tahiti. Derselbe wird wohl früher eintreffen als dieser Brief; denn wer weiß, wann hier wieder einmal eine Expedition eintrifft. Uns geht es allen gut. Unsere Gedanken sind bei Dir. Deine Kinder Felix und Ingeborg."*

Dieser Brief ist erst dieser Tage in die Hände der Gräfin Maria von Luckner gelangt. Ein halbes Jahr blieb die Post der Mannschaft des „Seeteufel" im Faß auf der Kokos-Insel liegen. Dann findet sie der Kapitän der „Alk" Alle", Sigurd Haalund, nimmt sie auf sein Schiff, frankiert die Briefe und befördert sie in Seattle (im Staate Washington) weiter. Aber nicht genug damit, er legt selbst noch an den ihm wohlbekannten deutschen Weltumsegler einen Brief bei, der nach Halle adressiert ist, und den wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen:

*„Alki Allee 2232,*
*Seattle Wash.,*
*14. März 1938.*

*Lieber Graf Luckner!*

*Auf unserer Kreuzfahrt nach dem Süden kamen wir an die Cocos-Insel. Wir gingen bei der Hafen-Bucht an Land. Ich fand den „Briefkasten" und stellte bei der Untersuchung zu meiner großen Ueberraschung wie Freude fest, daß er Ihr Bild und Ihre Post enthielt. Die Briefe befanden sich in gutem Zustande, nur waren einige durch die Feuchtigkeit aufgegangen. Bei meiner Ankunft in Seattle sandte ich sie an die Bestimmungsorte. Ich besinne mich gut auf Ihren Besuch in Seattle vor einigen Jahren. Da ich selbst Seemann bin, habe ich eine große Menge Literatur, die sich mit dem Leben zur See befaßt, gelesen. Selbstredend habe ich vor einigen Jahren Ihre Lebensgeschichte gelesen. Ich habe Sie immer wegen Ihrer Heldentaten bewundert, und um Ihre vielen Abenteuer und Erfahrungen beneidet.*

*Als ich 1932 in Alaska war, hatte ich das Vergnügen, Ihren Navigationsoffizier, der während des Weltkrieges bei Ihnen war, zu treffen. Ich weiß, daß Ihre Zeit knapp ist, aber ich würde es freudig begrüßen, wenn ich gelegentlich ein paar Zeilen von Ihnen erhielte.*

*Indem ich Ihnen für Ihr Bild danke, verbleibe ich Ihr ergebener*

*Kapitän Sigurd Haal[illegible]*

Wir hatten das Schreiben des Grafen Luckner in der Hand. Ein Brief wie jeder andere, mit Füllfedertinte geschrieben und mit dem ordnungsgemäßen Poststempel von Seattle versehen. Und doch haftet diesem Papier der Zauber einer fernen Welt an, es hat den Urwald raunen gehört und den Schrei wilder Tiere vernommen, das Meer umrauschte und tropische Sonne umspielte den Brief, der monatelang verlassen in einem dunklen Faß auf einer einsamen Insel im Pazifik lag, bis er endlich von diesem seltsamsten Postamt der Welt seine weite Reise nach Deutschland antreten konnte . . .

## Ein pommerscher Gendarm . . .

*Der Leibgendarm des Altreichskanzlers Bismarck erzählt - „Der Bismarck wird mit allen fertig!"*

**In Kolberg feierte dieser Tage Gendarmeriewachtmeister a. D. August Wilhelm, der letzte noch lebende Betreuer des Altreichskanzlers Bismarck, in bester Rüstigkeit seinen 94. Geburtstag.**

„August Wilhelm, Gendarmerie-Wachtmeister a. D." liest man auf einem kleinen Türschild einer bescheidenen Kolberger Wohnung. Es besagt nicht viel mehr, als daß hier ein Hüter der staatlichen Ordnung als Privatmann lebt, gemütlich seine Pfeife schmaucht, Brusttee trinkt oder seine Zeitung liest. Aber da begrüßt und ein Greis, der eben 94 Jahre alt geworden ist und der einmal in jungen Jahren, vielbeneidet von seinen Kollegen aus dem ganzen Reich Leibgendarm des Altreichskanzlers Fürst Otto von Bismarck war. Jetzt ist sein Haar schneeweiß geworden und seine Augen sehen und durch scharfe Brillengläser prüfend an. So mögen sie auch vor einem halben Jahrhundert auf so manchen Besucher des Schlosses Friedrichsruh geruht haben, in dem der „Alte vom Sachsenwald" seine letzten Lebenstage verbrachte.

Es war im Jahre 1885, als der damals 29 Jahre alte Gendarm August Wilhelm auf Grund seiner besonderen Fähigkeiten zum persönlichen Schutz des Reichskanzlers Bismarck nach Friedrichsruh kommandiert wurde. „Ich bewohnte am Parkeingang ein Häuschen", erzählt der Greis, „das der Fürst scherzhaft als „Gendarmeries-Kaserne" bezeichnete. Jeden Mittag, wenn er seinen gewohnten Spaziergang unternahm, kam er bei mir vorbei, begrüßte mich freundlich, erkundigte sich nach allerlei persönlichen Dingen, und wenn ich ihm sagte, daß mir die vielen Besuche und neugierigen Fragen fremder Gäste das Leben sauer machen würden, teilen sechs Mal ein paar kaftige Worte, die in seinem Konservationslexikon zu finden waren."

„Wenn ich aber die Befürchtung äußerte, daß der eine oder andere Fremde irgendetwas im Schilde führen könnte, lachte er mich aus, klopfte mir auf die Schulter und meinte nur: „Der Bismarck wird mit allen fertig, nicht nur mit Politikern, sondern auch mit Strolchen, wenn es sein muß!" Ja, er fühlte sich so sicher in seinem geliebten Sachsenwald, daß er in der Regel die Kriminalbeamten, die bei festlichen Gelegenheiten eilfach von Berlin nach Friedrichsruh beordert wurden, wieder nach Hause schickte mit dem freundlichen Bemerken: „Ein pommerscher Gendarm genügt mir, meine Herren!"

Selbstverständlich gab es viel für den Leibgendarm des Altreichskanzlers zu tun. Am meisten Arbeit machten ihm nicht so sehr die offiziellen Besuche hoher Persönlichkeiten, als die Maiensbildungen, die ihm das Volk bei jeder Gelegenheit bereitete. „Es war oft sehr schwer, die begeisterten Leute im Zaun zu halten", erzählt der 94jährige weiter, „und wenn Bismarck ab und zu unpäßlich war, hatte ich den allerstrengsten Auftrag, um jeden Preis ihn vor Belästigungen jeder Art zu schützen. Wenn ich auch sonstaen nur sein Schatten war, der ihm unnötige zu folgen hatte, so durchlebte ich doch alle seine schönen und schlimmen Tage. Es gab Zeiten, wo sein Groll und seine Verbitterung über seine brüske Verabschiedung Formen annahmen, die es neraten erscheinen ließen, jegwelche Besuche von ihm fernzuhalten, aber kam man mit einer persönlichen Bitte zu ihm, wurde sie von ihm in zuvorkommender Weise sofort erfüllt. Wir selbst versuchten ihm das Leben so angenehm wie möglich zu machen und es gelang uns einfachen Menschen, ihm selbst ein Lächeln abzugewinnen, wenn er am liebsten vor Zorn mit der Faust auf den Tisch gehauen hätte. Aber er wußte, daß wir ihn gern hatten und er liebte eben seine Pommern, deren Land er entstammte."

KdF.-Madeira-Fahrer grüßen aus Lissabon

Sardinen, gleich zum Verzehren. Zwei KdF.-Fahrerinnen prüfen die Ware eines Fischhändlers. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

### Der Führer weilt in Italien

# Volk unter lachendem Himmel

*Trachten, bunt und farbenfroh, werden überall in Italien getragen - Sie sind die Zeugen eines alten, aber lebendigen Volkstums*

Jedes Land ist auf seine Trachten stolz. Dies um so mehr, als die Zahl der wirklichen Trachtenträger und auch der Trachten selbst in unserer Zeit wohl kaum noch zunimmt.

Besucht man nun Italien, dann ist man sehr erfreut zu erleben, daß nicht nur die alten ehrwürdigen und berühmten Volksfeste in vollem Glanze und uneingeschränkter Festlichkeit weiterbestehen (das Palio von Siena, die „Geri" in Gubbio, der „Scoppio del carro" in Florenz, die „Giostra del Saracino in Treviso", das „Kolombelfest" in Oviedo), sondern auch die alten Trachten im Bewußtsein des Volkes weiterleben und, wie es scheint, gerade hier, keineswegs dem Untergang in einem Volkskundemuseum geweiht sind.

Was ferner auffällt, ist die Allgemeinheit und lebhaftes Erstaunen erregende Tatsache, daß man diese Trachten nicht nur in abgelegenen Dörfern der Abruzzen, in Apulien und Sizilien antrifft, sondern so gut wie überall, in kleineren Städten und in den großen ebenfoaut wie auf dem Lande und in den Bergen.

Es wäre auch wirklich schade, sollten diese schönen und meist sehr reichen, phantasievollen Trachten aus der Vielfalt des Landschaftsbildes verschwinden, dessen geschichtlichen Werdegang und seelische Eigenart sie so wundervoll und anschaulich spiegeln.

Sehen wir uns nun einige von ihnen an. In Piemont ist wohl die Tracht der Frauen von Rimella, in der Lombardei die der Mädchen der Brianza die schönste. Dort trägt man zum wollenen Rock ein hausleinenes Hemd, Spitzen an Hals und Aermeln, Bänder und Spitzen am Brusttuch, Mieder und seidengestickte Schürze, hier ein schönes Atlaskleid mit Stickerei; dazu baumwollene Strümpfe und Holzpantoffeln. Silberne Nadeln zieren das Haargeflecht.

Die Tracht im Alto Adige (Südtirol) ist wieder grundverschieden von der Venedigs. Beide aber kann man als bekannt voraussetzen. Dagegen weniger bekannt dürfte die Tracht der Verabäuerin von Friaul sein, die über dem rot oder blau gesäumten Unterrock aus hauseigenem Kattun einen kleineren gemusterten und eine Kattunschürze trägt. Besonders reizvoll sind das über der Brust getreute Wollspitzentuch und das den Kopf ganz bedeckende buntbedruckte, fransengeschmückte Tüchlein.

Auch in der Emilia und Romagna, sowie in Ligurien hält man an den alten Bräuchen und Trachten fest. Unweigerlich wird für jeden, der es einmal sah, das lustige Strohhütlein der ligurischen Frauen bleiben.

Je weiter wir südlich gehen, um so bunter, farbenfroher und eigenartiger werden die Trachten. Der Strohhut der Sienesin hat schon wiederholt in der Mode der Welt Triumphe gefeiert. Nur daß man in Siena den Strohhut im Sommer mit frischen Blumengewinden schmückt. Ueberhaupt zeichnen sich die Trachten von Toskana und Umbrien durch Anmut und Zierlichkeit aus. In der Erinnerung haftet auch der korbartig aufgeschürzte Oberrock der Frauen aus Macerata. Sehr gut paßt zu dem die Schultern bedeckenden Wollschal der Korallenschmuck.

Die für den Ausländer besonders typische italienische, am meisten bekannte und auch höchst eigenartige Tracht trifft man in Latium, in der sogenannten Ciociaria an. Am auffälligsten ist wohl der Kopfputz, ein merkwürdig zusammengelegtes Stück Hausmacherleinen. Auf ihm balancieren die stolzen Gestalten die Conca, das große Wassergefäß. Dann fallen die „Ciocie" auf, große Ledersandalen, deren Riemen die Leinenlappen festhalten, die die Füße umhüllen. Das schön gestickte Hemd, Mieder, Rock und Schürze aus handgewebter Wolle fassen das Bild zu einem geschlossenen Ganzen zusammen.

Der Kopfputz der Frauen von Latino in den Abruzzen ähnelt ein wenig dem der „Ciociara", ist aber wesentlich reicher; denn er besteht aus einem spitzenbesetzten mit bunter Seide und Gold bestickten Tuch aus roter Wolle, das auf einem Tüchlein aus feinstem reinen Linnen liegt. Dazu paßt die ungemein malerische Tracht. Ueber dem mit bunten Bändern und einer goldenen Borte geschmückten Trägerkleid liegt die rot und weiß gestickte blaue wollene, eigenartig umschlagene und von Metallblechschaben und silbernen Ketten zusammengehaltene Schürze. Den Reichtum bringen auch die Ueberärmel aus blauer Wolle zum Ausdruck, die die weiten mit Spitzen und Stickereien verzierten Hemdärmel bedecken. Vor allem aber das reiche Goldgeschmeide, das durch Bänder zusammengehalten wird, die über die Brust herabfallen. Ganz schlicht dagegen ist die Tracht der Frauen von Scanno, bei denen der Kopfputz ausfällt. Eine Art Turban, der aus Tuch- und Leinwandstreifen gewunden ist.

Immer guter Laune sind diese Frauen aus Pistoja (Mittelitalien)

Schöne Wasserträgerin aus Terelle (Latium)

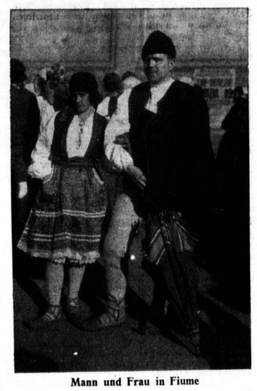
Mit großen bunten Schleier über Kopf und Schulter gehen die Frauen in Ligurien

Photos (5): Koszella.

Frauen aus den Abruzzen in ihrer reichen Tracht

Von den vielen Trachten in Campanien bleibt besonders die von Sorrent in der Erinnerung haften. Das rote Anlagkleid ist mit goldenen Fransen und Borten, das Hemd mit Spitzen und Stickereien geschmückt. Nicht minder malerisch — und bekannt — sind die rote Zipfelmütze, die Kniehosen aus grünem Atlas und der bunte Leinengürtel, die die Burschen tragen.

Weniger bekannt, aber noch viel schöner ist die Tracht der Burschen von Gargano in Apulien. Wie wundervoll stechen die seidene Weste, das Halstuch und die bunte Schärpe von dem Schwarz der Hose und Jacke ab, die meist aus Samt oder Tuch sind. Noch heiterer ist die



Mann und Frau in Fiume

Frauentracht. Brauner, weiter, mit Seidenstreifen verzierter Wollrock, rotes Mieder, grünseidene Schürze. Dazu ein Hemd mit weiten Aermeln, ein großes, buntes, seidenes Brusttuch und viel goldenes Geschmeide im Haar, um den Hals und an den Fingern.

Dem Ernst des Waldlands Kalabrien entspricht auch die Tracht. Trotzdem ist auch sie stets malerisch. So tragen die Frauen von Tricolo ein großes Tuch um das an Hals und Aermeln mit Spitzen geschmückte Hemd. Ueber dem dunkelblauen Wollrock liegt die Schürze, die ebenso wie das Leibchen aus Seide ist. Originell ist auch die Tracht des Bauern mit der Weste aus Brokatseide, dem breiten Ledergürtel und dem bebänderten, spitzen Filzhut.

Reich an Trachten sind schließlich auch Sizilien und Sardinien. Stickereien aus Feinwaid zieren das Samtjäckchen der Frauen in Piana dei Greci, den Rock aus schwerer Seide und den Umbano. Die Männer tragen zur wollenen Jacke und Hose eine seidene Weste, weiße Strümpfe und deftichte wollene Ueberstrümpfe. Weiße Baumwollhosen in schwarzen Gamaschen aus Orbace, einem festen Wollstoff, tragen die Männer in Nuoro (Sardinien). Ein kunstvoll aufschlungenes Leinentuch umrahmt das Gesicht der Frauen. Aus rotem Orbace sind Rock und Jäckchen. Seidenbänder und Filigrankuöpfe dienen zur Zierde.

Wie sehen also schon an diesen wenigen Beispielen, wie reich auch das heutige Italien noch an Volkstrachten ist, die farbig getragen werden.

**Reise in das italienische Imperium**

# Libyen, die Schule der Kolonisatoren

*Sonderbericht von einer Libyen-Reise unseres Berliner Vertreters Dr. Rudolf Vogel*

**Tripolis, Anfang März.**

Die alte „Garibaldi", die zwischen Neapel und Tripolis den Dienst versieht, kocht mit ewiger, an dieser Küste schon sprichwörtlicher Verspätung, mühsam über Catania und Syrakus nach Malta und Tripolis. Außer den Italienern, die aus geschäftlichen Gründen in dieser frühen Jahreszeit nach Tripolis reisen, sind fast ausschließlich Deutsche an Bord, und unter ihnen vor allem Oesterreicher, die in den nächsten Tagen bald weniger auf das Leben und Treiben der fremdartigen Umgebung als auf die Stimme des Radios achten werden, um die für ihr und unser Schicksal so historischen Stunden der Wiedervereinigung Oesterreichs mitzuerleben.

### Berührung mit dem Orient

Taormina ist überfüllt. In zunehmendem Maße geht der Strom aller derer, die dem Frühling entgegenreisen wollen, nach Tripolis, das in den letzten Jahren fast mehr als 40 000 Besucher, meistens Deutsche zählte. Was den Deutschen nach Tripolis außer dem Frühling lockt, das ist die Berührung mit dem Orient, mit der Wüste. Er will einen Sonnenuntergang erleben, bei dem Palmenwipfel der Oasen seltsam fremd und doch so vertraut aus tausend Wunschträumen und Illustrationen gegen das unvergleichliche klare Licht der

Hafeneinfahrt nach Malta, am Ufer die mächtigen von den Malteserrittern erbauten Bastionen. Photos (2): Dr. Vogel.

Wüste stehen. Er möchte einmal den trillernden, unverzeihlichen Ruf der Muezins von den hohen schlanken Minaretts hören, die die Gläubigen dreimal täglich zum streng innegehaltenen Gebet rufen.

Dies alles kann er in Tripolis schon. Es ist alles herrlich organisiert. Man fährt heute längst in bequemen Taxis von Tripolis selbst, das eine moderne Großstadt mit fast 100 000 Einwohnern und über die Hälfte Italienern ist, in die Oasen bis weit hinein in das Innere. Hotels mit dem letzten Komfort, von der Regierung erbaut; feste Preise, sichere Führer, das alles harrt der Fremden. Und das Meer ist schon so warm, daß man selbst in dem abnorm kalten Frühling dieses Jahres bereits baden kann.

Und über alledem verrafft der Tourist, daß hier an der Küste, wenige Kilometer vom Tripolis entfernt noch bis 1924 erbittert gekämpft wurde und daß erst 1931 der heutige Marschall Graziani nach überaus schwierigen Kämpfen die Oase Kufra im Innern der Senussitische entrissen und damit die letzten Teile von Libyen Italien unterwarf. Hier im Kampfe um Libyen erwarben sich die italienischen Offiziere die Erfahrungen für den Abessinienkrieg, hier schulten sie die Eingeborenentruppen, die dann später eine so ruhmvolle Rolle im Abessinienfeldzug spielen sollten. Hier in Libyen waren einmal fast alle großen Organisatoren, Gouverneure oder Kommandeure, von Graf Volpi angefangen, über Marschall Badoglio, Graziani und jetzt zuletzt den Marschall Balbo. Auch de Bono wirkte zuerst in Libyen, der hohen Schule der italienischen Kolonisatoren.

### Die „Forstmilizen des Duce"

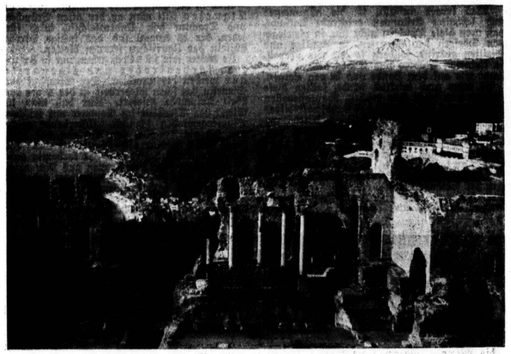
Wenn der Journalist nach Tripolis fährt, der bereits Gelegenheit hatte, in Rhodos und Italien selbst hinreichend das große Aufbauwerk des Faschismus kennenzulernen, dann möchte er in erster Linie sehen, was hier geleistet worden ist. Er weiß um die Ziele der Getreideschlacht des Duce, die Italien in der Weizenversorgung unfrei machte. Er weiß um den Kampf um die Olivenölversorgung, die zusammen mit der mit Weizenmehl für die unentbehrlichen „Nudeln", die wir nur unzureichend unter den Bezeichnungen Maccaroni, Spaghetti etc. als Volksnahrungsmittel kennen, die Grundlage der italienischen Nahrungsfreiheit bildet. Man fährt durch Inner-Sizilien und sieht, daß tatsächlich die früher kahlen Hänge der waldlosen Berge heute überall bestellt sind. Die Partei hat tüchtigkeits die bisher allmächtigen Latifundienbesitzer gezwungen, nicht nur für den Eigenbedarf, sondern das Volksganze anzubauen, wenn der brachliegende Boden nicht enteignet werden sollte. Neue Wasserbauwerke sind überall im Entstehen und es war für den an einen Wasserüberfluß gewöhnten Deutschen ein beinahe erschütterndes Bild, rings in den grauenhaft kahlen und zerklüfteten Lavafeldern im Umfang von vielen tausenden Quadratkilometern die „Forstmilizen" des Duce ihr mühsames Werk der Aufforstung betreiben zu sehen. Ihnen zu Füßen die lachende Ebene von Catania mit den herrlichen, unübersehbaren Orangen- und Zitronengärten, die blaue See und zu ihren Häuptern der in dicken Schnee gehüllte 3 900 Meter hohe Aetna-Vulkan mit der ewigen Rauchwolke!

Ohne die innere Kolonisation von Sizilien und die Kolonisation von Libyen hätte die Getreideschlacht nicht gewonnen werden können. Und die Olivenversorgung wird in absehbarer Zeit mit Hilfe Libyens gesichert werden.

Mit diesen Ueberlegungen fährt man auf der 37 Jahre alten „Garibaldi" nach Tripolis. Aber bevor das Schiff in den schönen Hafen der libyschen Hauptstadt einläuft, berührt es die englische Sperrfestung Malta.

## Das Sperrfort des Mittelmeeres: Malta

Am frühen Morgen versammelt sich alles an der Reeling. Wer wollte sich die Einfahrt nach La Valette, der Hauptstadt von Malta, entgehen lassen? Es hat sich heute schon beinahe ein saagenhafter Kranz von Gerüchten um Malta gebildet. Die unvergleichliche strategische Lage, die schweren Befestigungsanlagen, die Streitigkeiten zwischen den Maltesern und den Engländern, der Konflikt



Blick vom alten griechischen Theater in Taormina auf den schneebedeckten Aetna. („Der schönste Blick Europas" genannt.)

der Engländer mit der katholischen Kirche und den Schulunterricht in Malta. Man erinnert sich der Kombinationen während des Abessinienfeldzuges . . .

In strahlender Sonne, die hier mit Ausnahme von beinahe nur zwei Monaten im Jahre brennt, türmen sich langsam vor uns mäßig hohe Hügel auf, die von einem Gewirr alter Befestigungsanlagen im Stile der Zeit Vauhans und Friedrich des Großen gekrönt sind. Beinahe plötzlich schiebt sich dies alles aneinander wie in einem Film, eine überaus enge Hafeneinfahrt öffnet sich, zwischen alten Forts gelagert, der Blick geht über einen der geschütztesten Häfen der Welt. Fünf tiefe Fjorde teilen La Valette in drei Hauptorte und eine Unzahl von Vororten rings um die tief einschneidenden Buchten. Und diese Orte mit ihren hohen Mauern auf steiler Höhe, ihren blendend weißen Häusern, ihren Arkaden, den Schiffen zu ihren Füßen, der blauen See, dies alles ist von einem unbeschreiblichen Zauber. Die alte Erfahrung bestätigt sich, daß die besten Kriegshäfen auch meistens die schönsten Häfen der Welt sind!

### Ueberall englische Posten

Man nimmt eine der ungeheuer billigen Pferdedroschken. Es geht saubere Straßen herauf und hergab. Die Firmenschilder der Hauptstraße wie der strada reale lauten englisch. Aber die lebhaften und dunkelhaarigen Menschen hier sprechen eine Mischsprache, halb arabisch, halb italienisch. Sie haben eine eigene Schriftsprache, die zum Teil aus arabischen Lettern besteht. An den Straßenkreuzungen stehen baumlange Polizisten korrekt und in ausgezeichneter Haltung, die so unverkennbar frisch importiert aus Yorkshire aussehen, daß man sie von vornherein nur englisch anreden kann, während sonst der Mann auf der Straße italienisch radebrecht. An allen Ecken und Enden steht in den alten wunderbaren Palästen aus der Malteserritterzeit am Eingang ein englischer Posten.

Wir sahen selten eine Stadt, die so wundervoll einheitlich in einem Stil, im schönsten Frühbarock gebaut worden ist wie dies La Valette. Prächtige Innenhöfe mit schmeren Arkaden, gepflegte Gärten, dazwischen kleine Wolkenkratzer mit sechs bis acht Stockwerken, deren wunderliche Erker aus Holz vor beinahe jedem Fenster doch an den arabischen Ursprung der Bevölkerung erinnern. Und immer wieder, dies ist das bezaubernde, öffnet sich eine Straße, um den Blick auf eine neue Bucht, neue Türme und starke Befestigungswälle, Gärten und weites Land freizugeben.

Weit draußen auf der Insel steht die alte Hauptstadt Rabat. Ein arabischer Name. Kilometerweit ziehen sich die steinernen Aquaedukte entlang den Straßen. Bei genügender Bewässerung muß der Boden hier bis zu vier Mal jährlich Ernte tragen. Und die meisten der 220 000 Malteser auf den beiden Inseln Malta und Gozo nähren sich nicht vom Schiffsverkehr und dem Handel, sondern vom mühsamen Anbau der Frühkartoffeln, der berühmten Maltakartoffeln und des Frühgemüses.

(Fortsetzung folgt.)

# Sachen machen die Leute, Sachen...

*Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:*

Das Wunderland Indien hat neben anderen Dingen vor allem den großen Vorteil, daß man immer Zeit hat. Zwar kennen auch wir Leute, die als Motto ihres Lebens mehr oder weniger deutlich den Satz ansprechen „Kommst du heute nicht, dann kommst du morgen". Jedoch scheint diese Ruhe nichts zu sein gegen diejenige, der man sich in den Städten und Dörfern Indiens mit einer geradezu verbissenen Konsequenz befleißigt. Wenn zu diesem seelischen Zustand der ewigen inneren und äußeren Ruhe noch eine andere Tatsache hinzukommt, nämlich diejenige, daß man außerdem nicht lesen und nicht schreiben kann, dann kann ein Ding geschehen, wie das folgende.

In einer kleinen indischen Stadt meldete sich eines Tages bei der Feuerwehr ein kleiner Junge, der einen Zettel in der Hand hatte. Der Knirps ließ keine Zeichen von Aufregung erkennen und auch sonst schien alles seinen Gang zu gehen. Dies schon um so mehr, weil niemand von den Feuerwehrleuten den Schreibebrief, um den es sich doch offenbar handelte, zu lesen in der Lage war. Und so verging fünf Minuten ins Land. Fünf ganze Monate, die weiter nichts besonderes brachten. Bis nach dieser Frist der Leiter der Feuerwehrstation, der englisch lesen konnte, den Zettel wie folgt entzifferte: „Hilfe, mein Haus brennt." Der tüchtige Feuerwehrhauptmann, der natürlich keine Ahnung davon hatte, daß das Dokument schon so lange in seinem Büro lag, schlug sofort Alarm. Als die Feuerwehr zu dem bezeichneten Hause kam, war es bereits wieder aufgebaut! Sachen, machen die Leute, Sachen . . .

*

Der folgende, recht belustigende Zwischenfall spielte sich in Frankreich und zwar in der Bretagne ab. Ein paar fette Schweine, die leder und appetitlich aussahen, standen im Mittelpunkt des Geschehens und zwar erschienen sie einigen nächtlichen Dieben so ungeheuer begehrenswert, daß die Langfinger einen Plan ausheckten, wie man der Borstentiere, ohne daß sie quietten, habhaft werden könne. Es müssen ganz ausgekochte Jungens gewesen sein, die da auf Raub ausgingen. Sie verschafften sich dadurch Zugang zu den Schweinen, daß sie in den Stall maschinenschriftlich eine Flasche mit Chloroform hineinpraktizierten und siehe da, eine Jolanthe nach der anderen dämmerte hinüber, stellte das Grunzen ein und streckte die Läufe von sich. Als die Zeit dann soweit war, daß die Borstentiere unempfindlich gegen alles erschienen, setzten sich die Einbrecher Gasmasken auf, und schleppten die Tiere aus dem Stall, ohne daß die Schweine einen Laut von sich gaben. Aber man hat sie trotzdem erwischt, die Diebe nämlich. Sie glaubten „Schwein", in diesem Fall sogar „Schweine" zu haben, aber die Gerechtigkeit nahm wieder einmal ihren Lauf. Und das freut einen denn ja auch . . .

*

Wenn ein Mensch Neuen gebaut hat, dann ist es jener gewesen, der mit einem dreifachen Geniestreich auch zu Fuß ins Brandenburg gegangen ist. Sie glauben es nicht? Es ist aber so! Es handelt sich um einen Engländer, der vom Gerüst gestürzt war. Ganze zwei Kilometer hat er in seinem arg lädierten, beinahe hoffnungslosen Zustande zurückgelegt. Bedenkt man, daß die geringste Bewegung des Kopfes höchstwahrscheinlich unabsehbare Folgen gehabt hätte, dann weiß man erst, wie winzig die Chancen waren, die der Arbeiter hatte, als er sich auf den Weg machte. Man muß um so mehr von der wunderbaren Rettung eines Todgeweihten sprechen, weil sich der Verletzte nicht nur einen dreifachen Genickbruch, sondern außerdem noch einen Bruch des Schulterblattes bei seinem Sturz zugezogen hatte. Jedenfalls dürfte die Widerstandskraft dieses Malers — das war er von Beruf — ohne Beispiel sein.

*

Zwar sagt man, daß Beharrlichkeit zum Ziele führt, aber das braucht durchaus nicht immer der Fall zu sein. Dies mußte ein Amerikaner erfahren, der seit einer Reihe von Jahren die schöne Dorothy mit schriftlichen Liebeserklärungen bestürmte. Es war eine romantische Kanonade auf das offensichtlich spröde bleibende Herz der Angebeteten, die der verzweifelte Liebhaber mit unerschütterlicher Beharrlichkeit abfeuerte. In den letzten vier Jahren hat Dorothy, so bekundet es die Akte, fast genau elftausend Liebesbriefe, im Tagesdurchschnitt also 7½ Brief, bekommen. Die Geschichte wäre höchstwahrscheinlich nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen, hätte nicht der Briefschreiber den Fehler begangen, seine Angebetete, die sich unterdes einen anderen Kavalier zugelegt hatte, zu bedrohen. Nunmehr hat der Enttäuschte vor dem Richter angesichts eines unheimlich anmutenden Aktenmaterials noch und heilig die Versicherung abgeben müssen, nie mehr einen Brief an die junge Dame losschicken. Aber was das Schlimmste ist, der Amerikaner hat dieses Versprechen gebrochen. Er gratulierte seiner ferneren Angebeteten ausgerechnet zur Hochzeit. Mit dem anderen natürlich! Dafür wird man den Briefschreiber aber wohl kaum bestrafen.

Xaver Xanten.



8

Der tragische Unfall des Tages machte keinen Eindruck auf die Leute, die entschlossen waren, diesen Abend zu feiern. „Niemand kann wissen, wann er krankommt. Solange man lebt, soll man was von seinem Leben haben", sagten sie. Fünfundzwanzig Holzfäller holten sich kleine Beträge als Vorschuß auf ihre Löhnung und machten sich nach dem Abendessen auf den Weg nach Whisky-Fall.

John sah ihnen von bösen Ahnungen erfüllt nach. Er wußte zwar, daß sie alle Bart nicht besonders liebten und daß Bart mit ihnen wenig anfangen konnte, solange sie nüchtern waren. Aber er mußte sich eingestehen, daß Bart und Wah Song im Whisky einen Verbündeten besaßen, der stark genug war, in diesen Männern den Teufel zu wecken. „Es ist alles vergeblich", sagte Norby, mit dem John die Sache besprach. „Ueberall in der Welt habe ich gesehen, wie gerade die feinen Jungens mit breiten Schultern und hellen Augen sich wegwerfen. Ich war nicht besser, als ich jung war und die ganze Welt vor mir lag. Bart wird versuchen, diese Jungens auf irgendeine Weise aus dem Lager fortzulocken. Wir werden sehen, ob es ihm gelingen wird, ob er stärker ist als Sie."

In Johns Ueberraschung und Erleichterung kam ein Dutzend der Leute schon kurz nach Mitternacht ins Lager zurück. Es waren die Männer, die im Kampfe bei den Ställen zwar nicht an seiner Seite gewesen waren, aber nun zu seinen besten Freunden zählten. Sie hatten alle getrunken, aber nicht mehr als sie vertrugen und brauchten, um in gute Laune zu kommen. Die beiden Männer, die ihm gestanden hatten, im Walde bei der Arbeit getrunken zu haben, befanden sich auch darunter. Als sie Licht in Johns Büro sahen, blieben sie stehen und tuschelten beraten die Köpfe zusammen. Die Antwort, die sie ein. „Bob", sagte der eine. „Wir sind alle nüchtern, und niemand hat eine Flasche eingesteckt."

„So ist's recht", sagte John. „Wie kommt es, daß ihr so früh zurück seid?" — „Oh, wir haben vereinbart, daß wir noch heute Nacht zurückkommen", war die Antwort. „Drum hat keiner von uns mehr getrunken, als er vertragen kann."

„Na", stimmte der zweite zu. „Und Bart und Wah Song waren verflucht freundlich. Verdammt! Jedesmal, wenn der Chinese einen ohne Glas in der Nähe sah, ließ er ihm durch den Barkeeper ein frisches Glas spendieren. Die Sache ging zu glatt. Wir wurden argwöhnisch und nahmen Zigarren."

„Der Rest von der Mannschaft wird steif daliegen", setzte der erste hinzu. „Sie hatten nicht Vernunft genug und sind Wah Song in die Falle gegangen."

Diese Vorhersage erwies sich nur teilweise als richtig. Im Laufe der Nacht kamen weitere fünf Leute ins Lager gewankt, und bei Sonnenaufgang erschien ein Sechster.

„Wo sind die anderen?" fragte John, als sich der Mann durch fünf Zoll schwarzen Kaffees etwas ernüchtert hatte. — „Sind fort, fort," murmelte der Mann.

„Fort? Wohin?" — „Spirit-Lake — ein Bummel nach Spirit-Lake. Wah Songs Barkeeper brachte einen Schlitten. Sie machten eine Partie nach Spirit-Lake. Ich war zu schlau dazu. Die Burschen sind alle fertig. Ooob, mein Kopf!"

John verstand. Spirit-Lake lag zwanzig Meilen östlich von Whisky-Fall. Die Bar von Spirit-Lake war weit und breit in den Wäldern bekannt. Die Männer, die nach Spirit-Lake gegangen waren, mochten in einer Woche oder überhaupt nicht zurückkehren. Mit Donovan und Gavin waren es nun neun Mann, die er verloren hatte, und da er jetzt nicht mehr genug Leute hatte, um die Arbeit erfolgreich fortzuführen, begriff John, daß er irgendwo Hilfe finden mußte. „Den Schlitten, Nels!" befahl er nach dem Frühstück. „Wir fahren nach Pibody-Fall hinunter und wollen versuchen, einige neue Leute zu bekommen."

Er zog sich weit fortgältigter an, als ein Mann es zu tun pflegt, der nur auf Arbeitersuche geht. Er ließ sogar Dugan ins Büro kommen und sein Haar stutzen. Und Dugan drückte frech seine Meinung aus, daß das eine Dummheit sei. „Behalten Sie lieber bei dieser Kälte Ihre Haare", sagte er. „Wenn ich älter werde, lasse ich mir sogar einen Bart wachsen, den ganzen Winter über, wie Norby." Aber es nützte ihn nichts. John sah ihn nur kurz an. Später fuhren John und Nels so rasch sie konnten in die Siedlung, aber sie nahmen Rücklicht auf die Pferde und die Kälte; zwanzig unter Null machte die Fahrt nicht gerade zu einem Vergnügen.

In Pibody-Fall angekommen, suchte John vor allem den Sägewerksverwalter auf und teilte ihm mit, was er suchte. „Geben Sie mir zehn neue Leute", sagte er. „Ich muß sie haben, verstehen Sie, sonst geht's mit der Arbeit nicht vorwärts." — „Kann Ihnen leider nicht helfen", entgegnete der andere grimmig. „Was soll das heißen?" — „Das heißt, das Bull Bart die ganzen Wälder und Siedlungen ringsum durchging und jeden Mann, den er bekommen konnte, für die Lager von Big Lowren, drüben auf der anderen Seite des Spirit-Lake, aufnahm. Er bietet fünf Dollar per Monat mehr, als wir zahlen. Sie bekommen keinen Holzfäller in dieser Gegend, Sie können sich darauf verlassen."

John empfing diese Neuigkeit, ohne seine Haltung zu verlieren. Aber er fühlte, daß ihn dieser Schlag schwer getroffen hatte. Das also war Barts Absicht. So wollte er also seine Drohung wahrmachen, die Arbeit in den Königs-Kiefern lahmzulegen, — und das Geld der Lowrey-Gesellschaft stand hinter ihm.

„Verstehe", sagte er ruhig. „Gibts hier in der Siedlung jemanden, der eine Säge zu führen versteht?" Der Verwalter lächelte. „Ich wäre da, zum Beispiel. Dann der alte Doktor Dean und die zwei Jungen im Büro. Ich glaube, wir könnten jeder die halbe Arbeit eines geübten Holzfällers leisten, wenn wir uns sehr anstrengen. Sonst ist niemand hier, außer Frauen und Kindern. Ich hätte Ihnen so schon längst zwei Leute geschickt, um Donovan und Gavin zu ersetzen, wenn ich irgendwen aufgetrieben hätte."

John wandte sich ab. Zwischen den Augen stand eine tiefe Linie. Seine Füße waren schwer. Und er ließ den Kopf hängen, als er den Weg einschlug, der zum Hause seines Onkels führte.

„Hallo, John!"

Er blickte auf. Seine düstere Laune war im Augenblick verflogen, als er Peggys Stimme hörte. Sie kam den Hügel herunter, so rasch, daß ihr Haar über ihre Schultern flutete. In den Händen trug sie eine dampfende Schüssel. „Es ist Suppe für den armen Gavin", sagte sie, als sie näherkam. „Kommen Sie mit."

Sie eilte fort, und John folgte ihr zum Hause des alten Doktors der Company, am Mühlenteich, wo Gavin in einem bequemen Bett untergebracht war. „Danke, danke, Miß Pibody!" murmelte Gavin, als Peggy die Türe aufstieß. „Haben Sie wirklich Zeit gehabt, sich um so einen Narren wie ich es bin, zu kümmern?"

„Wie geht es, Gavin?" fragte John. Gavin sah überrascht auf. Er wandte seine Augen ab. Er schwieg und blickte auch John nicht an, bis Peggy die Schüssel so hingesetzt hatte, daß er mit seinem gesunden Arm essen konnte. „Sehen Sie, Boß", sagte er dann mit leicht zitternder Stimme. „Donovan — der Himmel schenke ihm die ewige Ruhe — und ich — wir haben hart genug bezahlt für unsere — Dummheit."

„Es war Pech, Gavin", sagte John. „Die Jungens fragen alle nach Ihnen. Hoffe, es geht Ihnen besser!" — „Wissen Sie, Boß", sagte Gavin und blickte auf — „und wissen Sie, wie es passiert ist?"

„Ich weiß, weiß alles darüber. Sorgen Sie sich nicht drum. Sehen Sie lieber zu, so rasch als möglich gesund zu werden."

„'s ist nur mein Arm, sagt der Doktor. In einer Woche bin ich wieder im Lager. Natürlich tauge ich diesen Winter nicht mehr für die Säge. Aber mit einer Hand kann man einen Proviantschlitten ganz gut führen. Und Sie können den Burschen von dem Schlitten an die Säge stellen, um wenigstens einen der Dummköpfe ersetzt zu kriegen, die der Whisky sie gekostet hat." — „Sie sind ein guter Junge, Gavin!" sagte John herzlich und griff nach der gesunden Hand. „Machen Sie sich weiter keine Sorgen."

Dann verließ er mit Peggy das Zimmer. „Und wie geht es Onkel John?"

„Besser, viel besser", sagte sie heiter. „Ich glaube, Sie haben ihm das Leben gerettet!"

„Ich? Wieso denn?" — „Sehen Sie, der Doktor sagte ihm vergangenen Sommer, er müsse seine Geschäfte aufgeben, weil er sich nicht aufregen dürfe. Er konnte es aber nicht tun — bis Sie kamen. Und jetzt ist er in seinem Lehnstuhl und fast, er brauche sich um gar nichts mehr kümmern, denn jetzt seien Sie da, und Sie führten den Kampf gegen Lowreys Bande besser, als er es hätte tun können."

Johns Stirn umwölkte sich. „Aber wenn ich versage? Wenn ich nicht seinen Erwartungen entsprechen werde? Was ist dann?"

„Was macht Ihnen Sorge?" — John erzählte ihr von dem Verschwinden der sieben Leute und was er von Barts Absichten gehört hatte. Ihre Augen funkelten, als er Barts Namen erwähnte. „Aber es wird ihm nicht gelingen", rief sie. „Nein, sicher nicht. Die Leute halten alle zu Ihnen, John. Denken Sie daran, was Sie bisher geleistet haben, Sie werden gewinnen. Bart kann Sie nicht schlagen. Das weiß ich!"

In der Halle hielt sie ihren Finger warnend an die Lippen: „Wir reden Onkel nichts von Donovan und Gavin erzählt", sagte sie. „Erzählen Sie ihm nichts von dem Verlust der sieben Leute. Seien Sie — heiter, ja?"

John trat in die Bibliothek ein, wo Wolf John in einem riesigen Lehnstuhl hingestreckt lag, ein Buch in der Hand. „Wenn dir das Leben lieb ist, Junge — frage mich nicht, wie es mir geht!" brummte der alte Mann. „Und wage ja nicht, mich mit irgendwelchen Fragen über das Geschäft zu belästigen. Ich weiß, alles geht in vollster Ordnung, wenn ich nur dein Gesicht anschaue. Peggy erlaubt nicht, daß ich mich nur daran erinnere, daß es etwas wie Geschäft gibt. Du bist jetzt der Boß, und ich bin nichts als ein Dekorationsstück, das im Hinterland herumliegt."

Obwohl er so scherzte, verstand er es doch, bald ein halb Dutzend sehr verfänglicher Fragen über die Arbeiten in den Wäldern an John zu stellen. Dieser erinnerte sich aber an Peggys Beschwörung und verstand geschickt auszuweichen. Als er sich gleich nach der Mahlzeit verabschiedete, um ins Lager zurückzufahren, ließ er den Onkel in besserem Frieden bei seinen Büchern zurück.

„Das war ein hartes Stück Arbeit", sagte John zu Pegay, als sie ihm dann zum Abschied die Hand reichte. „Sie werden sieben", erwiderte sie. „Leben Sie wohl und denken Sie daran, daß ich an Sie glaube!"

Er stieg in den Schlitten. „Jetzt gibts zwei Gründe", sagte er sich, „weshalb ich Bart schlagen muß. Und ich werde mich hier nicht eher zeigen, als bis es soweit ist."

Als John heimkehrte, vernahm er im Schlafhaus Lärm und Gelächter. Er war sich klar darüber, daß irgend etwas Ungewöhnliches vorgehen mußte. Steif und starr vor Kälte stampfte er in die Baracke. Das Schlafhaus war voll mit den Lagerleuten und alle lachten. An einem freigemachten Platz im einer Ecke des Saales sah Norby. Auf einem seiner Knie hielt er einen blassen Jüngling mit aufgedunsenen Zügen, den John nicht kannte. Norby hatte seine Hand gegen das Mannes mit der Rechten hinter dessen Rücken gedrebt. Mit der Linken zog er ihn am Ohr, wie etwa ein Lehrer das Ohr eines unfolgsamen Schulsungen halten mochte.

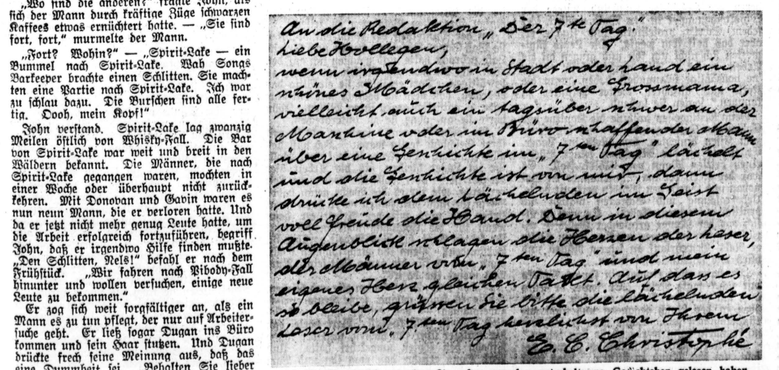
Als John eintrat, begrüßte man ihn fröhlich. „Norby, da ist der Boß. Der Boß hat seine Geschichte noch nicht gehört. Boß sie ihm nochmals herlegen, Norby, vorwärts." Norby wiente lachend den Mann auf seinen Knien. John stimmte in die Heiterkeit der Leute ein und erwartete Erklärungen.

„Erzähl dem Boß die Geschichte, du verdammter Whiskyschmuggler", befahl Norby. „Wissen Sie, Boß, dieser Kerl kam zu mir und Dugan, während wir in der Richtung gegen Whisky-Fall auf der Jagd waren. Er ist ein lustiger Bursche, Boß. Er setzte sich also zu uns erzählte uns eine erst eine komische Geschichte, dann zog er eine Quartflasche heraus und sagte: „Wollt ihr einen Schluck?" Dugan nahm ihm sofort die Flasche aus der Hand. „Haben Sie nicht mehr von dem Zeugs da für die Leute im Lager?" sagte ich. Da zog er noch zwei Quartflaschen heraus. „Kommen Sie doch mit mir", sagte ich, und erzählen Sie auch den anderen Jungens Ihre Geschichte.' Und Dugan zerschmiß gleich die Flaschen, und ich packte ihn unterm Arm und brachte ihn mit hierher, und jetzt muß er seine Geschichte jedem der Leute erzählen, die hierherkommen."

„Eine verdammt gute Geschichte. Er erzählt wertenfelt gut. Netter Junge, dieser Bursche. Sie wollen doch seine Geschichte hören, was? Vorwärts, verdammter Whiskyschmuggler, erzähl' jetzt deine Geschichte."

Der Bursche blickte flehend zu John auf. Aber der hatte keine Lust seinen Leuten den Spaß zu verderben. Mit einem schmerzvollen Ausdruck seines Gesichtes begann das Opfer zu erzählen: „Da war ein großer starker Schwede namens Vor Car Ole'. Er führte die Säge in Lowrens Camp, Nummer vier, drüben am Spirit-Lake, vor einigen Jahren. Jeden Samstag ging er in die Stadt auf den Bummel, schlug sich mit jedem, der kämpfen wollte, sog den Polizisten die Uniformen aus und ging singend ins Lager zurück. Er war der zäheste Mann in den Wäldern.

Eines Nachts kommt er in die Stadt, als gerade gepredigt wurde. Er hört sich alles an und wird plötzlich ganz fromm. Der Priester stellt ihn also in die erste Reihe und beginnt für ihn zu beten. Der Pastor sagte: Oh Herr, siehe diesem armen, schwachen, hilflosen Sünder bei heute nacht. Heute nacht wird dieser arme, schwache, hilflose Sünder in Versuchung geführt werden.




E. C. Christophé, von dem Sie schon manches unterhaltsame Geschichten gelesen haben, schickt dem „7. Tag" herzliche Grüße.

Heute nacht wird die Teufels-Majestät kommen und mit diesem armen, schwachen, hilflosen Sünder ringen. Ja, er wird mit ihm ringen . . .' Warten Sie gefälligst, Ehrwürden', sagt Bor Car Ole, ‚wenn diese Teufels-Majestät mit Bor Car Ole, dem armen, schwachen, hilflosen Sünder kämpft, — wird man am Morgen einen neuen Teufel brauchen.'"

John hatte diese Geschichte — der Vorfall hatte sich wirklich ereignet — schon einige Male seit seiner Ankunft im Lager gehört. Aber in der heruntergeleierten Erzählung des Mannes war so etwas Spaßhaftes, daß er nicht zögerte, in den Lachsturm einzustimmen, mit dem die Leute das Ende der Geschichte begrüßten. Das Opfer ließ seine Augen hilflos im Kreise herumgehen.

John empfand so etwas wie Mitleid, aber dann dachte er an Donovan, und sein Mitleid verflog wieder. „Du bist also einer der Whiskyschmuggaler? Was?" sagte er und faßte den Mann fest ins Auge. „Das ist ja ein feines Geschäft. Wer ist er, Jungens? Kennt ihn einer von euch?"

„Na, er ist Bankhalter beim Würfelspiel, einer von Wah Songs Leuten", sagte einer der Männer rasch.

„So sieht es also", sagte John. „Ich vermute, Bart hat dich hergeschickt, was?"

Der Mann gab keine Antwort. Aller Trotz war ihm vergangen. Die Demütigung, die ihm die Leute aufgezwungen hatten, war nicht ohne Wirkung. Hilflos wie ein Kind versuchte er vergeblich, sich Norbys Fäusten zu entwinden.

„Nun, Jungens, was sollen wir mit ihm anfangen? Einer von seinen Freunden ist schuld an Donovans Tod. Was meint ihr?"

„Wir überlassen das Ihnen, Boß", brummte Bracket. „Einige wollten ihn teeren und federn, aber ich war dagegen."

John sah den jungen Burschen an, dann blickte er auf Norbys breite Schultern. Er hatte einen Einfall. „Jungens, ihr wißt, was diese Bande oben uns antun will", sagte er. „Sie wollen die Arbeit hier stillegen, indem sie uns Leute entziehen. Donovan und Gavin sind fort und weitere sieben, weil der Whisky sie verführt hat. Na schön, wenn sie uns Leute wegnehmen, so müssen sie auch damit einverstanden sein, daß wir auf ihre Leute Hand legen. Dieser Bursche wird den Platz einer der Männer einnehmen, die die Bande uns geraubt hat. Er bleibt im Lager und arbeitet mit uns. Morgen früh beginnt er mit Norby an der Säge."

Die Männer brachen in ein Freudengeheul aus. Sie schlugen sich gegenseitig auf die Schulter und brüllten vor Lachen. Das war einmal eine Strafe nach ihrem Herzen. Das war Gerechtigkeit nach ihrem Sinn. Mit Norby an der Säge! Die Leute sahen den immervollen blassen Burschen vor sich, lehnten sich an ihre Schlaffitellen und waren ganz schwach vor Lachen.

„Norby! Sie werden dazuschauen, daß er sich nicht davonmacht", sagte John. Er wandte sich um und ging zur Tür. „Und ihr, Jungens, laßt ihn in Ruhe, aber seht zu, daß er nicht fortläuft."

Trotz der „Strafe", die ihm John in Aussicht stellte, warf ihm der Gefangene einen dankbaren Blick zu. Er hatte gefürchtet, er würde seine Geschichte noch ein paarmal erzählen müssen . . .

Als Norby und sein Zögling am nächsten Morgen zusammen beim Frühstück erschienen, wurden sie von den Leuten mit einem frohen Hallo begrüßt. Norby ließ nicht zu, daß sich der Mann weiter von ihm entfernte, als es in Reichweite seiner Rechten.

Er setzte ihn neben sich an den Tisch, und als er gegessen hatte, stand er auf und nahm ihn mit sich. Er hakte seinen Arm in den Arm des Gefangenen und schritt mit ihm dem Arbeitsplatz zu. Dabei versicherte er ihm, daß es vielleicht ganz leicht aussehe, im Wald davonzulaufen, daß aber er, Norby, aufpassen würde wie ein Schießhund.

„Zeht euch Norby an. Der ist ja ganz aufgeblasen," protestierte Bracket. „Braucht nicht den Kopf so hoch zu halten, Norby. Ich werde mir bald auch so'n Burschen beilegen." — „Ich auch! Ich auch!" lachten andere. „Norby, braucht nicht zu glauben, daß du der einzige bist, der so'n Schoßhund haben kann."

Dann gingen die Leute der Arbeit nach, immer noch lachend über das Schauspiel des ängstlichen Whisky-Schmugglers an der Hand Norbys. John freute sich über die Stimmung im Lager. Dieser Angriff Barts war abgeschlagen, das durfte er jetzt annehmen. Bei Leuten, die sich so benehmen, war wenig Chance für Wah Song, der mit Whisky die Arbeitskraft der Mannschaft erschüttern wollte. John machte sich auf gelaunt auf den ersten Rundgang. Und doch gab ihm die Lücke, die das Fehlen der acht Leute verursachte, noch zu denken.

Als er sich der Gleitbahn am Flusse näherte, hörte er Schreien und tobendes Geschrei. Er beschleunigte seinen Schritt. Einige der Holzfäller mit Spitzhacken bildeten einen Kreis auf dem Eise. In dem so gebildeten Ring kämpften Bracket und ein Fremder, als ginge es um Tod und Leben. John sprang das Ufer hinab. In diesem Augenblick faßte Bracket gerade seinen Gegner um

Photo: Karl Schübel, Wiesbaden

## Blüten

*Von Josef Johannes Link*

Das ist ihr Schicksal, daß die Zeit sie bricht
In ihrer Pracht und vollstem Entfalten.
Dies ihre Schönheit, daß sie reines Licht
In ihren stahen Frühlingskelchen halten.

Und das ist ihre Größe, daß ihr Tod
Nicht Sterben ist, wie wir es wohl begreifen;
Das Licht, das in den klaren Kelchen loht,
Kehrt innen sich zur Kraft, die Frucht zu reifen.

Noch reicher ist das Gleichnis, das wir froh
Von Blüten und von ihrem Leuchten sagen:
Ein junges Leben voller Lust ist so
Mit seiner Unschuld, seinem Träumetragen . . .

die Mitte, warf ihn flach auf den Schnee und setzte sich auf ihn.

„Ich habe auch einen drangekriegt, Boß!" sagte er ganz ruhig, als er John erblickte. „So ein Hundelohn! Ich hab' hart kämpfen müssen. Er soll mitkommen und aufladen helfen. Norby wird Augen machen!"

John erfuhr bald die ganze Geschichte. Der Mann — ein stämmiger, untersetzter, schwarzlockiger Kerl von üblem Aussehen — hatte sich dem Burschen, der früher den Proviantschlitten führte, mit einer Flasche Whisky genähert. Der Junge hatte ihn sofort erkannt. Es war der Mann, der ihn auf der Straße betrunken gemacht hatte. Er beeilte sich, Bracket zu verständigen. Dieser war dem Mann eine Meile weit nachgesaust und hatte ihn endlich auf dem Fluß gefangen. Dann hatten sie miteinander gekämpft, denn der Mann weigerte sich, Bracketts Kommando zu folgen und mit ihm zu arbeiten.

„Und nun muß er es doch tun. Ich habe ihm gezeigt, daß ich der Stärkere bin," sagte Bracket. Er stellte sein Opfer auf die Beine. „Vorwärts, Mann! Ich werde dir jetzt Gelegenheit geben, mal was anderes zu tun, als Whisky zu schmuggeln. Das ist doch richtig so, was, Boß?"

John nickte. „Jetzt müssen Sie schon die harte Pille schlucken," sagte er zu dem Mann. „Wir können neun Stück von euch Burschen brauchen. Hoffen wir, daß sie Bart und Wah Song uns bald herunterschicken."

„Sie glauben also, daß Sie aus mir Arbeit herausbringen werden, was?" fragte der Mann. „Wenn Bart was davon hört, kommt er runter und fegt Sie vom Erdboden herfunden?"

„Geben Sie gut acht auf den Mann, Bracket," sagte John. Er kümmerte sich nicht weiter um die Drohung des Burschen. „Wie ich sehe, ist das ein übler Geselle. Wenn er üppig wird, — na, hier, haben Sie mein Wort — Sie können ihn zähmen, soweit Sie wollen."

„Das werde ich auch," sagte Bracket. „Sie haben recht, das ist ein zäher Kerl, braucht nur in seine Augen schauen. Ich paß schon auf, Boß. Und jetzt, Junge, los! Komm mit, oder ich schlag dir den Schädel ein."

Hilflos zwischen Bracket und einem anderen der Holzfäller taumelnd, wurde der Whiskyschmuggler in den Wald geführt. Bei jedem Schritt protestierte und fluchte er, aber das half ihm wenig. Die Leute kümmerten sich nicht um ihn und gingen an die Arbeit zurück. „Wir werden bald wieder 'ne vollzählige Mannschaft haben, wenn die Kerle nicht aufhören, weiter herunter zu kommen," sagten sie lachend.

Beim Mittagessen dröhnte die Kantine vor Gelächter. Denn gerade, als sich die Leute zum Essen hinsetzten, kam Nels ins Lager. Er führte an der Mündung seiner Büchse einen dritten Mann von Whisky-Fall. Es war der Kerl, der am Samstagmorgen Donovan und Gavin den Whisky verkauft hatte. Ueberraschung und Schrecken malten sich deutlich auf seinem Gesicht. Er wich ängstlich vor der Menge grinsender Gesichter zurück, die ihn im Lager empfing, dann fühlte er Nels' Gewehrlauf an seinem Rücken und blieb wie schreckgelähmt stehen.

„Er hatte nicht einmal ein Quart Whisky mit sich," sagte Nels. „Er sagte, er wäre aus, um nach zwei Leuten zu sehen, die von oben in den Busch gegangen und nicht zurückgekommen sind. Sagte ihm, er soll nur mitkommen, dann werde ich ihm zeigen."

Der Kerl hatte sich schließlich so weit gefaßt, um den Mund zu öffnen. „Was habt ihr mit mir vor, Leute?"

„Ich Ihnen sagen, John großer Mann," murrte er. „Mich lassen Frau verstecken. Frau in Hütte halten, dann ihm machen Arbeit stehen lassen. Nicht mich tun lassen, nun sehen, was kommt." Er war sichtlich wütend.

„Halt deine Fresse!" schrie Bart. „Ich werde mich schon um diesen Narren kümmern. Er ist zu übermütig — das wird er mir büßen. Nächste Woche ist Curly Joes Arm wieder in Ordnung. Und jetzt will ich nichts mehr von deinem Gewinsel hören."

Diese Unterhaltung wurde John von Leuten hinterbracht, die in Whisky-Fall gewesen waren. Bart, erzählten sie, wütete tagelang, nachdem er von Johns Gegenschlag gehört hatte. Dann hatte er begonnen zu trinken. Man wußte, daß ihm Alkohol nichts anhaben konnte, Whisky machte ihn nur still und gefährlich.

Eines Tages kamen einige Holzfäller nach Whisky-Fall. Sie standen unbeflimmert an der Bartheke, schütteten ein paar Gläser herunter, und wie von ungefähr kam das Gespräch auf das Schicksal von Wah Songs Whiskyschmugglern.

Da brach Bart endlich los. Zwei der Leute, die so unvorsichtig gewesen waren, Johns Namen zu erwähnen, verließen Whisky-Fall mit blutenden Gesichtern. Es waren junge, kräftige Burschen, und das Verlangen nach Rache brannte in ihnen.

Aus Wah Songs Bar hinausgeworfen, kamen sie in das Pibody-Lager, weil dieses Lager den Ruf hatte, der Bande Wah Songs nicht sehr freundschaftlich gesinnt zu sein. Hier erzählten sie alles, was sie von Bart gehört hatten. Dann gingen sie an die Arbeit, und John versprach ihnen, falls es zu einem Zusammenstoß mit Bart kommen sollte, Gelegenheit zu geben, ihren Rachedurst zu stillen. Bald hieß es überall in der Gegend, daß Bart endlich einen ebenbürtigen Gegner gefunden habe.

Am Samstag hatte John wieder eine vollzählige Mannschaft beisammen. An diesem Abend gab er jedem der Whiskyschmuggler einen Scheck über die Wochenlöhnung und sagte ihnen, sie könnten gehen. Die Leute wurden unruhig, als sie die Schecks einstecken. Dann platzten sie mit ihrem Entschluß heraus: Sie hatten Angst, nach Whisky-Fall zurückzugehen. Das Lager war der einzige Platz, wo sie vor Barts Wutausbrüchen sicher waren. Sie wollten daher bleiben.

„Na schön," sagte John. „Aber wenn ihr anbeuert, so ist das für die Dauer der Arbeit — das heißt für zwei Monate."

„Schon recht so," sagte einer der Männer. „Bis dahin werden wir genug verdient haben, um so weit zu gehen, daß uns Bart nicht mehr erreicht."

An diesem Samstag ging nur ein Dutzend der Lumberjacks nach Whisky-Fall. Sie kamen noch vor Mitternacht zurück, und zwei von ihnen waren blutig geschlagen. Bart hatte noch nicht aufgehört zu trinken, erzählte der andere. Er tobte. Die zwei Verletzten waren so unglücklich gewesen, in seiner Nähe die Geschäfte der Whiskyschmuggler zu erwähnen. Bart war sofort auf sie losgesprungen und hatte sie verprügelt, bis sie das Bewußtsein verloren. Dann hatte er sie in den Schnee hinausgeworfen.

John taten die Leute leid, als er ihre zerschlagenen Gesichter sah. Anderseits war er froh über Barts Brutalität. Sie würde eine zweifache Wirkung erzielen: Die Leute würden Bart hassen und sich überdies von Whisky-Fall fernhalten.

*

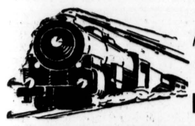
Und nun kam der strenge Frost. Er umklammerte mit seinen eisigen Händen die großen Wälder und hielt sie mit unbarmherzigen Griffen fest. Die Welt lag steifgefroren und wie tot da. Jeden Tag fiel die Quecksilbersäule etwas tiefer.

Der Winter war hart und grausam. Die wilden Wölfe, Bobcats und Füchse gaben ihre nächtliche Jagd nach Fleisch auf und schlichen sich in ihre Höhlen. Dort rollten sie sich ein und harrten ungeduldig der Tage, wo die Sonne näher ziehend die Erde wieder erwärmen würde. Unter den Federbüschen gruben sich die Schneehühner tief in den Schnee. Und das Wild, eng aneinander gedrängt, um sich warm zu halten, magerte ab. In dem offenen Moorgebiet, wo es sich aufzuhalten pflegte, war es vielleicht noch kälter als in den Wäldern.

Auch für den Menschen war der Winter ein Feind. Sobald er aus dem Schutze seiner vier Wände ins Freie trat, sprang ihn die Kälte an, versuchte das Blut in seinen Adern zum Erstarren zu bringen und zwang ihn zu rascher Bewegung, um den Körper warm zu halten.

Wenn die Leute am frühen Morgen aus den warmen Schlafsäcken in die beißende Kälte krochen, fluchten sie, schlugen mit den Armen um sich und liefen in die Kantine hinüber. Aus der Kantine liefen sie an ihre Arbeit in den Wäldern, in den Ställen oder an den Gleitbahnen. Stillstehen — das hieß erfrieren. Sie arbeiteten daher wie besessen. Es war der einzige Weg, um der Kälte auch nur für Stunden zu entgehen. Von der Arbeit liefen sie rasch ins Lager zurück und schlangen gierig das heiße Essen hinunter. Es gab allerdings ein paar junge Burschen, die eine unglaubliche Widerstandsfähigkeit zeigten. Sie schwitzten wie gewöhnlich wälzten sich im Schnee und rollten sich dann, wenn sie froren, (Fortsetzung folgt.)





# Deutschland ruft dich!

**Der „7. Tag" gibt Reise-Tips**

## Freundlich, versöhnlich und ausgeglichen

**Zum Frühjahr am Rhein und im deutschen Westen**

*Von Heinz Steguweit*

Wer reisen will, muß schauen und atmen, muß mit seinen fünf Sinnen schmecken und die Vorzüge deutscher Heimat erkennen können. Eins sei vorweggenommen: Wer Wert darauf legt, ein denkfähiger Mensch zu sein, wer sich den Grad einer Persönlichkeit verdienen will, muß fremde Länder, fremde Naturen und Kulturen beobachten, doch dieses Fremde entbehrt für den Deutschen solange der innern Berechtigung, als er die tausend Wunder seiner eignen Heimat noch nicht genossen hat. Weiß Gott, das einzige Blühen der Riviera wird einstlibig für unser Gefühl, wir wollen den Wandel der Dinge, wollen Blühen und Verblühen, wollen Frühling und Winter in gesetzmäßiger Kurve. Und gerade der Frühling gibt rheinischen Bergen, Tälern und Forsten die Eigenart einer seltenen Wonne. Wie hier die Kurparks der Bäder Aachen, Godesberg, Neuenahr, Bertrich, Kreuznach und Münster am Stein — um nur einige zu nennen — lamelam den Heckenscheren und Bastfäden entwachsen, um Magnolien, Fliederdolden, Kastanienkerzen und Krokusblitzen anzuzünden, wie in den Wiesenschluchten im Bergischen Land, der Eifel, am Siebengebirge, im Westerwald oder Hunsrück, im Tal von Rhein und Ahr, Mosel, Saar und Nahe die Veilchen, Huflattiche, Schlüsselblumen und Maßliebchen aus feucht durchflossenem Humus wuchern, das alles wird einzig und beispiellos durch die Lichtverhältnisse des deutschen Westens, der alles freundlich, versöhnlich und ausgeglichen in tausend Farbtönen klingen läßt.

Farbe ist am Rhein ein landschaftliches Gesetz, freilich anders als im Orient, wir sind ärmer, sachlicher, gefärbter, man lernt dies an Mensch, Ding und Natur; Farbe scheint dem Flachen, nur Pappeln, Sumpfwiesen, Dotterblumen und Kühe Milchwidel haltenden Niederrhein seine Nachdenklichkeit. Farbe spaltet den Rheinstrom selber in hundert Bäumen, denn zwischen schiefersteinigen Weinbergen sauert er schwarz, am Abend strudelt er bronzen durchs Binger Loch, an der Erpeler Ley wird er gelb wie Lehm und Schwefel, um bläulich grün die Lahn zu empfangen, um braun die Lavaschichten bei Norlandseck zu durchfließen, um endlich zur Nacht der silberne Gefährte des Mondes zu sein. Oft stehen die Berge wie Mauern glatt über dem Fluß, oft steigen sie langsam gestuft aus der Flut hinauf; und wo sie am schroffsten ihre Hängeln tragen, da ruhen Burgen auf ihrem Scheitel, unheimlich und dennoch „erzählend", meist leergeplündert von den Fackeln der Eroberer, immer aber von Dohlen bevorstet, von Pilgärten und Efeuranken verkleidet. Diese oft kulissenhaft wirkende Romantik haben wir hier in Pacht, keiner nimmt sie nach, dieser Reichtum läßt uns neidlos vor dem Zauber der Riveria, vor der bezahlten Sandwoge Aegyptens, wohin es alle nach Sphinxmagie verlangenden Sonderlinge zieht. Und dabei ist der Rhein ein billiges Erlebnis; die Gasthöfe kennen keinen Hochmut, die Wanderer mit Rucksack, Kochgeschirr und Stecken finden in jedem Winzerdorf Quartiere; wer unter Sternen nächtigt, mag gleich das Ohr auf den Boden drücken, dort horcht er, nah wie keiner, den Quellen des Landes. Wer den Rhein erleben will, beginne fürs erste bei Mainz oder Bingerbrück und ziehe am Ufer entlang zu Tal bis in Niederwerth, bald weiß er, was hier Menschen und Erde zu verschenken haben; wer aber mehr denn zwei Wochen sich gönnen kann, der fasse kräftig den Wanderstab und erschaue das Land seitlich der Ufer des ewigen Stromes, das hingebreitet ist mit seiner Fülle von Schönheit. Da lohnen Nahe, Mosel, Saar und Ahr, Sieg, Regger und Mühlbacher, Aller voraber Beispiel; die Ruhr offenbart den Fleiß ihrer Menschen, Eifel und Soonwald, der Hunsrück und das Saarland bergen Städte, von historischem, industriellem und kulturellem Gewicht. Ueberall gibt es heute neben Eisenbahn, Schiff, Kleinbahnen und gutem Straßen, Autobusstinien für Ermüdete und Eilige. Das wunderreiche Land am Rhein heißt jeden mit dem Herzen willkommen.

Frühling im Rheinland: Burg Kochem an der Mosel (Aufn.: A. Rupp-Berlin.)

## Frühe Kur bringt frühen Gewinn /

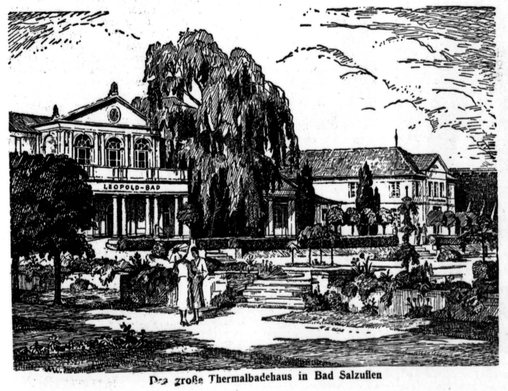
**Kurzeitbeginn in Deutschlands Heilbäder**

*Von Karl Lütge*

Der lichthelle Tag stimmt so froh! Das Gold der Forsythia leuchtet dem Kurgast den Weg beim Schlendern durch den Badepark zum erwachenden Waldkurpark. Um die Musikhalle, die für eine kurze Weile noch winterlich eingekleidet ist, schlingt sich zartes junges Grün, und in die Wandelbahn fällt in breiter Flut das Sonnenlicht, das bereits wohlig wärmt und stärkt. Das alles wirkt wie Hoffnung. Jeder, der jetzt die Kur beginnt, da nun die Tage „zu langen" beginnen, ist erkennbar zuversichtlich gestimmt.

Zwischen zwei Meeren und den Alpen birgt Deutschland eine überraschend große Fülle Landschaftsgebiete von kräftiger Eigenart und innigem Reiz. Der Heilwert dieser mitunter einzigartigen Landschaftsbilder ist vom ersten Frühlingstag an der Kur dienlich. Die meisten der deutschen Bäder öffnen in diesen Tagen, sofern sie nicht Jahreskurbetrieb unterhalten, wie Baden-Baden und Bad Wildungen bei Kassel, Oeynhausen und Radiumbad Oberschlema in Sachsen, um einige der auch im Winter rege besuchten Großen zu nennen. Die Hauptkurzeit dagegen beginnt meist erst Mitte Mai. Deutschlands großer Schatz an Heilquellen ist durch die Rückkehr Oesterreichs zum Deutschen Reich um eine beträchtliche Zahl vermehrt worden. Etwa 30 Bäder weist das schöne Alpenland auf, von denen einige wie z. B. Bad Gastein mit seinen 18 hochradioaktiven Thermen, die Solbäder Aussee, Hall und Ischl oder Baden bei Wien Weltruf haben.

In allen Teilen des Reiches sind die „heilgen Brunnen", die die brunnentief- und -dunkel lagernden Heilschätze ans Licht geben, das Ziel der Heilungsuchenden, mindestens von Marz beginn an. Die Bäder mit Winterkuren stellen sich um diese Zeit auf den Frühling um, beseitigen die Hinweise auf „ausgeschaufelte Wege" (wer denkt jetzt noch an Schnee!), Rodelbahn, Eisplatz usw. Das kleine schlesische Heimatbad Charlottenbrunn nahe der




Das große Thermalbadehaus in Bad Salzulen

Hohen Eule, wie Glotterbad im Südschwarzwald, die Heimat der „Glotterläler Nachtigallen", das vornehme Schlammbad Bad Eilsen bei Bückeburg und das familiäre Bad Lippspringe am Teutoburger Bad, und Nordwestdeutschlands ärmstes Heilbad Salzuflen, die im Winter geöffnet halten und alle die anderen Bäder landauf und -ab, die erst wieder öffnen, Bad Hersfeld in Hessen, Pyrmont, Badenweiler, Bäder in Thüringen und den Alpen, im Riesengebirge und Weserbergland, Eifel, Taunus und Rhön, stehen zur frühesten Kur offen. Klappen die Fensterläden der Gästeheime und Hotels, des Kurhauses und der übrigen Bauten, zurück und sagen: kommt, wir erwarten Euch.

Viele Leidende kommen bereitwillig. Denn sie wissen: jetzt, wo Heilquellen und Einrichtungen aller dieser Heilbäder noch nicht vom raschen Fluß des großen Getriebes der Hauptkurzeit bedrängt sind, empfindet man alles und jedes als persönliche Aufmerksamkeit: den ersten Musiknachmittag, die erste Autorundfahrt. Die sorgliche Behandlung, der man um diese Jahreszeit unbedingt sicher ist, läßt uns überdies den Entschluß preisen, diesmal frühzeitig im Jahr, in dieser Zeit des aufsteigenden Lichts, eines der kundig geleiteten, erfolgreichen deutschen Heilbäder zur durchgreifenden Kur aufzusuchen zu haben. Die Aerzte sind jetzt zu keiner Stunde überbeansprucht, die Aufnahme in den Gästeheimen und Hotels ist herzlich, und der Kreis der Kurgebrauchenden enger geschlossen als zu jeder anderen Jahreszeit. Das alles zusammen wirkt unzweifelhaft günstig auf unsere Kur ein.

Allein zuvor üben auch die Tage voll Hoffnung günstigste Wirkung auf uns Kurgäste aus. Das junge Grün und das bald zu beobachtende Ranken und Blühen fördern rein stimmungsgemäß den Kurverlauf. Ein frohes Herz ist bekanntlich den besten Aerzte gleich! Dies frohe Herz gibt der Frühling, der schenkfroh wie keine andere Jahreszeit ist. Und nicht nur das milde Land am Ober- und Mittelrhein mit seinen Seitentälern ist als zu empfehlen, sondern auch zu preisen. Geschützt vor dem Ungestüm der Frühlingswinde und geborgen vor dem lauten Lärm der Welt liegen noch zahlreiche andere deutsche Heilbäder, so das just 100 Jahre alte Gichtbad Bad Salzschlirf in Kurhessens Bergen, das Rheumatikerbad Bad Warmbrunn im Schutz des Riesengebirgswalles, im Waldenburger Bergland Bad Salzbrunn, in einem Eifeltal Bad Bertrich, in tiefer Schwarzwaldeinsamkeit Wildbad, das traditionsreiche Bad Ems im Lahntal. Hunderte deutscher Heilbäder haben jetzt vom Frühling die Visitenkarte bereits in Händen und sind ganz auf Frühlingskuren eingestellt.

Der Vormittag gab uns beim Spaziergang starke neue Hoffnung im Glanz der Frühsonne. Der Nachmittag festigte die Zuversicht. Das Gras im Kurpark leuchtet in tiefem Grün. Sträucher und Büsche haben ihren hellgrünen Schleier über Tag dichter gewoben. Und der Tag war ganz unverkennbar etwas länger als der gestrige. Der morgige Tag wird wiederum etwas länger währen. Da muß die Kur doch Erfolg haben, nun alles so sichtbar voran kommt!

## In Wort und Bild

### *Warum nicht fliegen*

Mit der Schrift „Ihr Flugschein ein Mittel für schnelles, geheimvolles und sicheres Reisen!" erfüllt die deutsche Lufthansa den Wunsch vieler Fluggäste. Das künstlerisch zusammengestellte mit guten Fotos und Zeichnungen reich ausgestattete Werk will weniger ein Werbemittel für den Luftverkehr sein, sondern in erster Linie dem in den Fragen der Luftfahrt noch unkundigen Fluggast als Aufklärungsschrift dienen. Ausgehend von der guten alten Zeit, der braven gelben Postkutsche, dem ersten Eisenbähnchen und den schüchternen Anfängen der Fliegerei, leitet die Schrift über zu dem modernsten aller Verkehrsmittel, dem Großflugzeug.

Die mannigfachen Anlagen und Einrichtungen eines Flughafens, die bisher den meisten Fluggästen unbekannt blieben, werden hier in Wort und Bild ausführlich behandelt. Umfangreich und vielgestaltig sind die Aufgaben, die dem gesamten Lufthansa-Personal vom Augenblick des Flugscheinverkaufs an erwachsen. So gestattet die Broschüre einen Blick hinter die Kulissen des Luftverkehrs und gibt Aufschluß darüber, daß vor, während und nach dem Fluge Aufgaben zu erfüllen sind, über deren Bedeutung man sich oft keine Vorstellung macht. Das Zutrauen zum Luftverkehr und das Vertrauen zu den erfahrenen und zuverlässigen Besatzungen wachsen um ein Beträchtliches, wenn man die bildlich wie textlich gleich interessante Schrift durchblättert.

### *Im Land Hermanns des Cheruskers*

Der Landesfremdenverkehrsverband Westfalen legt uns eine Sammelmappe Teutoburger Wald, enthaltend drei Werbeschriften und das Gesamtunterkunftsverzeichnis, vor, die bei allen Freunden der Landschaft zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge sicher starken Beifall finden wird. Die eine der drei gut bebilderten Werbeschriften behandelt das Wiehengebirge von Osnabrück bis Porta Westfalica, die zweite Werbeschrift den weniger bekannten Teil des Teutoburger Waldes von Ibbenbüren bis Bielefeld, die dritte Werbeschrift zeigt den lippischen Teil des Teutoburger Waldes zusammen mit dem Lippischen Bergland und dem Eggegebirge. Jede Werbeschrift, die auch mit einer sehr sorgfältig bearbeiteten Uebersichtskarte ausgestattet ist, enthält einen in den Geist der Landschaft einführenden Artikel. Jeder, der die Landschaft zwischen Teutoburger Wald und Wiehengebirge kennenlernen will, wird diese schmucken und gut bebilderten Werbeschriften für die Vorbereitung und Planung seiner Reise gut verwenden können.

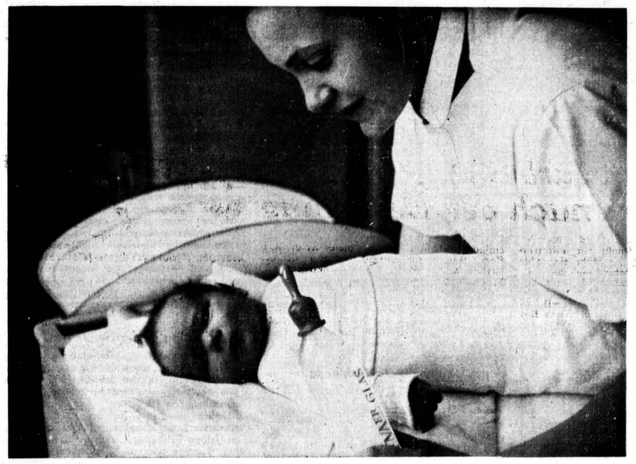
### *Wandern zu beiden Seiten des Rheins*

Die landschaftliche Vielgestaltigkeit macht das Rheinland zu einem Gebiet, das dem Wanderer Abwechslung und Schönheiten in reicher Fülle beschert. Um ihm in knapper Zusammenstellung ein Bild der vielen Wandermöglichkeiten zu geben, hat der Landesfremdenverkehrsverband Rheinland in Bad Godesberg seit Jahren Faltblätter herausgegeben, in denen alles Wichtige über die Wanderstrecken in einem bestimmten rheinischen Gebiet zusammengefaßt ist. In der Folge seiner vielseitigen Schriften vervollständigt der Landesfremdenverkehrsverband Rheinland augenblicklich die Reihe dieser Wanderfaltblätter. Soeben erschienen die beiden Schriften „Wanderungen im Gebiet des Siebengebirges, rheinischen Westerwaldes, Sieg-, Pröl- und Aggertales" und „Wanderungen auf den Moselhöhen". Das Faltblatt „Wanderungen im Gebiet des Siebengebirges, rheinischen Westerwaldes, Sieg-, Bröl- und Aggertales" verzeichnet insgesamt 13 verschiedene mehrtägige Wanderungen. Die Entfernungen zwischen den einzelnen Orten sind genauestens vermerkt, wie auch nirgendwo der Hinweis auf eine Bahnstation, eine Jugendherberge und auf die besonderen Wegezeichen fehlt. Die sehr sachkundig bearbeitete Schrift wird bald ebenso wie die „Wanderungen auf den Moselhöhen" in den Kreisen der Wanderer beliebt und unentbehrlich sein, nicht nur weil sie Landschaften von besonderer Anmut und Pracht auf vielerlei Erlebnisse vermitteln, den Wegen erschließen, sondern weil sie auch dem Kenner beider Gebiete durch ihre mannigfachen sachlichen Fingerzeige noch neue Anregungen zu geben vermögen.

# Milch färbt die Wangen rot

**Der weiße Strom des Lebens, ein Gesundborn des deutschen Volkes – Kleiner Dank an den Milchmann und die stets eifrige Milchfrau**

Wenn wir noch mollig in den Federbetten liegen und nach einem flüchtigen, reichlich zwinkernden Blick auf die Uhr die Ueberzeugung und das tröstliche Bewußtsein gewonnen haben, daß der unermüdlich vorangehende Zeiger es uns gestattet, noch einmal hinüberzudämmern, um weitere Kraft für die Arbeit des Tages zu sammeln, dann sind bereits jene Männer



„Das schmeckt aber . . .“
Fotos (4): Meinhard Fenske.

und Frauen am Werke, denen wir einen großen Teil unserer Gesundheit zu danken haben: Der Milchmann und die Milchfrau.

Ob es draußen in Strömen regnet, oder ob die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Erde schickt, ob es kalt ist oder noch kälter oder ob man schon bereits in aller Herzottsfrühe das Empfinden hat, der heutige Tag könne nur in weißen Hosen und ohne Kragen verbracht werden, das alles spielt für diejenigen, die im Milchgeschäft stehen, so gut wie keine Rolle. Darf keine Rolle spielen, hängt doch von ihrem Pflichteifer, ihrer unerschütterlichen Treue und der pünktlichen Ausübung ihres Berufes das Wohl und Wehe unzezählter Volksgenossen ab.

Denn wer könnte sich einen Haushalt ohne Milch vorstellen?

Und so spannen denn die Milchhändler in aller Herzgottsfrühe vor ihren Milchwagen den Schimmel und ziehen los. Mit Hü und Hott, mit lustigem Peitschenknall, und wenn es garnicht anders geht, auch wohl mit einem derben Satz.

Zunächst heißt es für viele Milchhändler, den Bauern aufzusuchen, der bereits das weiße Naß fein säuberlich in Kannen gefüllt hat.

Wer einen Spaziergang durch den erwachenden Morgen unternimmt, der sieht diese Gefäße die und da am Wege stehen, der kann auch beobachten, wie geübt die Milchhändler darin sind, den schweren Behälter mit einem beneidenswerten Schwung auf den Wagen zu befördern.

Bis daß dann der Milchmann seine Milch zusammen hat, hat sich schon mancher Schweißtropfen auf seiner Stirn gesammelt. Er trocknet sie in dem beruhigenden Bewußtsein, daß sein Arbeiten nicht umsonst ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß die weiße Ware in der Hauptsache aus jenen Dörfern und Gemeinden bezogen wird, die um die Stadt herumliegen. Es zeigt sich daher wieder einmal, daß das sogenannte Hinterland von wirtschaftlich größter Bedeutung ist.

Wird schon von sich aus jeder Milchhändler bemüht sein, saubere und einwandfreie Milch zu liefern, so erscheint dennoch eine Kontrolle, die von Zeit zu Zeit vorgenommen wird, nicht überflüssig.

Man untersucht die Milch auf ihren Säuregehalt, auf ihren Fettgehalt und auf ihre Reinheit,

Heimlich, still und leise . . . .

eine Manipulation, die bei der großen Wichtigkeit der Milch für die Volksernährung eine bedeutende Rolle spielt und die daher mit Recht streng gehandhabt wird.

Unterdessen hat der Milchhändler längst den ihm zugeteilten Bezirk erreicht.

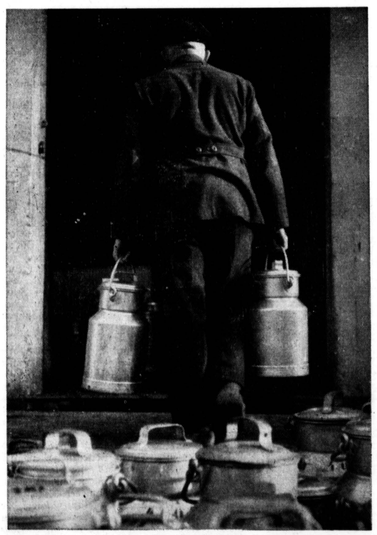
Trepp auf — Trepp ab geht es und nicht selten ist derjenige, der die noch schlafende Familie weckt, der Milchhändler, oder wie es auch zu sein pflegt, die Milchfrau.

Wird dann die Mutter des Hauses — sonst ist sie ja immer so pünktlich! — trotzdem einmal dabei erwischt, daß sie zu lange geschlafen hat, dann kann es wohl geschehen, daß sie die Wohnungstür nur um einen Spalt öffnet und den Milchtopf, der gestern abend zufälligerweise nicht herausgestellt wurde, dem Milchmann mit ein paar entschuldigenden Worten präsentiert. Selbst wenn die Stimmung der Frau nicht gerade die beste ist, selbst wenn sie einmal ein wenig kurz um sein sollte, der Milchmann bleibt immer derselbe nette und zuverlässige Kerl. Er hat seine Erfahrung im Umgang mit den Hausfrauen, nimmt nichts krumm, weiß, daß der Himmel nicht immer voller Geigen hängen kann.

Wir alle aber trinken die Milch mit Freuden. Selbst der kleine Erdenbürger — 4 ganze Tage war die Hanna alt, als wir sie fotografierten — kann nicht leben ohne die Milchflasche. Und so wie es der Hanna geht, so geht es dem Fritz, so geht es der Ursula und dem Peter. So geht es schließlich auch dem Vater, wenn er in seinen dampfenden und herrlich duftenden Morgenkaffee die Milch hineingießt.

Die Milch ist fürwahr der große weiße Strom, der durch unser Leben fließt. Wären die Folgen auszudenken, wenn er einmal versanden würde?

**Dr. Gustav Röttger.**



Vor der Molkerei

Neuer Vorrat wird aufgefüllt



# Haus, Hof und Garten

## Von Blumen für den Balkonkasten

Wenn jetzt die Frühlingssonne wieder scheint und in den Gärten die Stiefmütterchen gepflanzt werden, soll auch der Balkon nicht mehr seine kahlen Wände zeigen. Wir wollen auch dort etwas Wachsendes und Blühendes sehen, wenn wir es im Frühlingswetter zum ersten Male wagen können, draußen zu sitzen. Und wir brauchen nicht zu warten, bis wir Pelargonien auspflanzen können. Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht wachsen auch im Balkonkasten, aber es können auch Primeln und Aurikeln sein, die wir da als erstes einsetzen. Und es ist keine Frage, daß auch Hyazinthen und Tulpen unser Auge recht erfreuen können.

Zwergdahlien, ein heute noch seltener Balkonschmuck

Zeichnungen: Zambony M

Aber dann, wenn die Pracht der ersten Frühlingsblumen abklingt und wir Frostwetter nicht mehr zu erwarten haben, müssen wir die Kästen zum zweiten Male herrichten,

Warum so selten Frühlingsblumen auf dem Balkon?
Hier schmücken ihn Primeln und Hyazinthen

denn nun sollen die Blumen dareinkommen, die den Sommer über grünen und blühen. Die erste Arbeit ist das Einbringen neuer Erde, eine Voraussetzung für das gute Gedeihen der Balkonpflanzen. Wer es sich einfach macht und die alte Erde des Vorjahres ganz oder zum Teil im Kasten beläßt, wird im Sommer enttäuscht sein. Wenn wir auch mit Düngemitteln etwas nachhelfen können, so ist die Erde doch stets ziemlich verbraucht und die Blumen finden nicht alles ausreichend, was sie zum Wachstum benötigen.

Wer Pelargonien oder Fuchsien etwa am Kellerfenster überwintert hat, nimmt sie jetzt aus der alten Erde, stutzt die Triebe stark, was die Pflanzen im Frühling gut vertragen, und setzt sie in die neue Erde. Schneller entwickeln sich allerdings Pflanzen, die im Spätsommer aus Stecklingen gezogen jetzt im Frühjahr schon im Mistbeet weiterwachsen konnten. Ihre Triebe brauchen höchstens nochmals gestutzt zu werden, damit sie sich gut verzweigen. Auf sonnigem Balkon geben Pelargonien immer einen guten Schmuck wenn nicht nur aufrechtwachsende Sorten gepflanzt werden, sondern auch etliche Efeupelargonien dazwischenstehen, die dann den Kasten nach außen hin mit ihrem dunkelgrünen Laub bedecken und dazu rosa oder rote Blüten entwickeln. Ebenso bekannt wie Pelargonien sind heute die Petunien, die ein großes Blütenmeer entwickeln können, wenn sie reichlich Nährstoffe vorfinden. Rankende und niedrig aufrechtwachsende Sorten von Weiß über Rosa bis zum blauen Farbton stehen uns zur Verfügung.

Neben den „gewöhnlichen Balkonpflanzen“ gibt es allerlei anderes, was wir selten in den Kästen sehen, aber doch recht schön sein kann. Der rotblühende Salbei, Salvia splendens genannt, behält seine feinen roten Blüten oder Kelchblätter lange Zeit. Dazu kann vielleicht die Kapuzinerkresse gepflanzt werden, von der es übrigens auch niedrigbleibende Sorten gibt. Die kleinblütigen, niedrigbleibenden Pantoffelblumen (Calceolaria) kennen auch nur wenige, und doch gedeihen sie gut in den Balkonkästen. Und wer glaubt, daß auch Dahlien auf Balkon und Veranda einen schönen Schmuck geben? Freilich können wir hier keine hohen Sorten gebrauchen, wohl aber die kleinen, unermüdlich blühenden Zwergdahlien. Und an der Windseite kann an einem Spalier eine Glockenrebe (Cobea) emporranken. In kräftiger Erde wachsend, entwickelt sie lange Ranken, die im Laufe des Sommers sogar dem ganzen Balkon einen grünen Rahmen geben können, behangen mit den eigenartigen, glockenförmigen Blüten.

Für den mehr schattig gelegenen Balkon können wir neben den aufrechtwachsenden und den schönen Fuchsien mit überhängenden Zweigen Trabescantien setzen, die wir oft als „Schnellwuchs“ im Zimmer heranziehen. Eine buntblättrige Spielart des im Laubwald wachsenden Gundermann (Glechoma) gedeiht hier ebenfalls gut. Dazu können vielleicht die Goldlilien gepflanzt werden. Auch die schönen, nur in etlichen Gegenden in Felsenklüften zu findenden Gebirgshängenelken vertragen Halbschatten.

Der Frühling ist da, die Auswahl an Blumen ist groß — und nun an die Arbeit, damit unser Balkon der „schönste“ wird!

**Gartenbauinspektor Schieferdecker.**

## Kartoffelbearbeitung nach der Bestellung

*Von Dr. Kohlbach*

Die Kartoffel unterscheidet sich von der Rübe dadurch, daß die Knolle ein unterirdischer Sproß ist, während die Rübe eine echte Wurzel ist. Sproßteile haben, auch wenn sie unter der Erde zur Entwicklung kommen, andere Lebensbedürfnisse als Wurzeln. Sie brauchen wesentlich mehr Luft. Damit ist das Ziel aller Kartoffelpflegemaßnahmen klar herausgestellt: Jede Bearbeitung muß den Boden lockern, gar machen oder den Garezustand erhalten. Keine andere Pflanze ist für ständige Lockerung so dankbar wie die Kartoffel.

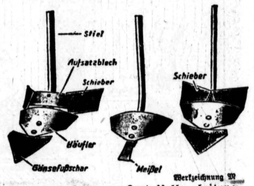
Die Kartoffel wird zweckmäßig nach der Pflanzlochmaschine im Abstand von etwa 60×33 bis 40 Zentimeter gelegt. Das Zudecken erfolgt mit verschiedenen Geräten: Zustreicher, Tellerzudeckmaschine oder der einfache Häufelpflug werden dazu benutzt. Der Zustreicher hat auf allen leichten und mittleren Böden — also den eigentlichen Kartoffelböden — so viel Vorteile, daß man bei der Anschaffung von neuen Geräten die entsprechenden Teile gleich mitanschaffen sollte. Die Tellerzudeckmaschine wird gern auf schweren Böden benutzt. Sie hat häufig den Nachteil, daß der Boden in der Furche nicht locker genug bleibt. Der Häufelpflug ist das einfachste Gerät, er geht bei dieser Arbeit noch flach. Die Pferde müssen meistens geführt werden, da die Reihen sofort aufgezogen, sondern es wird nur jede zweite Reihe gehäufelt. Dies Verfahren ist durchaus zweckmäßig, da es zu diesem Zeitpunkt nur darauf ankommt, die Kartoffel mit Erde oberflächlich zu bedecken. Schon bei dieser ersten Arbeit nach dem Legen der Kartoffeln ist zu beachten, was für alle weiteren Arbeitsgänge in gleicher Weise zutrifft: Der Boden darf niemals zu naß sein, er darf nicht schmieren. Damit würde gegen den oben bereits erwähnten Grundsatz verstoßen werden, daß es gerade bei der Kartoffelbearbeitung immer nur auf Förderung der Gare ankommt.

Um nach dem Anhäufeln das Unkraut möglichst schnell zum Auflaufen zu veranlassen, wird als nächster Arbeitsgang gern eine Walze angewendet. Am besten eignet sich hierfür die Ringelwalze. Während der ganzen Kartoffelbestellung und -pflege ist dies die einzige Möglichkeit für den Einsatz einer Walze. Aber auch hier ist zu überlegen, ob man nicht etwa auf etwas schweren Böden durch die Schleppe den gleichen Erfolg erzielt. Außerdem darf der Walzentrieb nicht zu lange liegenbleiben, damit es auf keinen Fall zu einer Verkrustung kommt. Aus dem gleichen Grunde sind die Glattwalzen für diesen Verwendungszweck ungeeignet.

Auf alle ausgesprochenen Kartoffelböden folgt nun ein Gang mit dem Häufelpflug. Denn der Einsatz der Egge als nächstes Gerät hätte — besonders bei flachen Pflanzen — leicht zur Folge, daß viele Kartoffeln herausgezogen würden. An Stelle des Häufelpfluges wird auf schwereren Böden auch die Kettenschleppe gebraucht. Der Zweck dieser Arbeit liegt vor allem in der frühzeitigen Vernichtung des aufgehenden Unkrautes.

Nach einigen Tagen kommt die Egge zur Anwendung, die wiederum Unkraut vernichtet, den Boden lockert und gar macht. In der Folge der Geräte wird nun gewöhnlich der Igel oder Hackpflug verwendet. Er soll nicht nur Unkraut zerstören sondern auch den Boden tief lockern. Daher ist es zweckmäßig, wenn an den Hackpflügen nicht nur Gänsefußschare angebracht werden, sondern auch tiefergreifende Grubbersinken Verwendung finden. Bei diesen Arbeiten ist darauf zu achten, daß aufgehende Pflanzen nicht wieder mit Erde zugedeckt werden. Sobald die ersten grünen Blätter ausgebildet sind, schadet es der Entwicklung, wenn sie durch unachtsames oder unüberlegtes Arbeiten wieder verschüttet werden. Bei genauer Untersuchung wird man immer feststellen können, daß die Blätter alsdann welk werden und schließlich nicht weiter zur Ausbildung kommen. Daß die Knolle Kraft genug hat, die beschädigten oder vernichteten Blätter zu ersetzen, ist noch kein Grund, daraus auf eine gesetzmäßige Entwicklung der Kartoffelpflanze zu schließen.

Für den mehr schattig gelegenen Balkon folgt der Häufelpflug. Die Kartoffel ist inzwischen in ihrer Entwicklung so weit, daß die Reihen fast schließen. Nun muß einmal mit der Handhacke auf Unkraut durchgegangen werden. Besonders dicht an den Stauden bleiben bei den bisherigen Arbeitsgängen immer einzelne Unkrautpflanzen stehen. Wenn der Boden nicht besonders stark verunkrautet ist, genügt diese



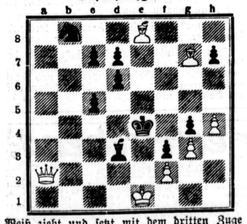

Neue Häufelschare zur Kartoffelbearbeitung
Werkzeichnung M

einzige Handarbeit. Bei stärkerer Verunkrautung muß nach dem Hackpflug eine gründliche Handhacke gegeben werden.

Als letzte Arbeit wird noch einmal kurz vor der Blüte möglichst hoch gehäufelt. Dann braucht die Kartoffel Ruhe. Eine durchgehende Bearbeitung des Bodens soll nicht mehr stattfinden. Weitere Pflegearbeiten beziehen sich dann nur noch auf die Beseitigung schwarzbeinziger oder sonst kranker Stauden.

**Eigelbflecke.** Hat man in kochbaren Stoffen, in Baumwolle und bunten Leinen oder in Wolle Eigelbflecke, so weicht man diese in Butter ein; den Fettfleck entfernt man mit Kleckwasser oder wäscht diesen mit warmem Wasser, evtl. mit Zusatz von Gallseife. Salmiak oder Glyzerin aus. Aus Seidenstoffe können die Flecke nur in Salzwasser ausgewaschen werden.

### Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (17). Weiß (7): Ke1; Da2; Le8 und g7; Bf2, g3 und h4. — Schwarz (10): Ke4; Dd3; Sb8; Be5, c7, b6, b7, f3, g4, h7.

### Verwandlungsrätsel.

Oder / * . . * / * * . . / . . * * / Elbe.

Wie kann man mit drei Hauptwörtern, die keine geographischen Namen sind, als Zwischenstufen die Oder in die Elbe verwandeln, indem man jedesmal die beiden durch Sternchen angedeuteten Buchstaben des vorhergehenden Wortes ändert?

### Wortbildungsrätsel.

Aus den 19 Silben:

di — e — fe — mah — me — men — or — rie — riff — she — sve — ter

sind sechs zweisilbige Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben in richtiger Folge, beidemal von oben nach unten gelesen, eine Erholungszeit nennen.

### Gleichklang.

Es sind 14 Wörter zu suchen, von denen ein jedes doppelte Bedeutung hat. Hat man diese gefunden und richtig geordnet, ergeben deren Anfangsbuchstaben einen notwendigen Begleiter in die Ferien. Die Wörter bedeuten:

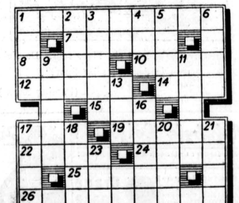
1. Wohnungsraum — Gehobenes Brett.
2. Baum — Gesetzliche Stempelung.
3. Mangelholz — Spielteil des Schauspielers.
4. Altes Flächenmaß — Schößling.
5. Gerweihzacke — Wegstrecke.
6. Teil des Auges — Lilienart.
7. Anstalt zu gemeinsamem Leben — Zwecke.
8. Persönlichkeit aus der Reformationszeit — Mathematische Bezeichnung.
9. Universitätsstadt — Hohles Federstück.
10. Elektrische Maßeinheit — Verwandter aufsteigender Linie.
11. Philosoph — Nadelholz.
12. Ungezogener Mensch — Dreschgerät.
13. Nahrungsaufnahme — Stadt im Rheinland.
14. Gefrorener Tau — Kreisförmiges Metallband.

### Bilderrätsel.

### Rätsel.

Getrennt gibt's Scherben oft dabei,
Vereint bestraft's die Polizei.

### Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Flugergeheid. 7. Angehöriger eines baltischen Volkes. 8. Holzmulde. 10. Nebensitz des Pregel. 12. Berg im Sinai. 14. anderes Wort für Brühe. 15. Ort in Ungarn. 17. Abschiedswort. 19. Deutscher Heerführer im Weltkrieg. 22. Waschmittel. 24. Weiblicher Personenname. 25. Lebensstufe. 26. Fliegerheld. — Senkrecht: 1. Weiblicher Personenname. 2. Chemischer Grundstoff. 3. Berliner Vorort. 4. Ort auf Korsika. 5. Gesteinsgebilde. 6. Nebensitz der Saar. 9. Reigenliedchen. 11. Wollgewebe. 13. Heftiger Windstoß. 16. Wie 19 waagerecht. 17. Stadt in Italien. 18. Stadt in Holland. 20. Drama von Ibsen. 21. Neoenfluß des Rheins. 23. Englisches Bier.

### Fehlaufgabe.

Unter Hinzufügung der Silbe „li“ als zweite in jedem Worte sollen aus nachstehenden 20 Silben 10 dreisilbige Wörter gebildet werden mit folgender Bedeutung:

1. Sagenhaftes, von Zwergen bewohntes Land. 2. Ort in Altgriechenland. 3. Heiltrank. 4. Altes Reich. 5. Männlicher Personenname. 6. Männlicher Personenname. 7. Stadt in USA. 8. Anderes Wort für Ausweis. 9. Sultanname. 10. Englische Romandichterin.

Diese Wörter ergeben in ihren Anfangsbuchstaben eine vielgesuchte und beliebte Erholungsstätte im Gebirge und in der Sommerfrische.

as — bald — e — e — e — e — en — gai — i — il — li — man — nois — on — ot — put — so — te — wi — zier.

### Auflösungen aus voriger Nummer

**Illustriertes Kreuzworträtsel:** Waagerecht: Bison Keil Knie Falle. — Senkrecht: Role Brief Nonne Klee. In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

**Verbindungsaufgabe:** Alt-Vater, Po-Stille, Rang-Liste Ill-Mä, Lieb-Schaft, Sinn-Bild, Chef-Arzt, Heim-Busch, All-Furt, Chlor-Kalk, Krebs-Schwanz, Eifer-Sucht, Nah-Ob. — Aprilschicken.

**Scharade:** Buttermilch.

**Silbenrätsel:** 1. Besta. 2. Indio. 3. Unter. 4. Stentor. 5. Salat. 6. Agent. 7. Kladde. 8. Geier. 9. Charge. 10. Erkner. — Ein Tag lehrt den andern.

**Zerschnittaufgabe:**

**Silbenbaukasten:** Reißenden Strömen wird auch die Tiefe nicht fehlen, / Lieber zu viel, als zu wenig Schwung. / In kleinen Herzen, in niederen Seelen / Wohnt keine Begeisterung.

**Logogryph:** Engel, Bengel.

**Kapselrätsel:** E—lba—m.

## Die lieben Kleinen

Schöne Bescherung! Die gute Schwester hat dem lieben Brüderchen eine Glasknopf ins Ohr hineingequetscht. Mit zitternden Händen hält der vielgeprüfte Vater den Fremdkörper heraus. Als die Gefahr beseitigt ist, kriegt er erst die richtige Wut:

„Du nichtsnutzige Göre! Wie kommst du denn auf solche Dummheit?"

„Aber Vati, ich wollte bloß mal sehen, ob du recht hast."

„Ob ich recht habe?"

„Ja, du sagst doch immer, daß bei ihm alles zum einen Ohr reingeht und zum anderen raus!"

*

Im Wirtshaus: „Also Peterl, wenn dich Mutter fragt, wieviel Glas Bier ich getrunken habe, sagst du drei, verstanden?"

„Ja, Vater!"

„Daheim: „Na, Peterl, wieviel Bier hat denn Vater getrunken?"

„Drei Glas, Mutter!"

„So? Wieviel hat er denn bezahlt?"

„Neun Glas, Mutter:"

(Allgemeiner Wegweiser.)

*

„Mutti!"

„Ruhe beim Essen!"

„Mutti — entschuldige — ich glaube, das Ei hier ist nicht ganz gut — —"

„Du sollst nicht immer am Essen herumnäkeln, Wera! Schwab' nicht und iß!"

Nach einer Weile:

„Mutti — muß ich den Schnabel auch mitessen?"

### Immerhin etwas

Der älteste Sohn hatte zum erstenmal seine Braut mit nach Hause gebracht, um sie der Familie vorzustellen. Kaum war sie fort, so ging es los. Seine Mutter fand, das Mädchen sei zu hübsch. Die Tante bemängelte daß es schiele. Großvater machte die Haarfarbe nicht. Eine Base erklärte, die Braut sei affig.

„Nun", sagte der Sohn, „einen Vorzug hat sie auf jeden Fall."

„Und was für einen?" rief im Chor die Familie.

„Sie hat keine Verwandten."

*

### Ganz was anderes

Mr. Brown überrascht seine Tochter, als sie sich von einem jungen Mann küssen läßt.

„Als ich mich um Mrs. Brown bewarb", sagte er unwirsch, „sah ich doch auf der einen Seite des Zimmers und sie auf der entgegengesetzten."

So hätte ich es auch gemacht, wenn ich mich um Mrs. Brown beworben hätte", antwortete der junge Mann.

*

„Fünfzig Mark soll das Zimmer kosten? Ihr Angebot in der Zeitung lautete doch: Zimmer für 20 und 30 Mark zu vermieten?"

„Na also, mein Herr, fünfzig Mark!"

*

Dame: „Könnten Sie mich nicht für 30 Pfg. hereinlassen?"

Kassierer: „Nein, meine Dame, der Eintritt kostet 60 Pfg.!"

Dame: „Aber ich sehe doch nur auf einem Auge."

**„Ein Sportsmann ist doch unverwüstlich! Hat der da mich doch gefragt, ob ich nächsten Sonntag mit ihm tanzen gehen will."** (The Humorist.)

„Bei uns in Mexiko", erzählt ein Mexikaner, „ist es so heiß, daß sogar die Tränendrüsen austrocknen."

„Das ist noch gar nichts", erwidert ein Neger, „bei uns in Westafrika herrscht eine derartige Hitze, daß wir sogar die Hühner mit gehacktem Eis füttern müssen, damit sie keine gekochten Eier legen."

### Verteidigung

„Warum haben Sie das Portemonnaie nicht abgegeben?"

„Als ich es fand, Herr Richter, da konnte ich es nicht mehr abliefern, weil es schon spät in der Nacht war. Und am nächsten Morgen auch nicht da war nichts mehr drin."

### Peinlich

„Sagen Sie mal, Herr Schnurchel", fragt Karlchen, „wo haben Sie eigentlich Ihr Gewehr?"

„Mein Gewehr?"

„Ja, Sie sind doch Jäger!"

„Ich — Jäger?"

„Vorhin hat Vater doch gesagt: Hoffentlich bleibt dieser lächerliche Mitjagdjäger Schnurchel heute mal zu Hause."

### Inhaltsverzeichnis

Krause kommt in sehr angeregter Stimmung nach Hause. „Was hast du denn da bloß auf dem Rücken?" ruft seine Frau entsetzt, als sie entdeckt, daß einer seiner Freunde ihm die Rechnung auf den Rücken gesteckt hat. „Whisky 2 Mark, Steinhäger 90, Kognak 75, Bocksbier 2,50 . . ." liest sie vor.

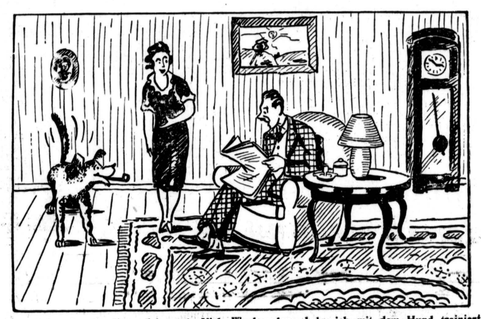
„Ach so", lacht er, „das ist nur das Inhaltsverzeichnis!"

*

„Hör mal, August, eigentlich finde ich es sonderbar, daß du so oft zu mir kommst, mich aber nie aufforderst, dich zu besuchen?"

„Na, sieh mal, Emil, das hat seinen guten Grund. Bin ich bei dir und du langweilst mich, dann gehe ich und bin dich los.

Wärst du aber bei mir, so wäre es viel schwerer, dich loszuwerden."



**„Da schau, wie aufmerksam ich war! Viele Wochen lang habe ich mit dem Hund trainiert, und nun kann er dir Abend für Abend deine Pfeife bringen."** (Saturday Evening Post.)

**„Wenn Sie schon meinen Antrag nicht annehmen wollen, dann seien Sie wenigstens so freundlich und helfen Sie mir wieder auf die Beine!"** (Lektyr.)

Lehrer: „Also, Kinder, ich habe euch nun erklärt, daß Kälte die einzelnen Gegenstände zusammenzieht und Wärme sie ausdehnt. Wer nennt mir hierfür nun Beispiele?"

Fritz: „Herr Lehrer, im Winter, wenn es kalt ist, sind die Tage kurz und im Sommer, bei der Hitze, werden sie wieder länger."

*

Tante Anna ist zu Besuch gekommen. Seit langer Zeit mal wieder.

„Und wie Karlchen wieder gewachsen ist!" stellt sie fest. „Jetzt hat er ganz die Nase vom Großvater. Die großen Ohren — die sind ja von Onkel Max! Die Mundpartie hat er von der Mutter. Na ja, und . . ."

„Und die Hose vom Vater", ergänzt das Hausherr.

### Klein angefangen

Sohn: „Papa, die Leute sagen alle, daß du sehr klein angefangen hättest."

Vater: „Na, das stimmt auch! Als ich geboren wurde, soll ich nur vier Pfund gewogen haben!"

*

„Au, Onkel, hast du aber 'ne Menge Bücher!"

„Na, Lottchen! Bücher habe ich sehr gern!"

„Wir kriegen auch viel Bücher von der Bibliothek, aber Vater ist ehrlich, der trägt alle wieder zurück!"

**„In unserer Nähe muß ein Tiger sein! Da sieht man ja deutlich seine Spur!"**

(Passing Show.)

Ein überlebensgroßer, starker Mann kommt mit einem kleinen in heftigen Streit.

„Wenn Sie jetzt nicht endlich aufhören", schreit der Große, „packe ich zu und stecke Sie in die Tasche!"

„Na", sagt der Kleine seelenruhig, „dann werden Sie wenigstens in der Hosentasche mehr Mut haben als im Herzen!"

Sprach's und ging davon.

### Selbstversorger

In der Rechenstunde fragt der Lehrer die Kleinsten: „Deine Mutter holt für 40 Pfg. Mehl, 10 Pfg. Salz und 20 Pfg. Oel. Wieviel muß sie dann zahlen?"

„Nichts, Herr Lehrer!"

„Warum denn nicht?"

„Wir haben doch selbst ein Kolonialwarengeschäft!"

*

Lehrer: „Also, Kinder, es ist streng verboten, Papier auf die Straße zu werfen. Paul, wohin tust du es?"

Paulchen: „Herr Lehrer, ich falte es schön zusammen und stecke es in den nächsten Briefkasten!"

*

„Jetzt wollte ich einen Kuß, Liebling, und nun ist mir der Lippenstift wieder zugekommen!"

„Ja, wer zuerst kommt, malt zuerst!"

### Die Tochter weiß, wie es gemacht wird

Marieluise: „Mann bekommst du eigentlich dein neues Frühjahrskomplet, Mutter?"

Die Mutter: „Papa sagt, er kann es sich augenblicklich noch nicht leisten."

Marieluise: „Sag mal, Mutti, warum probierst du nicht einmal, es zu machen wie ich das immer tue. Wirf dich doch mal auf den Boden und strampele mit den Beinen, wenn Papa da ist."

*

### Er war Geschäftsmann

Ein Zauberkünstler trat in einer schottischen Stadt auf. Bei der Vorstellung wurde auch die Frau des Zauberers in einen Kasten gelan. Als man den Deckel aufhob, war sie nicht mehr da, statt ihrer zwei Hasen.

Ein Schotte war dieser Vorstellung mit großem Interesse gefolgt und fragte nun den Zauberer, ob er auch dieses Kunststück mit seiner Frau machen könnte.

„Ihr wollt wohl Eure Frau los werden?" fragte der Zauberer.

„Das gar nicht mal so sehr", sagte der Mann, „aber ich habe meinem Jungen zum Geburtstag zwei Hasen versprochen, und wenn meine Frau da reinkriecht, dann kosten mich die Hasen ja nichts."


Schlankheit + Wohlbefinden
ORBAL
Zunahme der Orbal-Verbraucher ist der beste Beweis für die Wirksamkeit. Letzter Stichtag 853 Ärzte verordnen, 2166 Apotheken u. Drogerien führen, 65136 bestellen Orbal
Abnahme des Gewichts bis zu 20 kg und mehr, ohne Diät u. ohne Gewaltkuren. Die besondere Wirkung von Orbal beruht auf dem systematischen u. stetigen Fettabbau im Körper
ORBAL
ORBAL ZUM KURGEBRAUCH FÜR 3 RESPS WOCHEN RM 3.60 u RM 6.00
FRITZ STABY, KG BERLIN W 30
Prospekt GEGR. 1921 Kostenlos

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Pfungstadt Holzbett!
121 Seiten
Hersteller: Lotzbeck & Cie. Ingolstadt

Schlafzimmer schwere verarb., 180 cm, 6teilig, eiche gespart 260.– RM, echt eiche 398.– RM bar. Ehestandsdarlehen. Teilzahlungen. Fordern Sie Abbildung.
Wilhelmsbrand Möbelwerkstätten Delbrück

Graue Haare sind in 8 Tg. natürl. d. „O-b-k". Rm 1,85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück.
O. Blocherer Augsburg 11/29

Nehmen Sie bitte bei allen Bestellungen Anfragen, Verbindungen usw. auf d. Inserenten d. „7. Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeige im „7 Tag" vollen Erfolg haben.

Werbegelder sind Vorschuß an den Markt.
Der Erfolg bringt sie immer wieder

Zur Blutauffrischung
täglich eine Tasse „Richertee"
Er vertreibt Schlacken und Fettpolster, sorgt für schönen Stuhlgang, bessere Blutzirkulation, erhält schlank, jugendlich und leistungsfähig
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee

Herren u. Damen aller Kreise u. Stände, die den Wunsch haben, pass. Verbind. aufzunehmen, um zu einer harmonisch., glückl. u. guten Ehe zu gelang., wend. sich vertrauensvoll an den seit fast 20 J. bestehen., erfolgr. u. diskret arbeitenden Neuland-Verlag, Pasing. Vertret.: P. Haase, Herne-R., Mühlenstraße 7.

Heirat
Kaufm. 31/170, ev., gute Erscheinung, Beamter, wünscht die Bekanntschaft eines lieben Mädels zwecks Heirat. Gefl. Bildzuschr. unter A. 1143/2 an „Der 7. Tag", Bbd.

Garantol zum Eiereinlegen

Bitte deutsche Schrift bei Anzeigenmanuskripten

Sehr erfrischend!
Rhabarberkuchen
Teig: 100 g Butter — 100 g Zucker — 3 Eigelb — 1 Päckchen Dr. Oetker's Vanillinzucker — 500 g Weizenmehl — 1 Päckchen Dr. Oetker's „Backin" — ¼ l Milch
Belag: 1–1½ kg Rhabarber — Verfeinerung: 3 Eiweiß — 150 g Zucker
Die Butter rührt man schaumig und fügt Zucker, Eigelb und Vanillinzucker hinzu. Das Mehl wird mit dem „Backin" gemischt und gesiebt und mit der Milch in den Teig gegeben. Man fügt soviel Flüssigkeit hinzu, daß man einen Teig erhält, der reißend vom Löffel fällt. Mit einem Teigschaber, den man häufig in Wasser taucht, streicht man den Teig gleichmäßig auf ein gefettetes Backblech und belegt ihn mit dem rohen, in Stücke geschnittenen Rhabarber. Backzeit: 50–60 Minuten bei guter Mittelhitze. Das Eiweiß wird zu festem Schnee geschlagen, dem man nach und nach den Zucker zufügt. Man spritzt von diesem Eischnee ein Gitter über den schon abgekühlten Kuchen und überbackt ihn bei Oberhitze, bis der Schnee fest geworden ist.
Bitte ausschneiden!
mit Dr. Oetker's Backpulver „Backin".

Heiratsgesuche
finden im 7. Tag weiteste Verbreitung

Bis 2 400.– RM Ihrl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich vermi. Pilzbrute. Auskunft er. mit Max Benecke, Hamburg 22/98

Käse billig
4 kg Tilsiter Art halbfett . . 4,80
4 kg Holländ. Art halbfett . . 5,60
ab hier Verpack. frei
Dam.s, Hamburg 11/a


Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwortl. die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 38/30 899. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

7. Jahrg. – Nr. 20 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 15. Mai 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Ein treu Gewissen

Von Will Vesper

Mit jedem geht ein guter Geist,
der innen ihm im Blute kreist,
die rechten Wege mahnend weist:
Der Mutter treu Gewissen.

Ein jeder, was er denkt und tut,
er weiß sehr wohl, was bös und gut,
belauscht er nur in seinem Blut
der Mutter treu Gewissen.

Doch wenn Du, wie es menschlich ist,
auch einmal irrgegangen bist,
so such nicht lange Trug und List:
Die Mutter darf es wissen.

Wenn alle Welt den Stab Dir bricht,
hart über Dich ihr Urteil spricht:
Das Herz der Mutter richtet nicht.
Ihr Herz ist wie das ewige Licht
in Lebensfinsternissen.

Des Frühlings Pracht der Mutter zur Ehr'!

Zeichnung von E. H. Grunwald (Bavaria)

## Die Mutter

Liebe strömt aus ihrem Blick, zärtliche Sorge, als ich am Fenster des Zuges, der nun schon anfuhr, noch einmal ihre Hand in die meine nahm. Ihre Augen waren feucht, aber sie lächelte tapfer, und sie sagte: „Bleib gesund, mein Junge." Sie blieb zurück, ich beugte mich hinaus und winkte, bis der Zug sich in die Kurve legte. Wie oft hatten wir schon Abschied auf diesem Bahnsteig genommen, damals, als ich ins Feld kam, und später dann, wenn ich fortreiste, weit manchmal, für ein Jahr, und immer, wenn ich dachte, wie nahe ich ihrem Herzen war, sah ich sie neben dem Zuge stehen und die Tränen bekämpfen. „Ich schreibe morgen, es ist ja nicht lange bis Weihnachten", rief ich noch. Sie sagte nicht, daß sie Angst hätte, ich könne zu spät kommen.

Die Mutter sah in dem großen, erwachsenen Menschen immer noch das Kind. Sie hatte es mit Schmerzen geboren, sie war des Nachts bei ihm gewesen, wenn es schrie. Das erste Lächeln hatte sie entzückt, und den ersten Schritt hatte sie behütet. Um ihre Füße war man gekrabbelt und gehüpft, und den Müden und Schläfrigen trug sie auf ihren Armen. Ihre Worte waren es, die der Knabe nachplapperte, sie war zu jeder Stunde da, wenn man nach ihr rief. Sie tröstete den ersten Schmerz, und es tat ihr selbst weh, wenn sie dem störrischen kleinen Nichtsnutz einen Klaps geben mußte. In ihrer Gegenwart war man gegen alles Böse gefeit und konnte glücklich sein.

Auch der Vater war da, duldend und wohlwollend, doch ging er manche unbegreifliche Wege und neigte sich nur seltener zu den Spielen herab. Die Freude und der Kummer der Mutter aber war dasselbe wie unsere eigenen winzigen Nöte, Ausgelassenheiten und Anschlungen, die Welt reichte nicht weiter als das Haus und der Garten, und hier herrschte ihr Frohsinn, alles war hell, gütig und einfach.

Eines Tages nahm meine Mutter mich bei der Hand, ich durfte den Ranzen auf den Rücken schnallen und die Brottasche umhängen, ich war ein Schuljunge. Jetzt hieß es stillsitzen und aufpassen, das war anfangs gar nicht leicht, die ungelenken Finger spritzten Kleckse in das Heft, und der Lehrer war streng und hatte einen Rohrstock. Der Bub tat in der Schule nicht immer gut, er war faul, er war widerspenstig und störte gelegentlich. Die Mutter schalt kaum über die schlechten Zeugnisse, sie verteidigte den Strafwürdigen gegen die Vorwürfe des Vaters, es würde schon noch werden, man müsse nur Zeit lassen, der eine entwickle sich früher, der andere später.

Wie die Liebe der Mutter so ist auch der Glauben an die rechte Bahn ihres Kindes grenzenlos, wenn alles dagegen spricht, sie wird nicht irre. Ihr Vertrauen ist unerschöpflich, zu ihr kann man immer flüchten, und darum hilft keine Kraft dem strauchelnden jungen Menschen so über Abgründe und Gefahren hinweg wie die lichte Zuversicht seiner Mutter.

Man hat ja den Gedankenflug und die Heiterkeit der Seele von ihr, man denkt, wie sie denken würde und wie sie früher vielleicht gedacht hat, man empfindet wie sie. Es ist schmerzlich für sie, wie der größer Werdende ihrer schon weniger bedarf, wie er sich loslösen muß von ihrem Kreise und wie er selbständig wird. Stolz zeigt der Jüngling den ersten Anzug, den er selbst verdient hat, aber der Mutter ist zwiespältig dabei zumute, denn nun wird er ihr wohl auch bald das Mädchen zuführen, mit dem er den eigenen Hausstand begründet. Ist es noch nicht zu früh? Und müßte die Frau, die sie ihm zuwünscht, nicht mit den seltensten Tugenden begnadet sein?

Aber wie das Leben auch verläuft, das Innige und Zarte, das Band zwischen Mutter und Kind, kann nie zerrissen werden. Kaum in dem eigenen, selbsterarbeiteten Hause wird man so heimisch wie bei der Mutter, nirgends schmeckt das Essen so wie bei ihr, und Tisch und Stuhl Mutter noch einmal auf, wenn sie den Enkeln erzählen von schönen vergangenen Tagen. Ein durch das Haar streichelt, wenn die Kinder wieder auf ihrem Knie reiten und tausend Fragen haben. Denn verschwendet ihr stiller gewordenes Dasein wieder alle Liebeskraft.

Nie ist die Mutter überflüssig, auch der Greis an der Schwelle des Grabes ruft noch nach ihr, und nie bedürfen wir ihrer mehr, als wenn wir im Fieber krank und zerbrochen daliegen. Dann wissen wir wieder um die Hände, die kühl auf unserer Stirn lagen und jeden schlimmen Traum verscheuchten, wenn wir als Kinder krank waren.

Einmal ist es das letzte Mal gewesen, daß man zu dem Bahnsteig zurückwinkte. Und alles Leid der Welt ist in dem Augenblick versammelt, wenn eine Mutter stirbt. Aber auch wenn wir nun zu ihrem Grab gehen, nichts ist so stillwirkend alle Tage und Nächte in unserem Sein wie unsere Mutter. Sie ist bei allem Leben, bei jeder tiefen Not und bei jedem hellen Glück liebend dabei, unsichtbar wohl, aber dem Herzen nie ganz entrückt.

Richard Gerlach.

# Angermann und die Dame

*Eine Novelle von Ralph Urban*

Unruhig träumte der Hochwald. Ein Vogel schrie im Schlaf, es raschelte im Gelb, ein Zweig knackte. Auf weichen Pfoten schlich der Feind. Das war die Nacht.

Langsam stieg der Mond über den Grat, versilberte die Wipfel der Nadelbäume, erleuchtete geheimnisvoll die Front des letzten Hauses ganz oben am Waldrand. Es war ein Haus der offenen Türen, ringsherum liefen die Galerien der Balkone. Das Haus schlief unruhig wie der Wald. Ein Stöhnen, ein Hüsteln, es knarrte im Gebälk. — Auf leisen Sohlen schlich der Feind. Aus dem tiefen Schatten löste sich eine Gestalt, vorsichtig und zögernd wie das böse Gewissen selbst. Zwei Hände umfaßten die Brüstung der Galerie, blitzschnell schwang sich der Körper darüber. Zwei Schritte der dunklen Türöffnung entgegen, katzenhafte Schritte, sekundenlanges Lauschen in die plötzlich erdrückende Stille, dann vorsichtiges Weitertasten —

Licht flammte auf, grelles unbarmherziges Licht.

„Was machen Sie da für Dummheiten?" erklang eine ruhige Frauenstimme.

Der Mann war zusammengefahren und hatte sich instinktiv schon zur wilden Flucht gewandt, aber sehr bald hielten ihn zwei Augen, glänzend, schön und ernst, in ihrem Bann.

„Sie wollen Geld? In der Tischlade liegt meine Brieftasche, nehmen Sie sich, was Sie brauchen!"

Der Mann rührte sich nicht. Brennende Röte schoß in sein Gesicht, er vermochte nur schwer den Blick von der merkwürdig schönen Frau loszureißen, die dort in ihrem Bett lag und mit ihm so ruhig wie mit dem Zimmerkellner sprach. Dann senkte er aber doch langsam den Kopf.

„Ach, so", sagte die Dame, „Sie sind noch gar nicht so weit. Vielleicht der erste Versuch, junger Mann?"

„Ja", erklang es wie gehaucht.

„Sehen Sie sich! Wie heißen Sie?"

„Angermann!" nannte der Einschleicher gehorsam wie ein Schüler seinen Namen.

„Ich heiße Sybilla. Schließen Sie die Balkontür, Herr Angermann, damit man uns von draußen nicht hört!"

„Fürchten Sie sich denn nicht vor mir?"

„Nein, bestimmt nicht!"

Angermann schloß die Tür und ging mit hängenden Armen wieder an seinen Platz zurück.

„Sie sehen reichlich abgerissen aus! Auf der Wanderschaft?"

„Ja!"

„Wie alt?"

„Zweiundzwanzig."

„Beruf?"

„Schlosser."

„Wieso kommen Sie ausgerechnet zu mir herein?"

„Aufs Geratewohl. Ich kam heute durch den Kurort, sah die feinen Hotels. Ich habe seit zwei Tagen nichts mehr gefressen — und ich kann nicht betteln. Un da dachte ich mir, vielleicht finde ich irgendetwas, wenn ich in der Nacht —"

„Ach, ja. Warum arbeiten Sie nicht?"

„Arbeiten?" Der junge Mann lachte auf. „Wo bekommt ein Ausländer heute Arbeit? Aufenthaltsbewilligung, Arbeitsbewilligung — ganz aussichtslose Sache."

„Und warum sind Sie nicht in der Heimat geblieben?"

„Weil ich ein dummer Junge war. Damals gab es noch keine Aussichten bei uns zuhause, kein Vorwärtskommen und ich war Junggeselle darauf, die Welt zu sehen. So zog ich los mit meinen kleinen Ersparnissen, fand in Frankreich Arbeit, mußte bei der Krise als Ausländer wieder hinaus, schlug mich eine Zeit lang in verschiedenen Ländern durch, nun, und jetzt, Madame, sehen Sie ja, wohin ich gekommen bin."

„Warum gehen Sie nicht in die Heimat zurück?"

„So abgerissen, wie ich jetzt bin, mit zerrissenen Schuhen? Oder per Schub? Ich würde mich zu Tode schämen —"

„Möchten Sie zurück?"

„Und wie! Dieses Luderleben aufgeben, arbeiten, arbeiten und wieder ein Mensch sein. Das möchte ich Madame!"

„Sie sind ein hübscher, netter Junge, Angermann, es wäre schade, wenn Sie verkommen würden. Geben Sie mir einmal die Handtasche aus der Lade dort."

Angermann öffnete die Lade, nahm behutsam die elegante Handtasche und reichte sie der jungen Frau.

Die Dame Sybilla richtete sich im Bett auf, so daß ihre schönen Arme und die vollen Schultern sichtbar wurden. Sie nahm eine Handvoll Banknoten aus ihrer Handtasche.

„Hier haben Sie, Herr Angermann. Kaufen Sie sich morgen etwas zum Anziehen und fahren Sie mit dem nächsten Zug in die Heimat. Werden Sie ein anständiger Mensch, es wäre schade um Sie. Hören Sie, Angermann, Sie müssen brav bleiben. Und wenn Sie dies zustande bringen, dann kommen Sie heute in einem Jahr zu mir, ich will Ihnen eine Anschrift geben, wo Sie mich oder Nachricht von mir finden werden. Versprechen Sie mir das zu Ihrem eigenen Besten."

Und Angermann kniete vor dem Bett der schönen Frau und küßte - ihr stürmisch die weichen, weißen Hände. Einmal strich sie ihm wie liebkosend über das Haar.

So kam Angermann in die Heimat. Es ging dort schon seit einer guten Weile aufwärts. Und zwei Tage nach seiner Ankunft hatte er bereits Arbeit gefunden. Er schaffte wie besessen. Wenn ihn Kameraden aufforderten, einmal nach der Schicht an einem Vergnügen teilzunehmen, dann war er bestimmt kein Spielverderber. Aber die Mädchen, die dem jungen Mann schöne Augen machten, die ließen ihn vollkommen kalt.

Neben seiner Werkbank hatte der Schlosser Angermann einen Kalender hängen, an dem er Tag für Tag mit einem Tintenstift anstrich. Und in das Eisenband, das das Holz der Werkbude einfaßte, hatte er mit dem Kreuzmeißel den Namen „Sybilla" geschlagen.

Und als das Jahr zu Ende ging, erbat sich Angermann seinen Urlaub. Er zog den neuen Anzug an, packte seinen kleinen Handkoffer und ging zum Bahnhof.

Dann schritt Angermann durch ein Gittertor eine Allee entlang, an deren Ende in gelbes Haus mit grünen Fensterläden stand. Ein alter Mann fragte ihn nach seinem Begehr.

„Ich möchte gerne die Dame sprechen", stammelte Angermann.

„Welche Dame?"

„Sybilla!"

„Sybilla? Und wie heißen Sie?"

„Angermann!"

„Ach so, warten Sie bitte!" Der alte Mann ging und sieh den jungen mit wild pochendem Herzen zurück. Dann kam er wieder, der alte Herr, er trug einen Brief in der Hand.

„Die Dame ist gar nicht hier?" fragte Angermann mit zitternder Stimme.

„Nein", sagte der alte Mann ernst. „Die Tochter des Hauses ist vor einem halben Jahr in Davos gestorben."

Angermann grüßte mechanisch und ging. Dann blieb er irgendwo stehen, öffnete den Brief und las:

„Mein lieber Junge,

wir werden uns wohl nicht mehr sehen, ich wußte schon damals, daß es mit mir zu Ende geht. Das Herumreisen ist mir aber eine große Freude, noch einem Menschen helfen gekonnt zu haben, der es redlich verdient.

Daher nur die eine Bitte:

brav und gut bleiben, mein lieber Angermann. Deine Sybilla."

Langsam ging Angermann durch die Allee dem Gitertor zu. In der einen Hand hielt er den Handkoffer, in der anderen den Brief und seinen Hut. Und über sein braunes Gesicht liefen so dicke Tränen, als wäre er noch ein ganz kleiner Junge.

# Der Ruf über die Meere

**Eine Geschichte zum Muttertag**

Es war in der sechsten Nachmittagsstunde, als Mutter Anschütz plötzlich das elektrische Bügeleisen ausschaltete und wortlos die große Wäschekuche des Hotels verließ. Sie ging rasch und mit der Sicherheit, die ein bestimmtes Ziel hat, über die Hintertreppe, durch viele Gänge, an Vorrats- und Wäschekammern vorbei und hinüber nach dem Reich der Gäste des Hotels. Sie hatte nichts dort zu suchen, vor allem nicht um diese Stunde, nicht zur Zeit des 5-Uhr-Tanz-Tees. Aber sie gehorchte einem inneren Zwange, sie folgte einer Stimme ohne Laut, die sie gerufen.

Mühelos mußte sie sich an die Wand lehnen, um nicht zusammenzusinken. Die Knie zitterten ihr. In dumpfen, harten Schlägen trommelte das Herz, denn — unfaßbar war es — wenige Schritte nur vor ihr stand ihr Junge. Er hatte ihr den Rücken zugewandt und sprach mit einem Bub.

Da war er also in die Heimat zurückgekehrt, nachdem er seit Monaten nichts mehr von sich hatte hören lassen. Und sein erster Weg hatte ihn hierher geführt, um sie aufzusuchen.

Der Bub eilte eine Treppe hinauf, und sie ging lächelnd und voll froher Erwartung hinter ihrem Jungen her. Der dicke Läufer machte ihre Schritte lautlos. „Du lieber, großer Junge", dachte sie, „draußen in der Welt, in allen fremden Ländern, findest du dich zurecht, aber wir wollen abwarten, ob du dich nicht in diesem Riesenhotel verläufst." Sie betrachtete ihn liebevoll und stellte dabei fest, daß er sich den ein wenig schaukelnden Gang des Matrosen abgewöhnt hatte. Warum er nur nicht in Uniform ist? Größer ist er geworden, scheint ihr. Wahrhaftig, er verläuft sich. Auf diesem Weg wird er ja in den Tanzsaal gelangen. Musik, Lachen, Gläserklingen tönt ihnen schon entgegen. Er muß es doch merken. Gleich wird er sich umdrehen. „Ach, Junge, fühlst du es denn nicht, daß ich hinter dir gehe?"

Froh und leise ruft sie seinen Namen. Aber er scheint nicht zu hören. Er stutzt und geht dann rasch in ein Zimmer rechts hinein. Sie weiß, es dient als Rauchsalon, als Clubzimmer. Da folgt sie ihm. Und nun ist sie im Zimmer und sieht ihn am Fenster lehnen, das nach dem Saale führt. Er ist vom Licht überstrahlt, das vom Saal durch dieses Fenster in den halbdunklen Raum bricht. Traumlos steht er, und sie fühlt, daß seine Blicke suchend durch den Saal gehen.

Leise tritt sie heran, blickt auch hinaus. Und obwohl das Fenster von draußen fast verstellt ist mit Palmen und Schlingpflanzen, hat man doch einen guten Ausblick nach dem Saal, in dem eben getanzt wird und um den rings herum Tische und Stühle stehen.

Viele dunkle Rosen, blutrote Nelken, leuchtende Gladiolen schmücken die Tische, Sekt perlt in hohen Schalen und Kelchen.

Schöne Frauen tanzen im Arm ihrer Kavaliere, in schleierartigen, in schimmernden und matten, in losen, duftigen oder knappanliegenden Kleidern, mit kühlgrün und grasiösen Bewegungen.

Gleich wird sich ihr Junge umdrehen, denkt Mutter Anschütz und blickt freudig erwartungsvoll auf seinen breiten Rücken.

Aber er steht wie gebannt. Und nun öffnet er leise beide Flügel des Fensters.

Mutter Anschütz denkt mit leiser Traurigkeit, Junge, da bist du nun Jahre hindurch fort gewesen, hast monatelang nicht geschrieben, willst deine Mutter besuchen und verrätst sie schon beim Anblick dieses Veranstaltens. Aber du hast eben zu wenig Jugendfreuden genossen du bist außerordentlich danach."

Eine Frau fällt besonders auf, geführt von einem elegant gekleideten Herrn.

Der junge Mann am Fenster beugt sich weit vor. Alle seine Nerven sind gespannt.

Mutter Anschütz und alles andere Personal des Hotels kennt diese Frau. Sie ist Ausländerin. Jedes Jahr wohnt sie längere Zeit in diesem Hause. Alle wissen von ihren rasch wechselnden Neigungen, von ihren zahlreichen Schwächen. Sie trägt ein cremefarbenes, langes Kleid aus „Engelshaut", einen weiten, federnärmlichen Seidenegwehe, das die Makellosigkeit ihrer Figur überdeutlich konturiert.

Sie folgt dem führenden Rhythmus ihres Tanzpartners mit der schwebenden Leichtigkeit ihrer Bewegungen, der Grazie ihrer Haltung. Jetzt hebt sie den Kopf und schenkt ihrem Partner ein betörendes Lächeln.

Da sieht es durch den Körper des am Fenster stehenden, beobachtenden jungen Menschen wie ein Schlag.

Mutter Anschütz sieht, daß er den Arm hebt, sieht, daß er einen — — Revolver in der Hand hat.

Da macht sie, trotz ihrer vor Schreck fast gelähmten Glieder noch einen leisen, tastenden Schritt auf ihn zu und nimmt ihm mit einer gleichsam entschuldigenden, mit einer fast ärztlichen Bewegung die Waffe aus der Hand. „Du!" stöhnt sie und sieht ihn an. „Du bist ja nicht — — — mein — Junge!"

Ein totenblasses, ein erregtes, aber ein fremdes Gesicht sieht dich vor dem ihren. Ein gehetzter, verzweifelter Blick sucht ihre gütigen Mutteraugen.

„Ich ich — ich — —." Die Stimme versagt ihr. Es ist zuviel für sie. Erst diese namenlose Freude und nun dieses abgrundtiefe Erschrecken. Der junge Mensch sinkt in einen Sessel. Er drückt seine glühend heiße Stirn auf das kühle Holz eines Tisches. Sein Körper bebt.

„Was wäre jetzt, wenn Sie mich nicht bemerkt hätten? Wer sind Sie?"

„Ich bin, ich glaube, du — ich glaubte, Sie seien — mein — — — Junge. Ich sah sie einen falschen Weg gehen, und da folgte ich Ihnen — — —"

Der junge, elegante Mensch beachtet nicht, daß die kleine Frau vor ihm eine Schürze trägt, daß sie eine Bohnenstele ist. Er fühlt nicht, daß ihre Hände, mit denen sie beruhigend über seinen Kopf streicht, hart und verarbeitet sind.

Die Erkenntnis, daß es das Schicksal sehr gut mit ihm meinte, indem es im rechten Augenblick diese Frau zu ihm sandte, ist so erschütternd, daß er in überquellender Dankbarkeit sein errotetes Gesicht in ihre harten Arbeitshände gräbt.

*

Ueber zwei Wochen sind nun seitdem vergangen. Es ist an einem Sonntag. Mutter Anschütz, vom Kirchgang heimgekehrt, sitzt still am Fenster, die sonst so fleißigen Hände müßig in den Schoß gelegt.

Da klopft es. Der Postbote steht in der geöffneten Tür. „Das ist die Gewißheit!" fühlt sie.

Vorahnung, fliegt sie, und dann folgt als Datum — der Tag, an dem sie im Hotel mit dem jungen Menschen zusammentraf.

„Meine gute Mutter! Heute, nach Eurer Zeit in der sechsten Nachmittagsstunde, habe ich nach langer Krankheit und starkem Fieber das Bewußtsein wiedererlangt. Ich träumte von Dir, liebe Mutter. Ich mußte auf einem ganz schmalen Balken über ein hohes, brennendes Haus gehen. Die Angst, abzustürzen, trieb mir den Schweiß aus allen Poren. Und da hab ich so laut nach Dir gerufen, daß es durch das ganze Haus schallte, wie man mir erzählte. Da habe ich Dich gefühlt, liebe Mutter. Du hast mich sicher über den Balken geführt. Dann bin ich aufgewacht. Und der Arzt hat mir versichert, daß ich nun gesund werde. Der Traum sei mein Glück gewesen, meint er. Die furchtbare Erregung und das starke Schwitzen hätte eine Aenderung zum Guten in meiner Krankheit herbeigeführt. Ich fühle es auch. Mehr kann ich Dir heute nicht sagen. Ich bin noch ein bißel schwach. Hast Du Dich gesorgt, weil Du keine Nachricht hattest? Die Kameraden wollten nicht schreiben, um Dich nicht zu erschrecken. Mein Schiff ist längst wieder in der Heimat. Ich werde aber in drei Wochen von einem anderen Dampfer mitgenommen. Dann werden wir ein frohes Wiedersehen feiern, liebe Mutter. Dein dankbarer Sohn."

Da hebt Mutter Anschütz still den Kopf.

„Du hast mich gerufen, mein Junge. Ich habe es doch gefühlt. Einen anderen konnte ich um diese Stunde — als Mutter — behüten, und Dir habe ich damit geholfen. Habe Dank, Gott!"

K. K

„Wollen Sie nicht ein Stück Seife kaufen?"
„Nein, danke, ich brauche keine!"
„Ach — nicht mal Sonntags?"

# Dies nebenbei

Bücher lesen ist nicht jedermanns Sache. Ein schwerer eichener Bücherschrank mit einer Anzahl stattlichen Prachtbänden, die „vielsagend" hinter den Scheiben der Mittelfür schimmern, gehört zwar zum guten Ton, aber lesen . . .? Wie wäre es denn mit einer Bibliothek, wie sie — allerdings als einzige Stadt der Erde — New York besitzt: Sie besteht aus 2 000 dicken Bänden (o weh!) und 2 000 Weinflaschen (ah!). Das soll aber nun beileibe nicht heißen, daß man etwa zur Lektüre eines jeden Buches eine gute Flasche köstlichen Rebensaftes freundlich von hübschen Bibliothekarinnen serviert bekommt. Im Gegenteil, es ist strengstens verboten, eine der Flaschen in genießerischer Absicht zu berühren. Aber wozu denn nur . . . werden Sie mit Recht fragen. Ja, es handelt sich hier um eine regelrechte „Weinbibliothek". Dieser edle Wein dient nur als lebendige Illustration für die Bücher, in denen die Geschichte, die Eigenart und der Ursprung jeder nur erdenklichen Weinsorte, die es auf den fünf Kontinenten gibt, verzeichnet sind. Hier findet der Weinfreund ein lückenloses Verzeichnis jeglicher Art von Rebensaft: Rhein- und Moselweine, Tokaier, Bordeaux, Albanier, Spanier, alles, was man sich nur denken kann. Sie meinen, das könnte der schönste Rausch ihres Lebens geben? Schade, gestrenge Wächter wachen in New York über die Bücher und noch mehr — über die Flaschen.

*

Witze muß man ja machen. Wo sollten wir da hinkommen, wenn es nichts mehr zu lachen gäbe. Eine der populärsten Gestalten in allen Witzblättern der Erde ist der berühmte „zerstreute Professor", der mit dem Regenschirm in der Sonne spazieren geht oder mit seinem Bein in der Gosse und mit dem anderen auf dem Bürgersteig humpelt oder etliche andere lächerliche Dinge vollführt. Aus Boston kommt nun eine Meldung, nach der die Herren Professoren anscheinend doch nicht zerstreuter sind, als andere Menschen gelegentlich auch. Im Fundbüro der berühmten Harvard-Universität wurden Fundgegenstände im Werte von 24 000 Dollar abgeliefert, die zum größten Teil den Besitzern wieder beigebracht werden konnten. Dabei waren die Verlierer nach dem Bericht des Fundbüros durchweg die Studenten! Von seiten der Professoren wurden nur ein einziger Verlust gemeldet ,nämlich ein Paar Gamaschen. Man sieht, es ginge ebenso gut an, Witze über zerstreute Studenten zu machen . . .

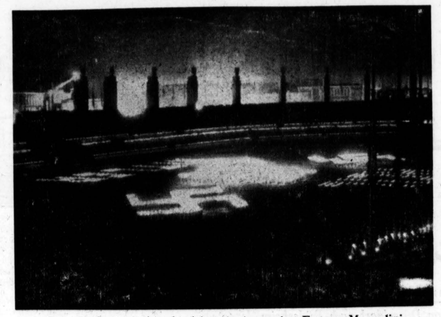
*

Wir sind es allmählich gewohnt, aus Amerika uns unbegreifliche Dinge zu vernehmen. Auch die kanadischen Fünflinge sind durch typisch amerikanische Geschäftstüchtigkeit und Filmreklame weltbekannt geworden; sie haben bereits in der kurzen Zeit ihres Lebens die Geborgenheit einer glücklichen Kindheit gegen eine schon jetzt finanziell sorgenfreie Weltberühmtheit eintauschen müssen. Für amerikanische Begriffe ist da durchaus alles in der Ordnung; im übrigen wird findig alles getan, um diese „Berühmtheit" noch zu steigern. Irgendein unbekanntes Reklamegenie, das sich geschickt hütet, als Manager der Babys in Erscheinung zu treten, hat es verstanden, bis heute 2½ Millionen Dollar in barem Gelde für die Kinder zusammenzubringen. Das Geld wurde vereinnahmt durch den Fünflingsfilm, für Photos, Presseartikel und die Erlaubnis, den Namen der Fünflinge auf Waren anbringen zu dürfen. So kann man heute in Amerika alles Mögliche kaufen, vom Fünflingsschnuller bis zum Fünflingskindermehl. Nicht genug, das Nächste war die Gründung einer Fünflingsbank, die den Namen „Fünflinge & Co." trägt. Jetzt schickt sich auch die Geburtsstadt der Fünflinge an, ihren Namen zu Ehren der „großen" Kleinkinder in „Dionneville" zu ändern. Was wird geschehen, wenn die Kinder erst einmal groß geworden sind . . .?

*

Können Sie sich denken, daß Sie einmal so reich wären, daß Sie Ihren Reichtum nicht mehr loswürden? So erging es Mr. Harry Winston, einem der reichsten Männer der Vereinigten Staaten. Er hatte in seinem Besitz nämlich einen der kostbarsten und wertvollsten Edelsteine, den berühmten Jonkers-Diamanten. Diesen strahlenden, sagenumwobenen Stein zu erwerben scheuten sich selbst die zwanzig reichsten Männer Amerikas angesichts des hohen Preises. Was tun? Mr. Winston wußte Rat. Er teilte den großen Stein in zwölf Teile, von denen er dann gleich elf verkaufen konnte. Die meisten Stücke blieben in Amerika, zwei gingen nach Schweden, eins nach London. Damit hat die sagenumwobene Geschichte des Jonkers-Diamanten ihr Ende gefunden. Insgesamt wurde aus dem Verkauf der Einzelstücke ein Erlös von 9 Millionen Mark erzielt. Ja, und wenn nun Sie oder ich ein solches Stückchen Diamant besäßen . . .

Jojo.



**Die großartige Abschiedskundgebung im Forum Mussolini**

Im Forum Mussolini fand aus Anlaß des Staatsbesuches Adolf Hitlers die letzte Kundgebung statt. Das reichhaltige Programm umfaßte Vorführungen der faschistischen Jugendverbände, ferner den 2. Akt der Oper „Lohengrin" und ein Riesenfeuerwerk. Besonders eindrucksvoll war der Aufmarsch der 5000 Fackelträger, die in leuchtenden Buchstaben ein riesiges „Heil Hitler" sowie flammende Hakenkreuze schrieben. (Scherl, Zander-M.)

**Erinnerungsmedaille aus Anlaß des historischen Staatstreffens Berlin — Rom**

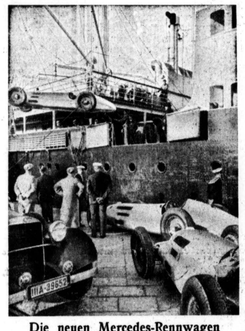
Aus Anlaß des historischen Staatstreffens Berlin—Rom kommt in der Preußischen Staatsmünze in Berlin eine Erinnerungsmedaille nach dem Entwurf des Bildhauers Franz Beyer zur Ausprägung. Während die Vorderseite die Kopfbildnisse der beiden großen Staatsmänner Mussolini—Hitler zeigt, wird die Rückseite neben einer symbolischen Darstellung der Verbundenheit der beiden Weltanschauungen die Umschriftung: „Staatstreffen Berlin—Rom IX. 37 — V. 38" tragen. (Atlantic, Zander-K.)

**Der Führerbesuch im Spiegel der Weltpresse**

Die Schlagzeilen der gesamten Auslandspresse widmen sich nur den Ereignissen in Italien. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

**Grönland-Expedition Dr. Lauge-Koch mit Dornier-Wal gestartet**

Dr. Lauge-Koch (rechts) startete von Kopenhagen aus mit dem Dornier-Wal zu einer Polar-Expedition. Neben ihm der Oberbefehlshaber der dänischen Marine, Granchean. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

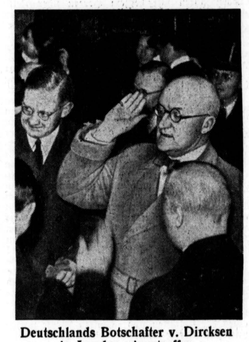


**Die neuen Mercedes-Rennwagen auf der Reise nach Tripolis**

Im Hafen von Neapel, das noch ganz im Zeichen des Führerbesuches stand, wurden die Rennwagen von Daimler-Benz für den „Großen Preis von Tripolis" verladen. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.)

**Mode in Hoppegarten**

Die neuesten Modeschöpfungen wurden in Berlin-Hoppegarten anläßlich des Kisaszony-Rennens gezeigt. (Schirner, Zander-Multiplex-K.)



**Deutschlands Botschafter v. Dircksen in London eingetroffen**

Der Nachfolger von Ribbentrops auf seinem Londoner Botschafterposten, Botschafter von Dircksen, traf in London auf dem Bahnhof Victoria-Station ein. (Presse-Photo, Zander-Multiplex-K.)

**Das „Lutine"-Gold soll gehoben werden**

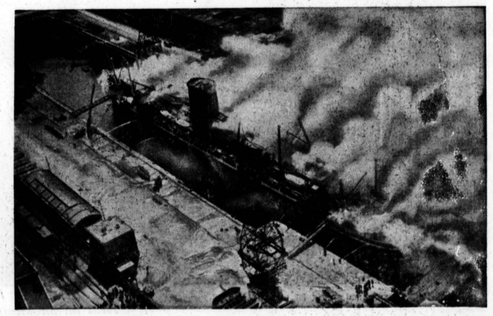
An der Stelle, wo bei der Insel Terschelling die vor 130 Jahren gesunkene englische Fregatte „Lutine" im Meere liegt, erhebt sich der vor zwei Jahren errichtete Taucherturm des Ingenieurs Bekkers, der versucht hatte, das im Wrack der „Lutine" befindliche Gold zu heben. Nachdem das Hebungswerk jetzt in Angriff genommen werden soll, muß erst der Taucherturm beseitigt werden, der unter Wasser in Stücke zersägt wird. Man hofft, die Arbeiten bis Ende Mai beendigt zu haben, um dann mit einer Baggermühle die Ausbaggerung vorzunehmen. — Unser Bild zeigt die Bergungsversuche, die im Jahre 1934 vorgenommen wurden. (Zander-Multipl.)

**Schwingen über Gibraltar**

Ein eindrucksvolles Bild von einem englischen Patrouillenflugzeug über der Schlüsselfestung Gibraltar während der Frühjahrsmanöver der englischen Flotte. (Associated Preß, Zander-Multiplex-K.)

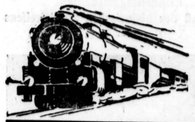
**Frankreichs schönstes Luxusschiff in Flammen**

Das 25 000 Tonnen große Motorschiff „Lafayette" eines der größten und schönsten Luxusschiffe der französischen Handelsmarine, steht seit dem 4. Mai, nachts, in Flammen. Trotz aller Bemühungen der Feuerwehr war es nicht möglich, das im Trockendock von Le Havre liegende Schiff zu retten. Der angerichtete Schaden wird auf rund 25 Millionen Mark geschätzt. (Presse-Hoffmann, Zander-Multipl.)



**Sir Mosley ging am 1. Mai in Londons Arbeiterviertel**

Unter starker Polizeibewachung demonstrierte Sir Oswald Mosley (Mitte) im Osten Londons. Wieder ging es nicht ohne marxistische Störungen ab, neun Personen wurden verhaftet. (Weltbild, Zander-M.)



# Deutschland ruft dich!

**Der „7. Tag" gibt Reise-Tips**

# Jugend auf großer Fahrt

## 2000 Jugendherbergen warten auf Deutschlands Jugend

*Durch rheinische Jugendherbergen, von Düsseldorf nach Rüdesheim*

Von unserm Berliner Vertreter Dr. Rudolf Vogel

### 120 unter 8 Millionen

Es bläst noch ein kalter Wind durchs Bergische Land. Tauwasser rinnt von den Bergwäldern zu Tal. Noch ist es zu früh für den großen Heerzug von Hunderttausenden deutscher Jungen und Mädels, die in diesem Sommer zur „Großen Fahrt" aufbrechen werden. Wer von uns sah sie nicht in früheren Lebensjahren mit heißem Herzen über Feldwege und Landstraßen hinter ihrem Fähnlein singend dahinziehen? Wohl gepackt der Tornister, dick der Feldbeutel, tausend Hoffnungen in der Brust! „Ach wer da mitfahren könnte" . . . Wir möchtens mit Eichendorff tausendmal mitsingen, denn diese kleine Schar auf großer Fahrt heißt für uns Erinnerung an die schönsten Tage unserer Jugendzeit. Auch wir haben einmal in kleinen und großen Gruppen kurz nach dem Kriege in langen Märschen die Heimat durchmessen. Aber wenn wir müde und erschöpft abends bei einer der damaligen Herbergen oder meistens Notherbergen ankamen, dann wurden uns stets die tollsten Ueberraschungen zuteil. Wir haben schon Mäuse und Ratten aus zerfressenen Strohsäcken gejagt, uns müßsam nach stundenlangem Marsch in Sturm und Regen eine Bettstatt bei einem Bäckermeister erbettelt oder vielleicht gar mit dem Fahrtenmesser unter dem Kopf neben allerhand Gesindel auf Heuböden von Gastwirtschaften für teures Geld und zu einem unruhigen Schlaf hingelegt. Und trotzdem! Wer von uns wollte diese Erinnerungen missen? Und wer von uns sieht nicht heute mit Freude im Herzen neidlos und glücklich die Hunderttausende auf unseren Spuren dahinwandern, wohlorganisiert, betreut und behütet, nachts in Herbergen untergebracht, die eines der stolzesten und schönsten Werke nationalsozialistischer Tatkraft, die einen hoffnungsvollen Anfang mit imponierender Energie aufnahm, darstellt.

### Größtes Herbergskonzern der Welt

Der Führer trug in dem stolzen Rechenschaftsbericht dieses Jahres vor dem Reichstag als eine der schönsten Ziffern die 2000 Jugendherbergen mit ihren 8 Millionen Uebernachtungen vor. Diese Ziffer schwillt jährlich automatisch an, denn diese 2000 Herbergen sind viel zu wenig. Wir wollen in Deutschland, so sangen ums Baldur von Schirach und der Leiter des Jugendherbergswerks, Obergebietsführer Rodath, im Abstand von 30 Kilometern, also einem Tagesmarsch, eine Herberge haben. Und da HJ.-Heime und Jugendherbergen vor allen in den kleineren Orten fast immer miteinander verbunden sind, und jeder Ort einmal in Deutschland sein HJ.-Heim besitzen wird, muß noch sehr, sehr viel geschehen. Hundertvierzig Herbergen sind in diesem Jahre im Bau. Diese Millionen erbringen die Beiträge der HJ. selbst, der 4-Mark-Jahresbeitrag der Mitglieder des Reichsverbandes, die Spenden von Kommunen, Gesellschaften, Unternehmungen. Nach Möglichkeit soll sich die Herberge, einmal gebaut selbst tragen. Das ist bei den 50 Großherbergen mit über 18 000 Uebernachtungen im Jahr nicht schwer, schwieriger aber bei den vielen kleinen Herbergen. Wir haben drei Klassen A, B und C, je nach der Uebernachtungsziffer. Die Kleinherbergen werden von Herbergseltern mit festen Rentenbezügen nebenamtlich geleitet. Die nächst größere B-Stufe hat schon hauptamtliche, verheiratete Kräfte als Herbergseltern. Den Betrieb der Großherbergen können nur Herbergseltern von ausgeprägten Qualitäten mit vielen Hilfskräften besorgen. Später noch ein Wort über Herbergseltern.

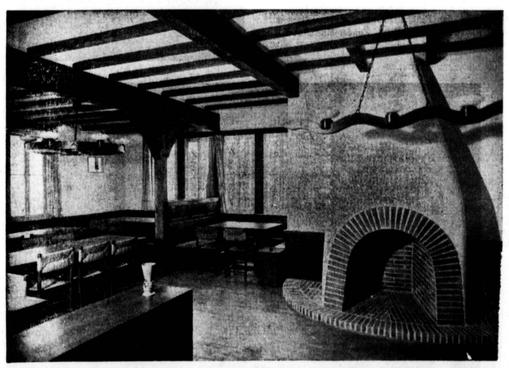
### Die Erschließung der Ostmark

Unsere Gespräche drehen sich wie unsere Sehnsüchte während unserer Fahrt von Düsseldorf den Rhein aufwärts nach Rüdesheim mehr als einmal um die heimgekehrte Ostmark. Der Reichsverband für Jugendherbergen hat das, was an Jugendherbergen in Oesterreich vorhanden war, rechtzeitig gesichert. Es war wenig, beinahe nichts! Und da hunderttausende von deutschen Jungen und Mädeln ebenso wie wir gern ihre große Fahrt nach Oesterreich machen möchten, wird der Anbrang ungeheuer und der Raum mehr als bescheiden sein. Sechs Herbergen sind sofort in Auftrag gegeben worden. Ein Tropfen auf den heißen Stein. Gerade um Oesterreichs willen muß das große Sammelwerk für das deutsche Jugendherbergswerk 1938 ein besonders gutes Ergebnis bringen, denn von seinem Ertrag wird das schönste Geschenk an die österreichische und an die innerdeutsche Jugend, das die Eltern den Kindern geben können, abhängen. Die Ostmark mit ihren unvergleichlich schönen Landschaften, ihrer idealen Verbindung von Wasser, Wald, Berg und Wiese wird das große Ziel der Sehnsucht der ganzen deutschen Jugend sein.

Eine wahre „Burg der Jugend" ist die Jugendherberge „Roomryke Berge"

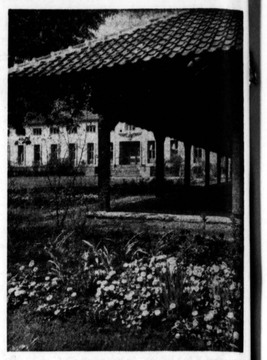
### Fahrtenbuch und Magenfahrplan

279 000 Jungen und Mädel brachen 1937 zur „Großen Fahrt" auf. Für 1938 sind jetzt schon 200 Sonderzüge und 16 Schiffe bereitgestellt worden. Die Fahrtenämter arbeiten seit Wochen mit Hochdruck. Sie arbeiten die zweckmäßigsten Routen aus, besorgen die Karten, holen Auskünfte ein, erteilen Ratschläge. Wir können nicht, so sagen sie mit Recht, in den wenigen deutschen Sommermonaten Hunderttausende auf einmal in einzelne besonders bevorzugte Wandergebiete, wie Ostpreußen, das Rheinland, Oberbayern etc., loslassen. Der große Strom wird gelenkt, um Ueberfüllung zu vermeiden und die Ernährung sicherzustellen und vor allem wenig erschlossene Schönheit der Jugend näherzubringen. Wir hatten bereits den Beginn einer eigenen Fahrtenbücherei in der Hand, kleine handliche Bändchen, die knapp und prägnant das Wichtigste über Geschichte, Landschaft, Eigenart und Bedeutung der betreffenden Wandergebiete aussagten. Der „Baedeker für die Pimpfe", das, was wir früher vergeblich gesucht hatten! Man kann auch nicht unseren Jungen, erst recht nicht den Mädeln, wenn sie in den Herbergen essen und nicht selbst kochen, tagelang, hintereinander dasselbe zu essen vorsehen, ohne das Behagen, die gesunde Freude am Essen nach langem Marsch und damit die Fahrt zu verderben. Darum der „Magenfahrplan" des Fahrtenführers. Merken wir uns diesen Namen, Fahrtenführer heute zu sein, das ist etwas ganz anderes als früher. Wenn die 1000 Mann-Züge der Bann sich in Bewegung setzen, fahren sie dahin, wie ehedem sorgsam ausgerüstete Kriegszüge, wohl begleitet von vortrefflich ausgerüsteten Feldküchen, dirigiert vom Ausgangspunkt der Fahrt aus von einer Zentralstelle.



Stilvoll, geräumig und sonnig ist es in der Staffel-Jugendherberge in Asbach/Westerwald

Photos (3): DJH.-Archiv)



Mit tief niedergezogenen Dächern, im Stil des niedersächsischen Hallenbaues, ist die „Dr.-Josef-Goebbels-Jugendherberge" in Düsseldorf errichtet.

### Das Schweinchen im Stalle

O, es spielt eine gewichtige Rolle heute im Zeichen des Vierjahresplanes auch in der Jugendherberge, denn was denken Sie wohl, welche Mengen an Abfällen in einer Großherberge mit 1 000 Portionen zu Mittag abfallen. Deswegen hat heute jede größere Jugendherberge auch ihren Schweinestall und in Neuß bei Düsseldorf trafen wir auf einen regelrechten Jugendhof mit Pferden, Kühen und Schweinen, beschützt von etlichen Bäumen. Herberge und Hof zu gleicher Zeit. Eine auskunftsweisende, vielleicht sogar ideale Lösung. Sie entstand mit ihrem Landbesitz zuerst aus der Notwendigkeit der Lebensmittelbeschaffung und Verwertung der Düsseldorfer Großherberge heraus, aber bald schwoll der Zustrom der landhungrigen Jugend so stark an, daß eine Herberge damit verbunden werden mußte.

### Im Rittersaal auf Burg Stahleck

Wir saßen in drei Tagen die schönsten und neuesten Jugendherbergen des Landesverbandes Rheinland. 700 Jungen und Mädel können in der weiträumigen, herrlich am freien Rhein gelegenen Dr. Joseph Goebbels-Jugendherberge in Düsseldorf übernachten, mit ihren nach niederrheinischer Art tief herabgezogenen Dächern, der vollendeten elektrischen Kücheneinrichtung und Bühnenlage, der architektonisch wundervoll gelösten Aufteilung in Schlaf-, Tages-, Wirtschafts- und Büroräume. Wir brausten mit unseren Autobussen frohgelaunt rheinaufwärts nach Bonn an der Wupper. Aus mächtigen Steinen und kräftigen Balken mit hohen Giebeln gefügt, schaut „Roomryke Berge" auf Burg an der Wupper mit seinen wunderhübschen Türmen und Gieseln und das schöne bergische Land zu seinen Füßen. Und dann ging es über Berge und Höhen zur „Peter Staffel-Jugendherberge" in Asbach, im Westerwald. Ein Wandgemälde im großen Tagesraum erinnert an die Schlacht am Asgidienberg, in der Peter Staffel, einer von den rheinischen Männern, die im Kampfe gegen die Separatisten fielen, sein Blut für die Heimat gab, zur Wahrung für die Jugend. 140 können hier übernachten.

Und dann ging es abends weiter über den Rhein bei Koblenz, vorbei am Ehrenbreitstein nach Brodenbach an der Mosel, einer Herberge, die schon in die Landschaft gestellt, bereits 1929 erbaut worden ist, während die drei eben genannten Herbergen zu den schönsten Schöpfungen von 1937 zählen. Wir fuhren am nächsten Morgen bei strahlendem Sonnenschein über die Berge nach Boppart und dann mit dem Dampfer rheinaufwärts, seine unvergleichlich schöne Fahrt, die vor und nach uns immer wieder hunderttausende von Menschen, großen und kleinen, Deutschen und Ausländern, ein Erlebnis bleiben wird, vorbei an den Burgen, den Städten, den Weinhängen, den Wäldern, dem rastlos rheinauf- und rheinabwärts brausenden Großschiffahrtsverkehr. Dann endlich öffnet sich nach Bingen die steile Schlucht der Berge und läßt den Blick weit offen über den Rheingau schweifen, den schönsten Garten Deutschlands. Und hier oben steht über Rüdesheim eine der größten und schönstgelegensten Jugendherbergen Deutschlands nahe beim Niederwalddenkmal. Wir sind dann bei sinkender Sonne wieder rheinabwärts gefahren, um mit Booten zu Schiff nach Bacharach zu landen. Wer von uns wird jemals in seinem Leben die Abendglut im Rittersaal von Burg Stahleck vergessen? Wer wird nicht immer wieder sich zurücksehnen, am Morgen auf dem Wehrgang zu stehen, mit dem Blick über das weite Rheintal zu seinen Füßen und den im Sonnenlicht gleißenden Strom des deutschen Schicksals drunten, mit der geschichtschweren Erinnerung an tausend Jahre deutschen Kampfes um diesen Strom, an die Tage, da hier auf Burg Stahleck ein Hohenstaufe eine Welfin heiratete und damit den Familienzwist beerdigt. Aus schweren Balken gefügt war die Decke des Rittersaales zu unseren Häuptern, aus massivem Eisen die Pfannen und die Bretter an Decke und an den Wänden, von farbigem Glas die Fenster. Welch eine Stimmung geistigen Altüberkommenen und dem, was das neue Leben von uns verlangt. Welch ein Ort, um dieser neuen deutschen Jugend die Vergangenheit näherzubringen, ihren Sinn für Geschichte zu weiten, für deutsches Schicksal und seine Lebensbedingungen und damit den tiefsten Sinn einer großen Fahrt zu erfüllen.



# Tiere in Not! – Wer hilft?

*Es gibt Tierkliniken und Tierhorte - Hunde und Katzen als mittellose Patienten Pensionäre, für die „Herrchen" gut zahlt*

Erst war das kranke Aeffchen scheu und ließ sich ungern anfassen; bald aber wurde es zutraulich und zu der Tierärztin sogar zärtlich und langte nach dem Apfel in ihrer Hand.

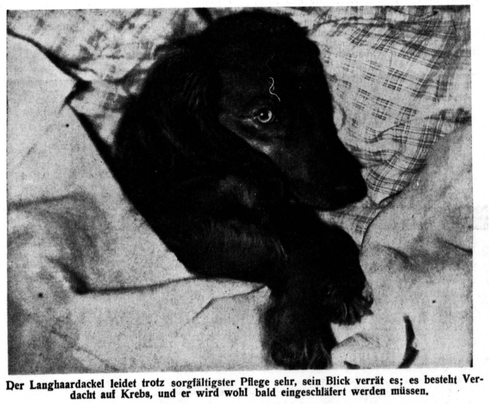
Als die Menschen in uralten Zeiten Tiere der Wildnis zu Haustieren machten, machten sie sich selber dabei zum Schicksal von zahllosen Wesen in allen kommenden Jahrtausenden. Diese zu Haustieren gewordenen Geschöpfe der Freiheit konnten so fortan nicht mehr selbst ihr Leben gestalten und sich auch nicht mehr selber helfen; sie waren auf Gedeih und Verderb einer fremden Macht ausgeliefert, die alles von ihnen nahm und sich mit ihrer Hilfe eine Kultur aufbaute. Darum ist es nur billig, wenn Menschen versuchen, Tieren etwas zuliebe zu tun und ihnen zu helfen. Solche Hilfe ist an tausend Stellen nötig; am meisten braucht sie das kranke und das heimatlos gewordene Tier, das ja doch nie wieder Tier der Wildnis werden kann.

Ein krankes Haustier kann oft nicht zu Hause behandelt werden, deshalb sind nicht nur Tierärzte, sondern auch Tierkliniken notwendig. Wenige Menschen wissen, was sie bedeuten, denn wenige verstehen etwas von kranken Tieren. Eine Tierklinik ist ein Ort der allerernstesten und oft erschütternden Erlebnisse. Welcher Schmerz und welche Angst wird dort durchlitten, meist lautloses, manchmal in Qual aufschreiendes Leiden — und oft ein schweres und rührendes Sterben!

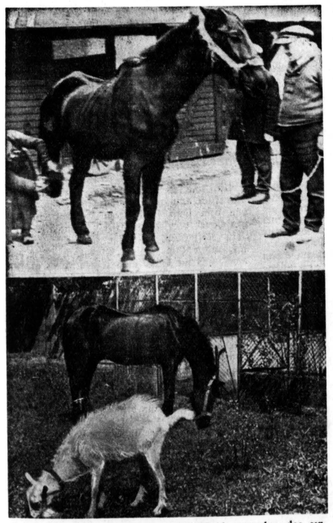
Eine Katze mit einer inneren Geschwulst streicht leise klagend am Gitter ihres Käfigs entlang; ein fieberndes Aeffchen hockt zusammengeduckt da, den Kopf fast auf den Knien. In einem großen Vogelhaus wartet eine Taube auf Heilung ihres verletzten Beinchens; ein riesiger Hund mit einer Harnruhr liegt still am Ofen, ein kleiner, mit einem dicken Brustwickel, trippelt ganz munter im Raum umher und sucht Unterhaltung. Im Isolierzimmer liegen die Staupekranken oder die Diphtheriepatienten oder die mit Typhus. Fast immer jener Arznei, oder wie schrecklich der Fieberdurst ist oder die Atemnot . . . Eine einzigartige Beziehung kann zwischen dem berufenen Arzt und dem kranken Tier entstehen.

Unzählige Male kann der Arzt aber auch nichts anderes tun, als ein Leben auslöschen, das nur noch Leiden sein würde oder das niemand mehr pflegen will. Immer wieder begegnet ihm das überzählige, verstoßene, verlassene Tier. An der öffentlichen Beratungsstelle im Tierhort Berlin — um das als ein Beispiel zu geben — werden täglich wenigstens zehn Katzen getötet.

Der Tierhort ist die große Sammelstelle für heimatlose Tiere einer Stadt, verbunden mit einer Auskunft und einem Heim. Jeder größere Tierschutzverein sucht einen derartigen Hort einzurichten, weil ohne ihn ein wirklicher Tierschutz unmöglich ist.



Der Langhaardackel leidet trotz sorgfältigster Pflege sehr, sein Blick verrät es; es besteht Verdacht auf Krebs, und er wird wohl bald eingeschläfert werden müssen.



Zu einem elenden Klepper war das Pferd geworden, das einmal ein edles Rassetier war; schon nach drei Wochen sorgfältiger Pflege hatte es etwas von der alten Gestalt zurückgewonnen, und das Fell glänzte wieder ein wenig.

Ein Besuch in einem Tierhort oder -heim ist ein ergreifendes Erlebnis. Wenn man an den Katzenkäfigen entlang geht, strecken sich einem lauter kleine Pfoten durch die Gitter entgegen, die einladen, daß man streicheln soll oder gar ein Spielchen machen. Und die Hunde in der anderen Abteilung — sie stehen an die Stäbe gedrängt, wedeln, wollen heraus und mitgehen, — heraus, heraus! Ein überwältigendes Angebot von Bereitschaft zur Liebe! Aber einige liegen finster in der Ecke, zu traurig und verstört, um sich zu bemühen.

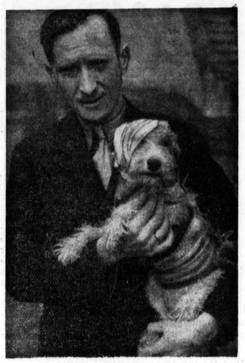
Das Tierheim ist Durchgangsstation. Es soll seine Gäste so lange beherbergen, bis sie gut untergebracht werden können; wenn sich niemand findet, der sie aufnehmen will, werden sie schließlich schmerzlos getötet. Es steht unter der Aufsicht des Arztes oder einer Tierärztin — wie in Berlin — die dort poliklinisch arbeiten.

Wer für Tiere in Not zu sorgen hat, der weiß, was für ein Segen ein gutes Tierheim ist! Auf unseren Hof kommt schreiend vor Hunger eine Katze. Sie wird verjagt, sie darf keinesfalls bleiben. Oder jemand hat uns buchstäblich auf der Straße ein Kätzchen „in die Hand gedrückt". „Machen Sie damit was Sie wollen!" Die Tiere sind eigentlich schön; wenn wir Zeit hätten, sie herauszupflegen, würden wir gewiß Leute finden, die sie haben möchten. Wir bringen sie einstweilen ins Tierheim. Ein jammervoll vernachlässigter Laubenhund ist seinem Besitzer fortgenommen worden; für einen anderen kann niemand die Steuer bezahlen. Das Tierheim nimmt sie auf. Es sind schon andere beschlagnahmte Tiere da: Hühner, Kaninchen, aus winzigen, schmutzigen Gelassen endlich befreit. Aber das Heim nimmt noch ganz andere Gäste! Ein Mäusebussard kam —, weiß der Himmel, wo man den her hatte! — ein Igel wurde abgegeben, ein Waldkauz, eine Schildkröte, ein Rabe, eine junge Füchsin. Und einmal war große Freude, als ein armes, mißhandeltes Pferd in das Heim einzog. Nach drei Wochen guter Pflege war es soweit, daß es zu leichter Arbeit auf das Gütchen eines Siedlers gegeben werden konnte, der es im Heim gesehen und liebgewonnen hatte. Es war eine der vielen edlen, zarten Pferde, die im Alter verelenden und in immer schlechtere Hände kommen. Ueberraschend schnell war es wieder schön und glänzend geworden.

Damit bedürftigen Tieren das Heim offen stehen kann, braucht es daneben zahlende Pensionäre. Es ist ja auch dringend notwendig, daß es ein paar gute Tierpensionen in jeder Stadt gibt, in denen verreisende oder erkrankte Tierbesitzer ihre Freunde gut aufgehoben wissen. Und so erscheinen denn dort mancherlei Luxustiere: Hunde, die im Auto vorgefahren kommen, Edelkatzen, Aeffchen, Papageien. Manche von ihnen sind schon Stammgäste und gehen sicheren Schrittes auf den Eingang zu. Manche wieder leiden so sehr an Heimweh, daß sie trotz ihres behaglichen Lagers, ihres hübschen Auslaufes und der Spielstunden im Freien, trotz liebevoller und aufmerksamer Betreuung nicht einen Tag lang g'lücklich scheinen.

Es ist unendlich schwer, ein Tierlein zu leiten, daß es ein Segen würde für die, denen es helfen soll! Tierschutz verlangt viel Wissen und Können und nüchterne Urteilskraft ganz ebenso wie Unerschrockenheit und ein heißes Herz. Wo das aber einmal vereint ist, kann etwas Wunderschönes entstehen, ein Ort, an dem der Mensch gegenüber dem Tier einmal nicht der Nehmende, sondern gütiger Geber ist, und darum ein Ort, an dem man trotz alles Mitleidens auch froh werden kann!

Julie Schlosser.



Der kleine Drahthaarterrier war so krank, daß er getötet werden sollte, der Leiter des Heimes hat ihn gesund gepflegt, nun darf er ihn behalten.

(Bilder: Historischer Bilderdienst, Archiv)

Der kleinen Katze ist die Pfote stark gequetscht, und sie muß einen Verband haben; sie hält still, als verstünde sie, worum es geht.

**Reise in das italienische Imperium**

# Libyen, die Schule der Kolonisatoren

*Sonderbericht von einer Libyen-Reise unseres Berliner Vertreters Dr. Rudolf Vogel*

## Das britische Herrschaftsprinzip

Die Engländer haben in den 130 Jahren ihrer Herrschaft über Malta zivilisatorisch Bemerkenswertes geleistet. Die Straßen sind vorbildlich, die Sauberkeit überall ist unübertrefflich, die Verkehrsmöglichkeiten billig und zahlreich. Ich sah kaum irgendwo in der Welt in einer Stadt von der nur mäßigen Einwohnerzahl Maltas derartige Massen von Autobussen und Wagen. Wir sahen ein neues Riesenhospital, das wie ein Wolkenkratzer einen ganzen Stadtteil beherrschte. Und doch . . . wie kommt es, daß der größte Teil dieser doch sicherlich intelligenten und lebhaften Malteser hier nicht lesen und schreiben kann? Wie kommt es, daß der weitaus größte Teil dieser Menschen ärmlich gekleidet geht, daß sie augenscheinlich in großer Armut leben, obgleich das Leben an sich, an den Preisen gemessen, erheblich billiger als in Italien, geschweige denn in England ist, weshalb denn auch nicht wenige Engländer in dem milden gleichmäßigen Klima und dem billigen Lebensstandard hier ihre Rente verzehren.

Ganz offensichtlich verfolgten die Engländer auch hier ihr altes Herrscherprinzip. Sie verhinderten sich zuerst mit dem Feudaladel der Insel, unter denen der bekannte Lord Strickland eine so große, man kann ruhig sagen, beherrschende Rolle spielt, sie kümmerten sich bis vor kurzem wenig oder gar nicht um die sozialen Verhältnisse. Die kleinen Pächter und Landarbeiter mochten ohne Schulunterricht auskommen und ihr Leben unter harten Pachtbedingungen fristen. Für England bedeutete Malta nicht die Existenz von 230 000 Maltesern, sondern der Besitz einer strategisch unvergleichlich gut gelegenen Sperrfestung in der Mitte des Mittelmeeres mit einem ausgezeichneten Hafen, einem großen Arsenal mit Riesendock zum Ausbessern der Kriegsschiffe.

Und bis zum Ausbau der italienischen Luftwaffe besaß Malta eine unzweifelhaft beherrschende Stellung im Mittelmeer. Es war die Burg, die große Seefestung der starken englischen Mittelmeerflotte, die von hier aus, von einem strategischen Mittelpunkt, östliche und das westliche Mittelmeer beherrschte.

## Kleine Insel Pantellaria

Aber dann eroberten die Italiener Libyen gegenüber von Malta. Sie eroberten 1911 auch zugleich Rhodos an der kleinasiatischen Küste. Und sie legten auf den Inseln rings um Rhodos, auf Leros, einen überaus starken Kriegshafen an. Sie bauten an der engsten Stelle des Mittelmeeres zwischen Sizilien und Tunis die kleine Insel Pantellaria, ein bis dahin fast vergessenes, wildes vulkanisches Felseiland zu einer neuen Sperrfestung aus, die Malta gegen den Westen, gegen Gibraltar, absperrte. Und man sagt, daß es von Pantellaria aus möglich sei, das Mittelmeer auch gegen U-Boote restlos so abzusperren, wie die Italiener die Adria in der Straße von Otranto während des Weltkrieges absperrten. Man ist ja heute soweit, ganze Meere mit Stahlnetzen abzusperren, so wie Fischer kleine Meeresbuchten mit ihren Netzen zusperren mit allen Fischen darin. Und dann kam der Spanienkonflikt und der Autenthalt italienischer Freiwilliger auf der Insel Mallorca. Dann kam die Entsendung eines zweiten Korps nach Libyen.

Das ist das Problem Malta, aber auch zugleich das Problem der englischen Mittelmeerherrschaft. Für England ist das Mittelmeer wenn auch eine unendlich wichtige Strecke des Weltreiches, der kürzeste Weg nach Indien. Für Italien ist das Mittelmeer die Lebensfrage! Das ist der Unterschied. Darum ist in Rom und in London verhandelt worden, wenn auch diese an sich so wichtigen Verhandlungen durch die Ereignisse in Wien ein wenig in den Hintergrund traten.

Aber diese Problemstellungen zweier Großmächte ersten Ranges lassen fast vergessen, daß auch 230 000 Malteser als völkische Minorität ihr Recht auf Selbstverwaltung geltend machen. Sie besaßen hundert Jahre hindurch ihre eigene Verfassung, ihre selbstverwählten Volksvertretungen. Sie erhielten kurz nach dem Krisse so etwas wie eine „Dominienverfassung" mit eigener Regierung und Unter- und Oberhaus. Aber in den Zeiten der englisch-italienischen Spannung verschwand dies alles unter der harten Faust Englands, dem die Unabhängigkeitsbestrebungen der Malteser eine Bedrohung eines der wichtigsten militärischen Punkte des britischen Weltreiches zu sein scheinen. Und in solchen Lagen wissen nüchtlich habe. in London feierlich anerkannte Werte und Worte wie Selbstregierung und Selbstbestimmungsrecht verzweifelt wenig. Und hierum mußte die Malteserjugend plötzlich englisch in den Schulen lernen, hörte die Verfassung über Nacht auf zu existieren, wuchsen neue Befestigungen aus dem Boden, türmten sich beim Hafeneingang die deutlich sichtbaren eisernen Gitter gegen die U-Boote. Und so drohten eine Zeitlang trotz der brausenden Sonne, der lachenden See, der weißen Häuser schwere Schatten über dieser Insel, Schatten wie in jenen Zeiten: da diese Insel in den Kämpfen zwischen Römern und Karthagern, Arabern und Normannen, Türken und Malteserrittern, Franzosen und Engländern Brennpunkt war.

## Frühling in Tripolis

Hatten wir uns so Tripolis vorgestellt? Eine blendend weiße, funkelnagelneue Stadt am Meere, üppige Hotelneubauten, Riesenpalmalleen, moderne, mächtige Hafenanlagen, Fabriken, in der Mitte, ein wenig die Stadt überragend, die bizarren Formen eines alten Kastells und dahinter irgendwo die charakteristischen Wipfel einiger Dattelpalmen, schlanke Minaretts in der glasklaren Luft des kühlen Morgens.

Polizisten halten in dem Gewimmel von wilden, zerlumpten Gepäckträgern, die sich auf unser Gepäck stürzen und es zu unserem Raume irgendwohin verschleppen, eisern Ordnung. Endlich hat man seinen Paß wieder zur Hand, den man in Italien und erst recht in seinen Kolonien unendlich oft abgeben muß. Man findet das Gepäck vor dem Zoll wieder. Italienische Kolonien werden zolltechnisch wie Schiffe als Ausland betrachtet. Wie oft unsere Koffer mit grüner, weißer und roter Kreide bemalt worden sind, wieviel Steuerstempelmarken man da aufklebte, konnten wir am Ende kaum noch übersehen. Man nimmt einen der lächerlich billigen Fiaker mit einem malerischen Araber mit Turban auf dem Kopf. Ein paar unbeschreibliche Kehllaute und dann geht's mit Gepolter durch den Staub der Hafenanlage, später auf blühplanten Asphalt hinein zunächst in die Altstadt und dann in die völlig italienische, breitangelegte und mit vielen Prachtbauten geschmückte Neustadt. In einem rapiden Tempo wird Tripolis, wie überhaupt der ganze Küstenstreifen von Libyen, italienisiert, ein Prozeß, dem bevölkerungspolitisch eine um so größere Bedeutung zukommt, als im benachbarten Tunis weit über 100 000 Italiener als Kolonisten leben, mehr als das Doppelte der ansässigen Franzosen.

Uns fiel in Tripolis das Buch eines bekannten französischen Sahara-Reisenden und Malers in die Hände, der Vergleiche zwischen den französischen Kolonien und Libyen zieht. Ein Satz sagt alles: „Die Italiener haben in sechs Jahren ihrer Herrschaft zivilisatorisch mehr erreicht, als die Franzosen in 60 Jahren, vor allem eins: Sie haben trotz blutiger Kämpfe vorher sich die Araber zu Freunden gemacht."

Wir haben einige Empfehlungen an das Amt des Generalgouverneurs. Man empfängt uns denkbar zuvorkommend. Wenige Minuten später schon steht ein Auto mit einem liebenswürdigen Presse-Attaché, Leutnant Bernardi, zu unserer Verfügung. Was man tun kann, geschieht, um den deutschen Journalisten in wenigen Tagen einen Ueberblick über Tripolis und seine Umgebung zu verschaffen.

**Sehen wir uns die Karte an:**

Angehörige der italienischen Libyendivision, die den berühmten Marsch von Assab nach Mogadiscio quer durch Abessinien im Abessinienkrieg mitmachten. (Photo: Dr. R. Vogel)

## Die Kolonie Libyen

wird durch die Bucht von Syrte geographisch in zwei Hälften gespalten, Tripolitanien und Cyrenaica. Zwischen den beiden Stirnbuckeln liegt nichts als Wüste und hinter einer 60 km langen Randzone in Tripolitanien und Cyrenaica harrt des Reisenden gleichfalls nichts als Fels und Sand. Man kann die wenigen Wasserplätze in diesem Lande, das beinahe doppelt so groß als Italien selbst ist, außerhalb der Küste an den beiden Händen abzählen. Ja, es gibt im Fezzan, einem breiten Wüstenstreifen im Innern, hunderte von Kilometern Weges, die nicht einmal mit Kraftwagen wegen des Flugsands, sondern nur mit dem Kamel oder dem Flugzeug zu erreichen sind. Inmitten dieser unendlichen Wüstenzone von über 1000 km Länge liegen verstreut einige Oasen mit meistens bitterem Wasser, das ein Europäer kaum trinken kann. Dort erheben sich jene rätselhaften Oasenstädte, die heute zwar wie Gadames, schon von Touristen besucht, aber sonst nur in wochenlanger mühevoller Reise erreicht werden können.

Jener kurze, fruchtbare Küstenstreifen von 60 bis 100 km Tiefe, östlich und westlich der Bucht von Syrte, kann leicht durchmessen werden, ist von wundervollen Autostraßen erschlossen, die wir zum großen Teil nach alten Richtungen hin durchfahren haben. Es führen auch schon einige Kleinbahnen in das Innere. Unmittelbar an den Toren treffen wir schon auf das, was wir uns eigentlich unter Tripolis vorgestellt hatten. Lange Reihen schwerbeladener Kamele, geführt von malerischen gestimmten Arabern, trotten am Rande der Automobilstraße in unerschütterlicher Ruhe dahin. Tief verschleierte Frauen und halbwüchsige Jungen treiben ein paar Schafe und Ziegen vor sich her, wilde Hunde umkreisen mit Gebell den adenteuerlichen Aufzug. Bisweilen kommt auf elegantem Araberpferd, prächtig mit Silber und Gold, Sattel und Zaumzeug verziert, aber ohne Waffen, ein arabischer Edelmann dahergeklappert. Bilder wie aus der Bibel, zeitlos und unverändert.

## In den Oasenorten rings um Tripolis

wuchern beinahe die Palmen, oft drei bis vier schlanke Stämme aus einer Wurzel entspringend, glückt das Wasser, aus den artesischen Brunnen fleißig geschöpft, in den Bewässerungsanlagen nächst üppiges Gras, gedeiht das Gemüse und das Getreide. Hier ist jener, schon an arabische Begriffe von Wohlstand, erinnernde Zustand erreicht, in dem das Leben unendlich angenehm und leicht dahinfließt, meistens Tschai schmaubend, schwatzend und zuschauend im Schatten von Palmen und Häuservorsprüngen unter freiem Himmel verbracht wird. Schon die Art der Araber, sich in ihre weiten schutzumweisen Umhänge gehüllt, hinzukauern, hat etwas Endgültiges in sich. Da, wo er sitzt, geht er ungern weg. Er sitzt mit Würde, beinahe bewegungslos, ob klein oder groß, Gesichter wie aus Stein geschnitten, von hellstem Weiß bis zum tiefsten Negerschwarz, viele ehrwürdige weiße Patriarchenbärte unter den farbigen Turbanen. Niemals fehlte aber eine Zigarette oder eine Pfeife. Dazu langst es immer.

Wir sind durch die Elendsiedlungen angesiedelter Nomadenstämme gegangen, rings am Rande der großen Städte. Sie hausen mit ihrem dürftigen Vieh unter Wellblech und Kistenbrettern und tausendmal geflickten Zeltbahnen, umweben von altem Schutt und Gerümpel, Blechkanistern und aufgebäuftem, getrocknetem Dornengebüsch in einer beinahe unfaßbaren Armut — aber sie sind glücklich, soweit wir es zu übersehen vermögen. Wenn sie arbeiten wollen, finden sie Beschäftigung, um dieses lächerlich Wenige zum Lebensunterhalt zu verdienen: Ein bißchen Brot, von einer schönen, dunklen Sorte, ein paar Datteln, Zwiebeln, Anis, Knoblauch, Melonen, eine Winzigkeit Fleisch und viel, viel Wasser. Und . . . Zigaretten! (Fortsetzung folgt)

# Sachen machen die Leute, Sachen...

*Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:*

Irgendwo in Kanada gelüstete es einen auf die schiefe Bahn geratenen jungen Mann, sich dadurch aus allen Kalamitäten und aus allem finanziellen Unglück zu befreien, daß er sich auf den Weg machte, um in der Stille einer sehr reichen Frau Juwelen zu stehlen. Soweit ist die Sache durchaus nicht neu, und wenn es bei dem Diebstahl als solchem geblieben wäre, dann würden wir nicht Veranlassung nehmen, darüber zu berichten. Aber dieser Diebstahl hat einen Haken, und zwar einen urkomischen Haken. Der junge Mann, dem es übrigens gelang, unbemerkt in das besagte Wohnhaus einzudringen, schien offensichtlich unter einem schlechten Gedächtnis zu leiden. Wie schlecht das Gedächtnis in Wahrheit gewesen ist, entdeckte die Polizei sofort, nachdem sie alarmiert war. Man fand nämlich einen abgelegten Ueberrock des Einbrechers. Anfangs durchsuchte man das Kleidungsstück, um Anhaltspunkte für die Personalien des nächtlichen und unerbetenen Gastes zu bekommen. Wie groß aber war die Ueberraschung, als man aus den Taschen die Juwelen hervorzauberte! Der Dieb hatte sie samt dem Rock vergessen. Wenn doch alle Diebe so zerstreut sein wollten! . . .

*

Wenn einer vom Himmel fällt und im Anschluß an dieses Ereignis sofort ins Kino geht, so zeugt dies nicht nur von großem Glück, sondern geradezu unverschämt dicken Nerven. Uebrigens ereignete sich dieser Zwischenfall in England. Ein englischer Pilot, der sich seine Bahnen zog und im übrigen als forscher Flieger galt, hatte Pech. Der Motor seiner Maschine setzte aus, die Lage drohte katastrophal zu werden, es gab keine andere Rettung als . . . wenn sich der Fallschirm nur geöffnet hätte! Aber er tat es nicht! Und so stürzte der Pilot wie ein Bleiklotz zur Erde nieder. Daß der Flieger trotzdem unversehrt auf einem Telefonmast landete, soll besonders unterstrichen werden, da der Leser andernfalls geneigt sein könnte, an der Glaubwürdigkeit des Chronisten ernste Zweifel zu hegen. Aber der Pilot blieb nun einmal unversehrt! Und jetzt wird die Geschichte erst richtig: Der vom Himmel gefallene Mann ging nämlich in das nächste Kino, begeisterte sich an Greta Garbo und steuerte erst nach Verlauf von zwei Stunden in aller Seelenruhe an ein Telefon, um seinem Klubleiter mitzuteilen, daß er, der Pilot, unversehrt sei. Natürlich hat es eine riesige Zigarre gegeben. Man war nämlich schon hart daran zu glauben, daß der Flieger ganz einfach im Erdboden verschwunden sei. Sachen machen die Leute! Sachen . . .

*

Es gibt Männer mit einem Dickkopf, es gibt auch Männer mit noch ganz anderen Köpfen, aber einen Mann mit einem Glaskopf, den dürfte es zweifellos nur in Budapest geben. Der Glaskopf war so zustande gekommen: Géza, so heißt unser Freund, hatte zum Leben schon seit einiger Zeit ein sehr merkwürdiges Verhältnis. Es war ihm alles Wurst, und es blieb ihm alles wurst. Als bedenklich empfand es Géza lediglich, wenn von dem sonst so heiteren Himmel ein Regenschauer herniederprasselte. Dann öffnete er sein Köfferchen, entnahm ihm ein Glasgefäß und füllte dieses Glasgefäß über den Kopf. Wenn Géza auch keinen allzu großen Ehrgeiz hatte, Chronik zu machen, als verhältnismäßig unbescholtener Wanderer ein „Dach" über dem Kopf zu haben, wollte er sich nicht nehmen lassen. Wahrscheinlich hätte man ihm auch seitens der Polizei diesen harmlosen Spaß weiterhin gegönnt, wenn Géza nicht vor 14 Tagen auf einer Bank im Park aus lauter Uebermütigkeit einen Einfall gehabt hätte. Da mußte man ihn — die Vorschriften wollten es so — ganz einfach mit zur Wache nehmen. Aber auch hier wäre alles glatt abgelaufen, wenn nicht der Fall, für diesmal sogar der blinde Fall, sein böses Spiel getrieben hätte. In die ehrsame Polizeistube flog nämlich durch das geöffnete Fenster ausnahmsweise unverschuldeterweise ein Fußball mit dem einzigen Ziele, der auf der Straße ihr Spiel trieben. Dieser Fußball traf den Glaskopf des Wanderburschen so unglücklich, daß er, und zwar der Glaskopf, in tausend Scherben zerplitterte. Géza aber, — das hat er nun von seiner merkwürdigen Passion — mußte für einige Zeit ins Krankenhaus, wo er noch heute liegt, weil es der Wunden gar zu viele waren . . .

Xaver Xanten



9

In solchen Tagen, wenn die Holzfäller beisammen hausen müssen, stundenlang ohne Möglichkeit, sich zu unterhalten — werden alle Gemüter wild. Streit, Liebe, blutige Kämpfe werden als selbstverständlich angesehen. Es ist die Zeit, in der der Führer des Lagers sich zu bewähren hat. Von seiner Fähigkeit, die rauhen Männer zu beherrschen, hängt sein eigenes Leben ab, und das Leben seiner Leute steht auf dem Spiel.

Der kanadische Tischler und Holzfäller Drummond, der die Anstellung in seinem Lager für jeden der Bewerber von der zustimmenden Beantwortung einer der vier Fragen abhängig machte: Können Sie singen? Können Sie ein Instrument spielen? Können Sie ein Augenblick vergessen, daß der Kampf ausgetragen werden muß. Das ist ihm wichtiger als das Geld, das ihm Lowren angeboten hat, um unser Lager zugrunde zu richten."

„Also — was plant er?" fragte John. „Wissen Sie Näheres?"

Nels nickte. „Einer von den Jungens war oben in Whisky-Fall. Er wollte Ihnen natürlich nichts erzählen, aber oben reden sie darüber. Bart trinkt stärker als je zuvor. Er sagt, es wird Ihnen nichts nützen, wenn Sie auch die Königs-Kiefern niederlegen. Er wird Sie schon erwischen, sagte er, ob es ihm gelingt, die Arbeit hier zu vereiteln oder nicht. Das erzählt er ganz offen. Er kann die Zunge nicht halten, wenn er so säuft wie in der letzten Zeit. Was werden Sie da machen?"

„Nichts. Ich kann nichts anderes tun, als Barts nächsten Zug abzuwarten."

„Ich wüßte schon, was man tun könnte," meinte Nels. „Wollen Sie mir erlauben, mit Bart und seiner Bande ein für allemal aufzuräumen? Es gibt einen Weg! Sie müssen nur „Ja" sagen."

„Was meinen Sie damit?"

„Was ich damit meine? An Ihrer Stelle würde ich den Jungens ein paar Worte darüber sagen, wie Wah Song versucht hat, Miß Pegan zu entführen. Das ganze Lager würde hinaufsagen, würde Wah Song und Bart aufknüpfen und den Platz in Grund und Boden brennen. Das ist die sicherste Waffe, die Sie gegen Bart haben. Ich kenn' die Jungens, ich weiß, wie sie losgehen, wenn sie die Geschichte mit Miß Pegan erfahren. Sie brauchen nur ein Wort zu sagen, und morgen früh ist Whisky-Fall ein brennender Trümmerhaufen."

Eine Last schien von Johns Schultern zu fallen, während er zuhörte. Er hielt also nun die Waffe in Händen, mit der er den Feind niederringen konnte. Er wußte, was Nels sagte, war richtig. Die Holzfäller würden Whisky-Fall wirklich aufbrennen. Man durfte sich viel erlauben in den Wäldern, aber eine solche Geschichte endete hier mit einem Lynchverfahren.

„Nein," sagte John nach kurzem Nachdenken. „Ich werde es doch nicht tun."

„Warum nicht?"

„Wenn Bart etwas hier unternehmen will, handelt es sich um einen Kampf zwischen mir und ihm. Und ich will außerdem nicht, daß Miß Pibodys Name mit dieser Sache etwas zu tun hat."

„Mein Gott, es wäre doch nur vernünftig," beharrte Nels. „Bart wäre sicher nicht so wählerisch im Auslichen seiner Mittel wie Sie, darauf können Sie wetten. Curly Joes Arm ist wieder heil. Na, Curly Joe kann nicht an Wolf John heran, weil der im Bett ist, aber er kann auf Sie losgehen. Was meinen Sie dazu?"

„Es ist Ihre Aufgabe, für das Lager Wildbret zu schießen und ein Auge auf Curly Joe zu haben," sagte John. „Für das übrige lassen Sie mich sorgen."

„Verstehen Sie noch immer nicht? Curly Joe wird Sie einfach bei nächster Gelegenheit über den Haufen schießen!"

„Sie dürfen ihm eben die Gelegenheit nicht lassen," lachte John. „Ich habe genug Vertrauen zu Ihrer Schießkunst, Nels, und kann mir daher erlauben, Mut zu haben."

Nels schüttelte den Kopf: „Das ist nicht der richtige Weg," brummte er. „Der andere wäre richtiger. Aber Sie haben denselben harten Kopf wie Wolf John. Sie gehen doch nie ohne Ihre Büchse aus dem Lager, hoffe ich? Sonst werden Sie noch den Tag erleben, wo Sie nicht so sorglos darüber reden?"

John lachte über Nels blutdürstige Prophezeiungen. Er nahm sich nicht die Zeit, den Ernst seiner Lage völlig zu erfassen. Er war besessen von seiner Aufgabe, die Arbeit in den Königs-Kiefern zum Erfolg zu führen.

*

Eines Tages hörte man eine häßliche Geschichte über Whisky-Fall. Bart hatte sich besoffen und in seiner glühenden Wut einen Mann niedergeschossen. Um Gras wachsen zu lassen über diese Geschichte, war er fort von Whisky-Fall nach Spirit-Lake gegangen. John atmete erleichtert auf, als er davon hörte. Ohne ihren Führer würde die Bande nicht wagen, etwas zu unternehmen.

Und dann begann Bart durch Curly Joe seinen Trumpf auszuspielen. Seitdem Nels gehört hatte, daß Curly Joes Arm wieder hergestellt war und daß man ihn wieder auf der Jagd gesehen hatte, hatte er darauf geachtet, immer an Johns Seite zu sein, während dieser seinen Rundgang bei der Mannschaft machte. Jeden Morgen stand er auf, noch bevor die Mannschaft wach war, und bei Tagesanbruch machte er einen Rundgang von einer halben Meile um das Lager. Seine scharfen Augen suchten den Schnee nach Spuren ab, die die Anwesenheit eines lauernden Feindes verrieten.

Eines Abends kam Govin, der nun mit dem verletzten Arm in der Schlinge die Proviantladungen führte, mit zwei Stunden Verspätung im Lager an. Er war beinahe erfroren, und es bedurfte langer Abreibungen, Ofenwärme und einiger Tassen schwarzen Kaffees, bevor er sprechen konnte.

„Sie haben mir das Gespann abgeschossen!" waren seine ersten Worte. „Zwei Schüsse — bang, bang — und beide tot!"

Als er zusammenhängend sprechen konnte, erzählte er dann die ganze Geschichte. „Es war ungefähr vier Meilen weit — unterhalb der Gabelung, wo der Weg nach Whisky-Fall hinaufführt. Ich hab' den Gäulen ein bißchen Rast gegönnt, damit sie besser den Hügel raufkommen. Das Gespann stand mit den Köpfen gesenkt da, und ich stopfte mir gerade eine Pfeife. Nicht eine Seele war zu sehen, so wahr mir die Heiligen helfen mögen. Plötzlich! Da kommt von rechts ein Schuß, und das Handpferd fällt zu Boden. Das andere steigt auf, ein zweiter Schuß — und da liegt es auch da. Nicht eine Seele war zu sehen. Die Heiligen mögen mir helfen. Ich steige ab und lehe mir die Gäule an. Beide durch den Nacken geschossen, und beide manlotot. Ich laufe in den Wald zu der Stelle, woher die Schüsse gekommen waren. Ich war zu wütend! Und da — schaut mal her —" er nahm seine schwere Wollkappe ab. Ihre Spitze zeigte einen sauberen Durchschuß, „da blieb ich stehen. Stellt euch vor, ich hätt' die Kappe fester über'n Kopf gezogen? Es ruht ein Fluch auf mir, glaub' ich; zuerst die Sache mit dem armen Donovan und jetzt die armen Gäule. Und ich hab' den Teufel, der's getan hat, nicht mal zu Gesicht bekommen."

„Den braucht man gar nicht zu sehen," sagte Nels. „Das war Curly Joe. Der Schuft schießt auf Pferde!"

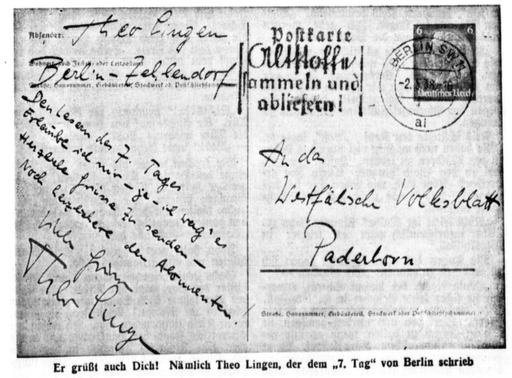
Die Leute, besonders die Fuhrleute, brummten und fluchten. Wie alle Männer, die mit Pferden arbeiten, empfanden sie einen instinktiven Haß gegen Leute, die mutwillig Pferde mißhandeln oder töten. Das Gespann hatte auch einem Paar starker, alter Maultiere bestanden; es waren ausdauernde, freundliche Tiere gewesen, die viele Jahre in den Ställen der Company gestanden waren.

„Na, Boß, was sagen Sie jetzt?" fragte Nels und trat an John heran. „Curly Joe hat den Kampf eröffnet. Werden wir antworten — oder werden wir zusehen und uns alles gefallen lassen?"

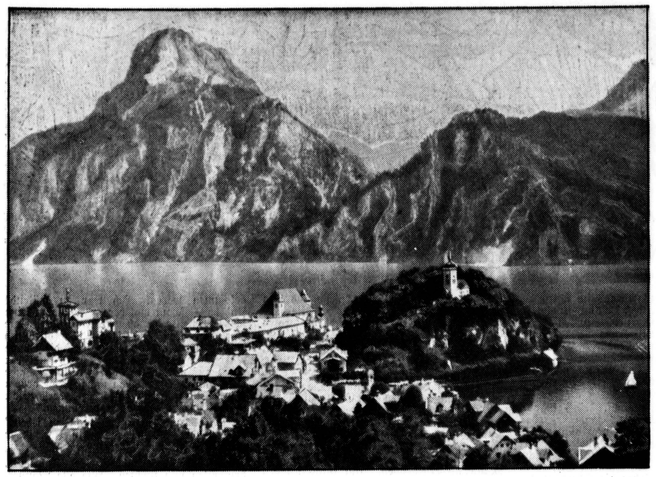
„Wir holen vor allem die Ladung herein," sagte John ruhig. „Govin, nehmen Sie ein Gespann und bringen Sie den Proviantschlitten herauf. Jungens, wer kommt mit auf eine Fahrt im Sturm?" An die zwanzig junge Burschen meldeten sich. John wählte drei Mann aus außer Nels. Und in wenigen Minuten brach der Schlitten vom Lager auf. Jeder Mann hielt die Büchse in der Hand.

„Werden keine Gelegenheit haben, sie zu gebrauchen," sagte Nels. „Curly Joe treibt sich kaum bei der Ladung herum. Nach seiner Heldentat wird er sicher, so rasch er konnte, nach Whisky-Fall zurück sein. Wir müssten also dorthin."

Seine Vorhersage war richtig. Der Schlitten stand auf der Straße, wie ihn Govin verlassen hatte. Die Pferde lagen übereinander neben der Gabelung, wo der Weg nach Whisky-Fall hinaufführt. Ich hab' den Gäulen ein bißchen Rast gegönnt, damit sie besser den Hügel raufkommen. Das Gespann stand mit den Köpfen gesenkt da, und ich stopfte mir gerade eine Pfeife. Nicht eine Seele war zu sehen, so wahr mir die Heiligen helfen mögen. Plötzlich! Da kommt von rechts ein Schuß, und das Handpferd fällt zu Boden. Das andere steigt auf, ein zweiter Schuß — und da liegt es auch da. Nicht eine Seele war zu sehen. Die Heiligen mögen mir helfen. Ich steige ab und lehe mir die Gäule an. Beide durch den Nacken geschossen, und beide manlotot. Ich laufe in den Wald zu der Stelle, woher die Schüsse




Er grüßt auch Dich! Nämlich Theo Lingen, der dem „7. Tag" von Berlin schrieb



**Traunkirchen am Traunsee**

Ein herrlicher Landschaftsblick im Salzkammergut

(Presse-Hoffmann, Zander M.)

ziehen. Trotz des Blizzards gingen sie nur murrend zurück.

Während die Leute wüteten, war Johm anscheinend ganz ruhig. Aber der Anblick der toten Pferde hatte ihn nicht weniger getroffen. Dieser feige Ueberfall mußte gerächt werden. Aber augenblicklich bewegte ihn nicht der Gedanke, daß die Pferde meuchlerisch getötet waren, wichtiger war die Sorge, die Arbeit könne leiden, wenn sich derartige grausame Ueberfälle wiederholten. Sollte Curly Joe seine Schießerei auf Pferde fortsetzen, dann war das Lager innerhalb einer Woche arbeitsunfähig — sofern man ihm nicht Einhalt gebot.

Der Weg ins Lager zurück führte geradewegs gegen den Blizzard. Der Schnee — kleine, gefrorene Kügelchen — prasselte wie Schrot gegen ihre Gesichter. Immer wieder verfing sich der heulende, kreischende Wind in ihren Mackinaws. Und ringsum kämpfte er mit den Bäumen und mühte sich, sie zu Boden zu schleudern. Totes Geäst, Wurfgeschosse des Sturms, brach mit Krachen herab und kam pfeifend durch die dunkle Nacht. Aber wie Riesen, ihrer Stärke vertrauend, schwankten die Föhren nur ganz leicht. Sie schienen der Böen zu spotten, die sie anfielen.

So war der Norden! Grausam und unbarmherzig. Er schlug die Schwachen nieder und erlaubte nur den Starken, fortzuleben. Es war das alte Gesetz einer kampfdurchtobten Weite. Johm fühlte es, während er dahinfuhr und über die Aufgabe grübelte, der er gegenüberstand. Es gab nur einen Ausweg. Man mußte Curly gegenübertreten, und Curly Joe selbst hatte die Kampfweise diktiert: Einer von ihnen mußte weichen.

*

„Nels", sagte Johm ruhig, als sie das Lager erreichten und die Leute die Ladung in den Baracken verstauten. „Kommen Sie einen Augenblick ins Büro." Als sie allein waren, sagte er: „Wir müssen diesem Zustand ein Ende machen. Sonst haben wir hier umsonst gearbeitet. Wir müssen uns diesen Curly Joe holen. Ich möchte nicht, daß einer von den Leuten was damit zu tun hat. Sie und ich, wir beide, genügen vollkommen." „Sie Boß, haben damit nichts zu tun", erwiderte Nels brummend. „Bleiben Sie nur im Lager. Ich gehe morgen hinaus und erledige die Sache allein."

„Nein. Ich möchte es nicht so erledigen, wie Sie meinen. Ich möchte ihn nur warnen, das ist alles. Verstanden? Wenn wir ihn fassen, so können wir ihn im Lager einsperren, bis wir Gelegenheit haben, ihn wegen der Pferdegeschichte ins Gefängnis zu bringen."

Nels schüttelte den Kopf. „Boß", sagte er. „Sie haben noch mächtig viel über das Leben in den Wäldern zu lernen. Lassen Sie mich frei in den Wald hinaus. Curly Joe ergreifen? Aber Boß, wie haben Sie sich das gedacht? Ich könnte nicht mal in Schußweite kommen."

„Nicht leicht im Walde", stimmte Johm zu. „Aber wahrscheinlich wäre es leichter in Whisky-Fall."

Die Augen des alten Mannes zogen sich zu Schlitzen zusammen: „Sie glauben —"

„Heute Nacht, bei diesem Sturm, erwarten sie sicher keine Besucher in Whisky-Fall. Sie werden wahrscheinlich Joes Erfolg feiern. Zwei von uns werden genügen, sie alle in Schach zu halten, wenn es mir gelingt, sie zu überraschen. Bart ist fort. Wenn er einmal aus dem Weg geräumt ist, werden die oben uns nicht weiter belästigen. Auch Bart wird sich's zweimal überlegen, mit uns anzubinden, so lange Joe in unseren Händen ist. Was meinen Sie dazu?"

Nels hielt seine Hand hin. „Das ist die tollste Sache, die ich je in diesen Wäldern erlebt habe", sagte er, „aber ich halte mit".

„So ist's recht. Bringen Sie ein paar Repetierbüchsen und Munition. Aber ohne, daß die Jungens was davon erfahren, verstanden? Legen Sie die Gewehre in den Kutter und kommen Sie dann wieder her."

Als das Lager im Schlummer lag, gingen Johm und Nels zu den Ställen hinüber. Sie spannten einen Traber vor den Kutter, und langsam und ruhig fuhren sie aus dem Lager. Die Glocken hatten sie vom Geschirr entfernt.

Das Wetter war fürchterlich. Man mußte mit gesenktem Kopf gegen den Sturm ankämpfen und den Mund fest geschlossen halten. Eine kurze Strecke unterhalb von Whisky-Fall lenkten sie das Pferd in einen geschützten Winkel am Ufer, hüllten es in doppelte Decken und banden es fest an. Vom Boden des Kutters nahm Nels die in Decken gehüllten Repetiergewehre. Er versuchte sie in der Dunkelheit, um sich zu vergewissern, daß jedes eine Patrone im Lauf hatte und fünf im Magazin. „Alles in Ordnung", sagte er. Er reichte Johm das eine Gewehr; dann gingen sie weiter.

Als die Lichter der Siedlung vor ihnen auftauchten, bewegten sie sich geduckt und stumm vorwärts, bis sie dem Rande der Siedlung nahe kamen. Dort warfen sie sich zu Boden. Sie konnten jetzt trotz des Schneesturmes die einzelnen Gebäude unterscheiden. Es war eine flaue Nacht für Whisky-Fall. Es gab weder Musikgerassel noch Gläserklingen noch Gelächter.

„Wir haben die richtige Nacht gewählt", flüsterte Nels. „Ihre Hunde werden bei diesem Wetter in den Hütten liegen."

„Wir müssen herausfinden, in welchem Hause Curly Joe ist", flüsterte Johm.

Geduckt und mit schußbereitem Gewehr machten sie sich daran, die offene Fläche zu queren. Sie waren auf halbem Weg, als in Wah Songs Haus plötzlich ein Hund zu bellen begann. Die Witterung hatte dem Tier verraten, daß sich ein Fremder näherte. Johm und Nels warfen sich flach in den Schnee. Einen Augenblick später öffnete sich die Türe von Wah Songs Haus, und ein Mann trat ins Freie. Seine Gestalt hob sich scharf vom hellen Licht des Raumes ab. Johm fuhr zusammen, als er die Hünengestalt und das Mördergesicht von Curly Joe erkannte.

„Nichts da!" brummte der Mann in der Tür. Er fluchte auf den Hund und schloß die Türe wieder. „Los!" flüsterte Nels. — „Los!" sagte Johm. „Wir haben Glück!"

Sie krochen weiter bis unter die Dachrinne des Hauses. Dann standen sie zu gleicher Zeit auf, stießen die Türe auf und sprangen hinein. Die schußbereiten Gewehre bielten mit den schwarzen Mündungen den ganzen Raum im Schach. „Hände hoch!" „Vorwärts — Hände hoch!"

Johm hatte zuerst gerufen. Nels Worte folgten wie ein grimmiges Echo.

Sechs Leute befanden sich im Raum. Links, hinter der Bar, stand ein Mixer. Am Ende der Bar lehnte Wah Song, mit einer dicken Zigarre im Munde. Eine Frau in einem roten Kleid stand neben ihm. An einem der Pharotische stand der Bankhalter und rollte eben eine Zigarette. Rechts, in der Nähe des Ofens, stand Curly Joe. Eine junge Indianer-Squaw saß neben ihm.

Wah Song, auf den Johns Gewehr gerichtet war, und Curly Joe, den Nels abdeckte, warfen sogleich ihre Hände hoch. Die anderen folgten. Sogar der Armstumpf Wah Songs reckte sich in die Höhe.

„Kein Grund zur Aufregung", sagte Johm, als seine Augen von einem zum anderen gingen. „Wir sind nicht hergekommen, um zu kämpfen. Wir wollen nur Curly Joe holen. Er hat heute unser Gespann niedergeschossen. Er kommt jetzt mit uns, um verhört zu werden."

Joe wollte den Mund öffnen. „Keine Widerrede", sagte Johm. „Wir sind gekommen, Sie zu holen. Dabei bleibt es; niemand rührt sich! Nels, geben Sie rüber und binden Sie ihm die Hände. Ich halte die anderen im Schach. Hände hoch! Vorwärts, Nels!"

Wah Song hielt seine Hand hoch über den Kopf, aber sein fettes Gesicht war genau so ausdruckslos wie in einer geschäftigen Nacht, wenn er, den Coltrevolver an der Hüfte, die Menge beherrschte. „Sie wollen mich nicht auch fortführen?" fragte er lässig.

„Ich will, daß Sie dort stillstehen — und Ihre Hand oben hochhalten. Und —"

Plötzlich krachte ein Schuß. Curly Joe war hinter die Squaw gesprungen und feuerte zweimal zwischen den Sprossen des Sessels auf Nels. Johm sah, wie Nels auf die Knie fiel. Er feuerte seine Ladung gegen Curly Joes Hand, gerade als sie sich ausstreckte, um einen dritten Schuß abzufeuern. Dann drehte er sich um, aber in diesem Augenblick traf ihn ein furchtbarer Schlag in der linken Schulter und warf ihn zu Boden.

Er war bekäubt, aber er verlor nicht das Bewußtsein. Er sah, daß Wah Song hinter die Frau im roten Kleid gesprungen war und von dort feuerte. Er sah das breite Gesicht des Chinesen hinter dem roten Kleid, verlieh das Gesicht zu zielen, über das Gesicht war schon wieder verschwunden.

Eine gelbe Hand mit einem Revolver streckte sich vor und feuerte auf ihn, als er sich auf dem Boden vorwärtsrollte und auf die Frau zutaumelte. Sofort griff er nach der Hand, die den Revolver hielt.

Er zog Wah Song aus seiner Deckung hervor. Und dann donnerte ein Schuß hinter ihm, und Wah Song fiel über ihn hin wie ein Kornsack.

„Schade hoch! Ihr anderen!" Es war Nels Stimme, die den Barmann und Pharospieler warnte.

Johm stieß Wah Song von sich, er erhob sich wankend. Er fühlte sich elend und sah alles nur wie durch einen Nebel. Wah Song lag auf seinem Gesicht. Curly Joe war am Handgelenk verwundet, der Barmixer und der Pharospieler hielten ihre Hände hoch. Alles das war also anscheinend ganz in Ordnung.

Er blickte auf Nels. Dieser war noch immer auf den Knien. Er bemühte sich vergeblich, aufzustehen. In seinem bleichen Gesicht war ein Ausdruck von Ueberraschung und Hilflosigkeit. Aber er blelt wie ein Jäger sein Gewehr im Anschlag.

„Getroffen?" — Nels ließ kein Auge von den beiden Leuten, die er überwachte. Johm hob sein Gewehr. Bei der Bewegung verspürte er einen schmerzhaften Schlag an der Seite. „Zählt nicht", sagte er und trat an Nels Seite. „Getroffen?"

„Fort, Boß", sagte Nels. „Nennen Sie um Ihr Leben. Die ganze Siedlung wird gleich da sein. Laufen Sie zum Kutter."

„Und Sie?"

„Schon recht. Laufen Sie, los!"

„Können Sie nicht aufstehen, Nels? Mein Gott! Warum stehen Sie nicht auf? Wo sind Sie verwundet?"

„Weg da! Fort von hier!" fuhr ihn Nels an. Aber er hielt seine Leute scharf im Auge. „Ich höre sie schon kommen. Warum stehen Sie noch da? Sind Sie wahnsinnig? So laufen Sie doch!"

Johm warf ihn über seine rechte Schulter. Das Gewehr hielt er in der Linken. So ging er rasch hinaus.

„Sie Narr!" schrie Nels. „Lassen Sie mich hier und laufen Sie! Los! Da — da kommen sie schon!"

Eben kamen aus den anderen Häusern Männer herbeigelaufen. Johm wich langsam zurück, blieb stehen und hielt sie mit der Büchse im Schach.

„Verdammt! Umdrehen!" schrie Nels. „Ich kann über Ihre Schulter schießen, während Sie laufen! Laufen Sie geradeaus so rasch wie möglich, sonst werden wir umzingelt!"

Johm machte kehrt und lief dem tobenden Sturm entgegen. Würde es ihm gelingen, die Lichtung zu kreuzen und den Wald zu erreichen? Nels' Gewehr knallte hart an seinem Ohr. Er hörte einen Schrei und den Lärm splitternden Glases. Nur noch wenige Schritte, und wieder feuerte Nels. Johm deckte sich hinter einer breiten Föhre und hielt keuchend an. Schüsse kamen von den Häusern her, schlugen ringsum in die Stämme ein.

„Sie Narr! Lassen Sie mich runter! Oder sind Sie total verrückt?"

Nels feuerte zwei rasche Schüsse über die Lichtung hin und lud dann in der Deckung des dicken Baumstammes seine Büchse.

„Allein hätten Sie noch eine Chance gehabt. — Aber jetzt sind Sie verloren. Sie werden uns drankriegen!"

Johm feuerte zwei Schüsse ab, einen in der Richtung des oberen Endes der Siedlung und den zweiten gegen den Eingang von Wah Songs Haus. „Und jetzt weiter", sagte er, nachdem er wieder geladen hatte. Er hob Nels wieder auf seine Schulter und lief tiefer in den Wald hinein.

Sofort ging das Schießen von den Häusern her neuerlich los.

Johm ging in Deckung. Wieder belegten Nels und er die ganze Fläche mit einer Reihe von wohlgezielten Schüssen. Wieder hob er seine lebendige Last auf den Rücken und lief immer tiefer in den Wald.

Und dann hörte das Schießen von den Häusern her plötzlich auf. Johm suchte als Deckung einen besonders großen Baum, ließ Nels dahinter nieder und lehnte sich schwach, nach Atem ringend, gegen den Stamm. Er fühlte sich sehr elend.

„Sie Narr!" brummte Nels, als er Johm stöhnen hörte. „Sie sind ja getroffen — schwer getroffen —"

Johm kam wieder zu sich. Er wußte, er war in der linken Seite verwundet, aber die Wunde konnte nicht so schwer sein, sonst hätte er nicht Nels über die Lichtung tragen können.

„Wir müssen zum Schlitten kommen", sagte er hartnäckig. „Alles ist in Ordnung, wenn wir den Schlitten haben. Wo kann er stehen?" fragte er, verwirrt durch den Sturm.

„Geradeaus links", sagte Nels. „Aber Sie gehen allein, Boß — und laufen Sie, so rasch Sie können!" Wieder hob ihn Johm auf, ohne ein Wort zu verlieren und ging weiter.

Er fand im Dunkeln glücklicherweise das Flußufer. Er stöberte eine Menge geschützter Stellen auf, jede schien die gesuchte zu sein. Aber nirgends war der Kutter zu sehen, und so taumelte er weiter.

„Da!" sagte er endlich und erkannte den Platz, neben einem großen Felsen.

Er eilte hin. Aber in der Dunkelheit und im Schneesturm konnte er kaum zwei Yard vor sich sehen. Er mußte sich zu dem Baum vorwärtstasten, wo er das Pferd angebunden hatte.

Er fand den Baum. Dann berührte seine suchende Hand das Seil, das zweimal um den Stamm gewickelt war. Und dann sah er, was vom Leitseil übrig war. Ein Stück, etwa einen Fuß lang, baumelte im Wind.

Johm setzte Nels sorgsam auf den geschützten Felsblock. „Nels", sagte er dann ruhig. „Das Pferd ist ausgebrochen, das Schießen muß es erschreckt haben."

Der Schneesturm umheulte die beiden. Sie blickten sich ruhig an, ohne zu sprechen.

„Da haben Sie's, Boß. Sie werden jetzt doch allein gehen müssen", sagte Nels nach einer Weile. „Folgen Sie den Spuren, das Roß trabt sicher den kürzesten Weg ins Lager zurück. Los, verlieren Sie keine Zeit. Ich bleibe hier — bis mich die Indianer holen kommen. Auf Wiedersehen, Boß!"

Er hatte Johm am Abend im Büro seine Hand gegeben, als sie gemeinsam aufbrachen, aber jetzt machte er keine Bewegung, dasselbe zu tun. Ein kurzes Nicken und „Auf Wiedersehen" — das sollte der ganze Abschied sein. Johm ließ sich neben ihm im Schnee nieder, wo der Wind nicht so eisig daherkam. „Unsinn!" sagte er. „Wo sind Sie getroffen — bluten Sie stark?"

(Fortsetzung folgt.)



# Welt der Frau

## Der Mutter Fest / *Von Peter Dörfler*

**Peter Dörfler, der unlängst seinen 60. Geburtstag feierte, erzählt in seinem Buch „Dämmerstunden" (Herder, Freiburg, Leinen 3,20 Mark) vom frohen Wettstreit der Kinder, der Mutter Liebes mit Liebem zu vergelten. Die Mutter hatte auf ihrer Reise auf den kargen Zehrpfennig verzichtet, um den Kindern Kirschen mitzubringen. Nun trachten sie, auch ihr ein Fest zu bereiten.**

Des Vaters Worte vom Vergelten hatten die Beschämung über die leichthin genossenen Kirschen in den Kindern so sehr geweckt, daß jedes für sich in der Stille einen Vergeltungsplan ausheckte. So war eine Verschwörung gegen die Mutter angestiftet, ehe die Verschwörer sich über die verschiedenen Pläne nur aussprechen konnten. Zunächst mußte sie sich auf das Ratapfe legen. Der Eifer der Mädchen war so groß, daß die Mutter schließlich jeden Widerspruch aufgeben mußte. Kissen wurden zurechtgerichtet, die Stube verdunkelt, der Hund aus ihr entfernt, und schließlich gingen die Kleinen auf den Zehenspitzen davon, gleich als hätte die Mutter schon zu schlafen begonnen. Bald lag das Haus still wie eine Klause im tiefsten Bergwald. Nur die Mäher rauschten und Vögel flogen um das Fenster. Nach einiger Zeit bellte der Spitz, da er eine Katze auf den Baum gejagt hatte und seine ohnmächtige Wut stärker war als alle Beschwichtigungsversuche seines Herrn. Aber die Mutter hörte es nicht mehr. Sie saß im Traume in einer feinen Kutsche. Diese glitt sachte durch das Sommerfeld, und schließlich war es seltsamerweise, als säße sie auftatt in der Kohlenpfanne im Rauchfaß und würde hin- und hergeschwenkt und angenehm von kühler Luft umhaucht. Eine Hummel, die an das Fenster taumelte, genügte ihrem Traum, um ihr den ganzen Kirchenchor, den sie heute gehört hatte, vorzumusizieren.

Schließlich schlief sie ganz traumlos. Als sie endlich erwachte, war es ihr, als sei sie noch immer auf dem Feste. Es brauchte einige Augenblicke, bis sie sich zurechtfand. Wer da erschrak sie. Schon war die Sonne von den Fenstern weggeschlichen. Nur die Höhen beschien sie noch mit rötlichem Licht. Es war Abend geworden. Sofort wurde in ihr das hausfrauliche Pflichtgefühl rege: Stall- und Küchengeschäfte drängten. Die jungen Tiere heischten sie und verlangten um diese Zeit mit dringlichem Geschrei nach Trank. Sie wunderte sich, daß dies heute noch nicht geschah, heute sich jedoch, in dem Stall zu kommen. Als sie aber an die Tür trat, fand sie diese verschlossen. Sie klopfte: „Macht auf!" Aber von drinnen kam Antwort: „Verbotener Eingang für Festgäste! Wir dürfen durchaus nicht öffnen!" So ging denn die Mutter, zufrieden vor sich hinmurmelnd, zu ihrem ureigensten Reich, der Küche. Aber siehe da, selbst dies unbestrittene Wirkungsfeld war für sie gesperrt. Sie erblickt an der Tür die gleiche Antwort wie am Stall, so daß die Verschwörung nun offen zutage lag: „Verbotener Eingang für Festgäste!"

Die Mutter verband die Absicht, lächelte und ging zum Garten, um nach den Apfelbäumen zu sehen. Aber da wäre sie beinahe auf Bernhard getreten, der unter einem alten Breitäster im Schatten lag und mit der Katze um die Wette des Schlummers pflog. Der Spitz, der die Mutter von ferne erschnuppert hatte und freudebellend herzurannte, weckte ihn.

„Bist du nicht zu den Kameraden?", fragte sie.

„Mir ist heute meine Ruh lieber als Bier", erwiderte er, und man sah es dem schlechten Schauspieler an, daß er sich noch traumseliger stellte, als er war.

Die Mutter merkte, daß auch er ein Verschwörer war. Das freute sie noch mehr als der Eifer der Mädchen. Denn der Bernhard war nicht von weicher Gemütsart. Er ließ sich sonst nicht leicht aus Weise und Vorhaben werfen.

Da sie das wohl wußte, gab sie ihm weder ein lobendes noch ein tadelndes Wort und fragte nur nach dem Vater.

Der saß pfeifenrauchend im Gartenhäuschen. „Ahal Wohl! Auch er, auch er! Wie fein! Wollen sich alle nichts schenken lassen. Ohne eine Gegengabe anzubieten! So feinfühlend ist er nicht immer gewesen! Die Bierbank bedeutet sonst eine Macht für ihn!"

Auf dem Tisch des Gartenhäuschens stand ein Teller aus grünem Blattwerk und darauf prangen frische, köstlich duftende Himbeeren im Glanze der Reife und Saftfülle. Staunend schaute die Mutter auf die lockende Herrlichkeit. „Woher kommt das? Wer hat es hergebracht?" Aber ehe sie die Fragen über die Lippen bringen konnte verriet ihr Pauls schlecht unterdrücktes Lachen die Spender. Der Bub hatte sich im Laubwerk versteckt, um sich von daheimlich an Mutters Ueberraschung zu weiden. Aber Freude, Ruhmsucht und Ungeduld waren nicht zu bändigen gewesen. Als ihn das Lachen verraten hatte, brach er hervor, hüpfte und sprang und sprudelte heraus: Das ist für dich! Und ich und die Bärbel . . . und ich und ich, wir haben sie gepflückt, und das ist für die Kirschen, und du sollst sie allein . . . Und ich hab' sehr viel geschwitzt, und guck diese Dornen in den Fingern, und ich und . . .!"

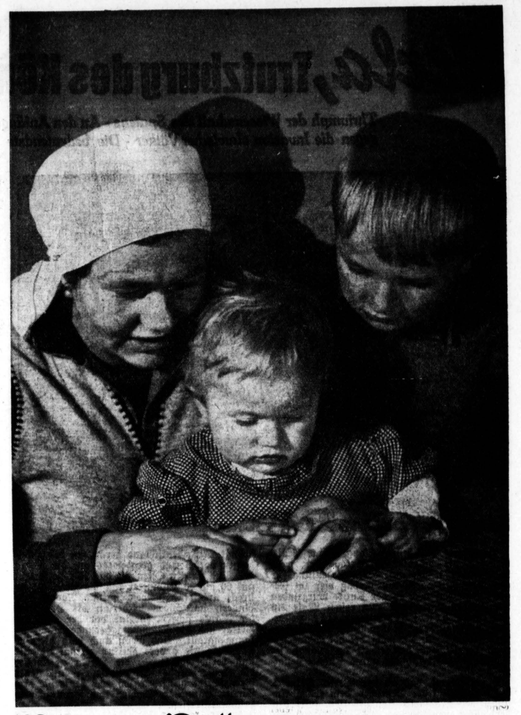
Endlich verließ ihn der Atem, und in die Pause hinein vermochte die Mutter ihre Verwunderung und ihre Freude endlich anzubringen: „Aber Kinder, heut war doch niemand im Wald! Ihr seid allein hinausgegangen! Und seid doch müd gewesen von der Woche her!" Aber nun mußte sie kosten und sich die frischen Beeren munden lassen.

Sie sträubte sich; aber der Vater erklärte: „Wir werden doch unserem Festgast nichts vergessen! Greif zu! Oder getraust du dir etwas Gutes nicht zu essen?"

Alle weigerten sich der Reihe nach standhaft, sich auch nur ein Beerlein in den Mund stecken zu lassen; sogar Paul kniff seine Lippen zu, als ihm die Mutter eine kleine Gabe aufdrängen wollte; doch währte diese Heldenhaftigkeit nur so lange, bis alle Zuschauer ihre Blicke wegwendeten. Dann nahm er den Preis für vergossenes Blut mit dankbarem Schmeicheln hin. „Ich will nimmer verschlafen sein!" beteuerte er. Nächstes Jahr geh' ich mit zum Fest, und wir fahren zusammen Karussell, bis daß wir daheim sind."

Auf einmal kam Afra mit frischem Linnen, breitete es auf den Tisch, legte einen silbernen Löffel und köstliches Besteck hinzu und stellte drei Teller übereinander auf. Feierlich ging sie weg. Dann erschienen die großen Mädchen und brachten feines Gebäck, süße Tunke und duftenden Kaffee. „Dem Festgast, dem Festgast!" erklärten sie der verlegenen, sich sträubenden Mutter. Vergeblich lud diese die anderen ein, mitzuhalten. Sie weigerten sich, bis endlich der Vater alle zusammenrief. Und sie aßen und tranken lachend und glückselig. Ei, sieh", rief auf einmal Paul, „was die Mutter rote Bäckiein hat!"

Als nun Vater und Kinder auf die Glückliche hinschauten, errötete diese wie ein Mädchen, und ihre Wangen färbten sich noch feiner. „Heut sieht man dir endlich das Fest an", erklärte der Vater. „Und ich mein', da wir nicht feiern konnten, ist es zu und zu gekommen." Die Mutter lachte mit, wehrte ab und ließ doch alles geschehen.



**Mutter im Dolke** Gesicht und Hände sind von harter Arbeit gezeichnet; dennoch strahlt ihr Wesen mütterliche Güte und ein Lächeln blüht um ihre Züge, wenn die Schar ihrer Kinder zu fröhlicher Kurzweil um sie versammelt ist.

Aufn. W. Engel.

## Jeder Sonntag ein „Muttertag"

*Die Hausfrau braucht dringend Tage der Erholung*

Immer niedlich, immer heiter,
Immer lieblich und so weiter
Stets natürlich, aber fein,
Nun das nächt ich, wär gemein

„Wie die Hausfrau sein soll"
von Goethe.

Ja, welche Hausfrau wäre nicht diesem Ideal gern nahe gekommen und welche Familie wäre nicht glücklich, eine solche Mutter an der Spitze des Hauses zu haben? Und doch sieht die Wirklichkeit oft so ganz anders aus. Da es heute viel mehr niemals zur Ruhe kommende, überlastete Hausfrauen gibt als solche, die in heiterer Gelassenheit ihren Pflichten nachkommen und dann noch Zeit finden, sich „lieblich, niedlich und heiter" den Ihrigen zu widmen.

Schuld an diesen Zuständen, die oft zu einer ernsten Gefahr des Familienlebens werden, ist neben schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen die Tatsache, daß bisher kaum jemand, und im allgemeinen die Hausfrau selbst nicht, auf den Gedanken gekommen ist, daß sie ebenso wie jeder andere Mensch ein Anrecht auf tägliche vollkommene Ruhestunden hat, in denen sie sich körperlich erholen und geistig auffrischen kann, und daß dieses Stündchen-dendsiestliegen, auch wenn die Arbeit an sich nicht immer schwer ist, ihre Kräfte und damit alle Anmut und Heiterkeit notwendigerweise aufsaugen muß. Wer von den Angehörigen denkt zum Beispiel daran, daß die Hausfrau sonntägliche Ruhe und Erholung dringend nötig hat bei ihrem einförmigen Leben, das täglich die gleichen, unabweisbaren Pflichten bringt, vielleicht natürlicherweise mehr als Mann und Kinder? Denn diese haben zum wenigsten doch die Abendstunden für sich, die die Mutter oftmals noch mit Ausbessern, Vorarbeiten für den kommenden Tag und ähnlichen Arbeiten aufbringen muß, die sie niemals zu einem freien, loralosen Aufatmen kommen lassen. Wer hat sich schon klar gemacht, daß für sie der ermüdliche Sonntag keineswegs eine so reine Freude bedeutet wie für den Hausherrn und die Kinder? Denn wie sieht im allgemeinen der Sonntag einer Hausfrau aus, die allein wirtschaftet? Während die Familie die verlängerte Ruhe genießt, die sich oft weit in die Vormittagsstunden hinein erstreckt, muß die Mutter wie jeden Morgen, oder gar noch früher, aus dem Bett, um für die sonntägliche Mahlzeit zu sorgen. Wenn sich der Vater nach dem Mittagessen gemütlich mit einer Zeitung in die Ecke setzt, die Kinder zu Büchern greifen, auf den Sportplatz gehen oder sich sonst nach Neigung beschäftigen, hinsichen sich vor der Mutter Berge von Geschirr in der Küche und ist sie noch so schnell und übermüdet tapfer die Mühsiehl, die auch ihr in den Gliedern liegt, so kann sie doch froh sein, wenn sie zur Kaffeestunde fertig ist, zu der sich die Ihrigen wieder einzufinden haben. Kommt dann gar noch Besuch, so soll sie sich als gastfreie Hausfrau diesem widmen, und so führt sie fort. Eine Ausnahmlichen Pflichten zu erfüllen, bereitet den Kaffeetisch, das Abendbrot und ist abends die letzte, die zur Ruhe geht, bis alles wieder weggeräumt ist.

Seit Jahren feiern wir den „Tag der Mutter", aber es kann niemals der Sinn dieser Veranstaltung sein, daß mit solch einem festlichen Tage aller Dank und alle Rücksicht abgegolten ist. Es mag der Mutter Freude, Nein, wer wirklich Verständnis für ihr stilles Walten, ihr tägliche Aufopferung hat, die ihr selbst viel zu selbstverständlich ist, um sie Aufsehens davon zu machen, im Grunde aber doch eine Summe von täglicher Selbstdisziplin verlangt, gegen die die Anforderungen so manchen Berufs nur Spielerei sind, der weiß, daß sie zuerst ein Anrecht auf einen ruhigen Sonntag hat, der sie einmal ganz über den Alltag hinaushebt, soll ihr anders Frische und Spannkraft erhalten bleiben.

Mag am Sonntag die Familie so lange schlafen wie sie will, aber es sollte eine Selbstverständlichkeit sein, daß jeder sein Bett selbst macht, sein Zimmer selbst in Ordnung bringt. Im Winter sollte abwechselnd eins der Familienmitglieder das Heizen übernehmen, damit auch die Mutter einmal ordentlich ausschlafen kann. Tischdecken, das Abräumen, Geschirrspülen nach dem Essen, sollte gemeinsam besorgt werden, um der Mutter die nötige Mittagsruhe zu ermöglichen, damit sie den Nachmittag mit den Ihrigen frisch genießen kann. Dann wird die Familie bald sehen, daß eine solche Zusammenarbeit, bei der es sich fröhlich plaudern läßt und bei der man das Ziel schöner, ruhiger gemeinsamer Stunden vor sich hat, gar kein Opfer ist, sondern eine Angelegenheit, die in der Woche so oft zerfreuten Familienmitglieder einander nahe zu bringen.

Ein Stück **Familienkultur** kann so geschaffen werden, die ausnahmsweise einmal nicht in den vielbewunkenen Händen der Frau liegt, sondern an dem alle mitbauen können, bei der auch Mann und Söhne zu zeigen vermögen, daß es ihnen ernst ist mit dem Familienleben, auch wenn sie selbst einmal eine Stunde opfern müssen. Jeder Sonntag sollte so ein Tag der Mutter sein, an dem die Ihrigen ihr die Ruhe und Behaglichkeit, die sie ihnen vor die Woche schafft, nach Möglichkeit zurückgeben, damit sie frei ihrer Arbeit und ihrem Beruf nachgehen können.

Frieda Teltz.

## Der schönste Dank

***Wir wollen gemeinsam danken vor allem der deutschen Frau, den Millionen deutscher Mütter, die dem Dritten Reich ihre Kinder schenkten. Denn welchen Sinn hätte alle unsere Arbeit, welchen Sinn die Erhebung der deutschen Nation ohne unsere deutsche Jugend? Jede Mutter, die in diesen vier Jahren unserem Volke ein Kind gegeben hat, trägt durch ihren Schmerz und ihr Glück bei zum Glück der ganzen Nation.***

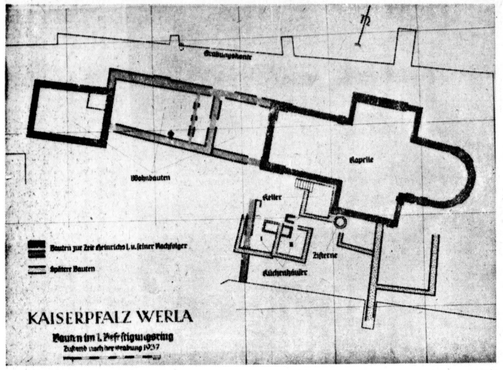
**(Der Führer im Reichstag am 30. Januar 1937)**

## *Verlängert die Ehe das Leben?*

Diese Frage wird sicher vieler Eheleute wie auch Ehekultige interessieren. Zur Beantwortung diene allerdings eine Mitteilung, die die englische Medizinische Zeitschrift Lancet vor genau hundert Jahren über den Einfluß der Ehe auf die Dauer des menschlichen Lebens gebracht hat. Die damals erhaltenen Ergebnisse, die sich auf einen Beobachtungszeitraum von über 50 Jahren erstreckten, ergaben die überraschende Tatsache, daß ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, wenn es heiratete, seiner wahrscheinlichen Lebensdauer nicht weniger als 9½ Jahre zuzufügt habe. Ebenso sei die Sterblichkeit bei den verheirateten Männern erheblich geringer als bei den unverheirateten. Worin die Gründe für diese lebensverlängernde Wirkung der Ehe, die auch heute noch besteht, zu suchen sind, wird sich nicht vollkommen einheitlich erklären lassen. Sie mögen aber nur zum Teil in dem geregelteren Leben der Verheirateten, wie auch in dem befriedigteren Dasein dieser Menschen zu suchen sein. Auf der anderen Seite dagegen dürfte die Tatsache einer gewissen Auslese gesünderer Menschen auf dem Heiratsmarkte eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen.

# Werla, Trutzburg des Königs Heinrich I.

*Thriumph der Wissenschaft des Spatens - An den Anfängen der deutschen Geschichte - Bollwerk gegen die Invasion slawischer Völker - Die bedeutendste und umfangreichste Pfalzanlage*




Der Name hat hellen Klang. Eine Pfalz, vielleicht die bedeutendste Anlage in ganz Deutschland, wächst auf, deren Bedeutung für alle Deutschen darin besteht, daß hier im Obergau zu den noch in der Antike wurzelnden Bauten der Karolinger zum ersten Male ein eigener deutscher Baustil zu erkennen ist, niedersächsischer Geist und niedersächsisches Wesen, die wohl bei der Mauerfestigung fränkische Mörteltechnik angewandt, jedoch selbstschöpferisch die ganze Anlage gestalteten haben.

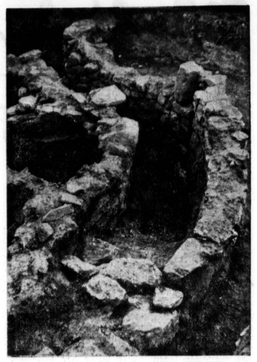
Hinzu kommt, daß an der Werla Heinrich, der erste König der Deutschen, dem ersten Ansturm der Madjaren standehalten, dort den berühmten neunjährigen Waffenstillstand erzwingen und dank dem von ihm in der Zwischenzeit ausgebauten Bollwerk auf dem Werlakopf die Madjaren im Jahre 933 endgültig geschlagen und damit das junge deutsche Reich vor dem Untergang bewahrt hat. Mit anderen Worten: die Werla bedeutet geradezu den Beginn deutscher Geschichte.

## Sperrburg an der Grenzscheide

Wer die etwa auf halbem Wege zwischen Goslar und Wolfenbüttel gelegene Stätte aufsucht, wird allerdings zunächst über die Höhe und Lage des nur wenig über das Ökertal emporgeschwungenen Werlakopfes enttäuscht sein. Bis ihm die einzigartige Schlüsselstellung klar geworden ist. Zwei Welten stoßen hier aufeinander. Im Nordwesten weitet sich der niedersächsische Raum, von dem Meer und seinem ozeanischen Wolkenhimmel gestaltet. Von Südosten aber drängt Mitteldeutschland heran, an den Harzbergen vorbei und geradewegs auf die Werla zu. Und da gen Osten sich das „Große Bruch" auf 60 bis 80 Kilometer fast bis zur Elbe erstreckt und ein Ausweichen nach Norden verhindert, im Süden wiederum die Harzberge die Flanke sichern, so sind vor der Oker die Völker und die Stämme jahrhundertelang zusammengeprallt. Und wenn auch bald die eine und bald die andere Kultur einmal hinüber und herüberspülte —, die Werla ist immer die beherrschende Sperrburg an jener Grenzscheide geblieben, wo noch heute die drei Länder Hannover, Sachsen und Braunschweig zusammentreffen.

Freilich, wer wußte um die Jahrhundertwende noch was von der Werla! — Seit Goslars Pfalz unter den sächsischen und salischen Kaisern und durch das Gold und Silber des Rammelsberges eine überragende Bedeutung gewonnen hatte, war die Anlage auf dem Werlakopf mehr und mehr in den Hintergrund getreten, um von 1300 an gänzlich zu verfallen. So daß ums Jahr 1750 in allem Ernst der Streit entbrennen konnte, ob die Werlaburg überhaupt je bestanden habe; und wo die „verwunschene" Stätte, auf der ein Kaiser Otto I. und ein Friedrich Barbarossa wichtige Urkunden unterzeichnet und verliehen hatten, denn zu suchen sei.

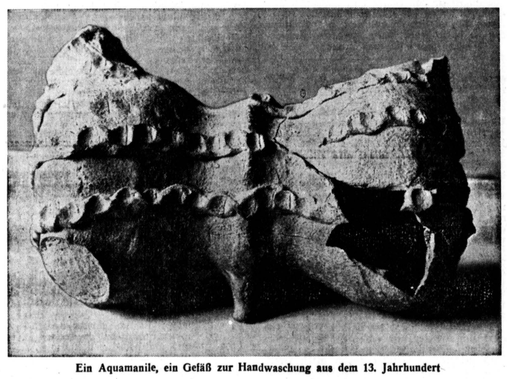
Da trat Gruben im Jahre 1751 auf den Plan und wies an Hand von zuverlässigen Urkunden als Stätte der untergegangenen Pfalz das heutige, zwischen Burgdorf und Schladen gelegene Grabungsgelände nach. Aber erst dem Schladener Lehrer Kaufmann sollte es vergönnt sein, buchstäblich der Wiederentdecker zu werden. Er konnte einen genauen Lageplan der Werlaburg entwerfen.



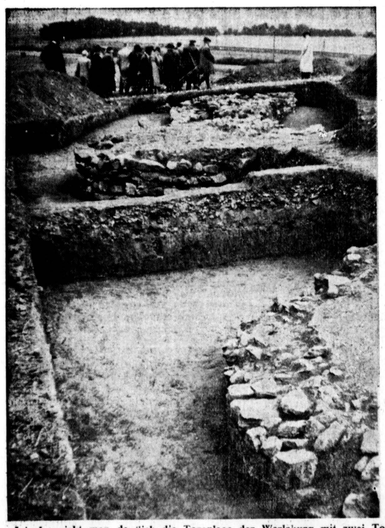
Ein unterirdischer Gang, der S-förmig geschwungen zu einem Wachtturm den Aufgang bildet.

## Der Spaten brachte es an den Tag

Bereits die Grabung des Jahres 1934 hatte die Besiedlung des Werlakopfes für drei verschiedene Perioden bezeugt, für die jüngere Steinzeit, die Zeitenwende und eine mittelalterliche, von der Gründung der Pfalz im 10. Jahrhundert bis zu ihrem Untergang gegen Ende des 15. Jahrhunderts reichende Zeit. Und in den Jahren 1936 und 1937 konnten die Pfalzkapelle, ältere und jüngere Wohnbauten, die große Burgmauer und einzelne Türme und Tore freigelegt und Lücken im Grundriß durch Rasenbänke ausgefüllt werden. Bemerkenswert ist eine in der Nähe der Küchenhäuser aufgefundene, kreisrunde und wohlerhaltene Zisterne; ferner sind da Treppenstufen, die in einen gut ausgemauerten Kellerraum des 13. Jahrhunderts hinabführen. Und weiter fällt ein s-förmig gewundener unterirdischer Gang auf, der den Zugang zu einem Wachtturm bildete. Die Toranlage findet sich an der Stelle, die für den Zugang aus dem Hinterland, also aus Niedersachsen, am ehesten in Frage kommt und besteht aus zwei Rundtürmen und einer etwa 5,5 Meter breiten Torgasse, die sich nach dem Innern der Burg hin öffnet. Außer einem sorgfältig aus Quadern erbauten und durch außerordentlich zahlreiche Funde sicher in das 13. Jahrhundert datierten Haus wurde im Lauf des vergangenen Jahres weiter ein kleines, nur etwa 3 mal 4 Meter großes Haus aus der Zeit um 200 v. Chr. durch einen Sitzgraben angeschnitten und zwar an einer Stelle, die durch ihre merkwürdige Bodenverfärbung auffiel. Gelb und Rot trat neben einer deutlichen Schwärzung in die Erscheinung. Des Rätsels Lösung? Das aus Flechtwerk aufgeführte und mit Lehm verstrichene Haus muß einmal abgebrannt sein. Das Flechtwerk verkohlte; der Lehm wurde rot gebrannt. Und Wände und Pfosten geben in der Verfärbung klar den Grundriß des rund 2000 Jahre alten Hauses wieder.



Ein Aquamanile, ein Gefäß zur Handwaschung aus dem 13. Jahrhundert



Links sieht man deutlich die Toranlage der Werlaburg mit zwei Tortürmen und 5—6 Meter breiter Torgasse. — Rechts: Treppenstufen, die einmal in einen wohlausgebauten Kellerraum des 13. Jahrhunderts führten.
Aufn. Hans Pusen (Linden-Verlag)

## Aus dem Flugzeug sieht man besser

War der Kern der Pfalz in seinen wesentlichen Bauteilen erfaßt, lautete die nächste Aufgabe, die gesamte Anlage in ihrem Baugedanken zu begreifen und einen tieferen Einblick in die Bauweise sächsischer Herrscher zu gewinnen. Diese Arbeiten wurde den im Sommer 1937 begonnen und unter verstärktem Einsatz des Reichsarbeitsdienstes und unter der Mithilfe von Studenten verschiedener Universitäten bis in den Spätherbst 1937 hinein durchgeführt.

Geradezu bahnbrechend erwiesen sich sodann die von der Fliegerbildschule-Hildesheim angefertigten Aufnahmen des Werlakopfes. Daß dem Kern der Werlaburg und ihrer ersten Ringmauer noch weitere Wälle vorgelagert sein sollten, hatte bereits Lehrer Kaufmann behauptet. Die Richtigkeit wurde durch die Fliegeraufnahmen glänzend erhärtet. Merkwürdig nur, wie genau die Voraussagen der Flieger mit den Ergebnissen der Grabung übereinstimmen. Man brauchte nur auf Grund der Luftbilder die Suchgräben anzusetzen und stieß nacheinander auf fünf verschiedene, immer weiter vorgeschobene Befestigungslinien. Auch das stimmte genau, daß der äußerste Ring nur aus einem Erdwall bestehen und die übrigen vier aus Steinen gefügt sein sollten. Und wie die Toranlage saßen auch die angeschnittenen Gräben — ein solcher mit breiter Sohle ist vor dem 5. Ring und ein Spitzgraben von 8 Meter Breite und 4,5 Meter Tiefe vor dem Ring 1 vorgelagert — genau an den angegebenen Stellen.

Auf Grund des bislang gewonnenen Gesamtbildes konnte die Werlaburg als die bedeutendste und umfangreichste deutsche Pfalzanlage angesprochen und ihre einzigartige Bedeutung unter König Heinrich I. als Sammelplatz für die sächsischen Heere sowie als mächtigstes Bollwerk gegenüber dem Ansturm der slawischen Völker klargestellt werden. Indessen harrt auf dem Werlakopf noch manche Aufgabe ihrer Lösung. Weitere Tore werden vermutet; die Hangbefestigung muß geprüft werden.

Hans Pusen.



# Haus, Hof und Garten

## Ein Wasserbecken ziert den Garten

Der Wunsch vieler Gartenbesitzer und die besondere Freude der Kinder ist ein Wasserbecken im Garten. Nach der Größe des Gartens wird man die Größe des Wasserbeckens bemessen, und nach den zur Verfügung stehenden Mitteln wird man die Art der Ausführung einrichten müssen. Hat die für die Anlegung des Wasserbeckens vorgesehene Stelle tonigen Untergrund, sind die Kosten für ein Becken natürlich geringer, als wenn der Ton erst zur Bildung der Unterlage herangefahren werden muß.

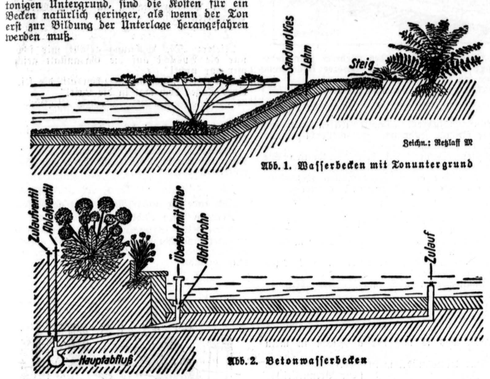



Abb. 1. Wasserbecken mit Tonuntergrund

Abb. 2. Betonwasserbecken

Die Abbildung 1 zeigt im Querschnitt ein Wasserbecken mit Tonuntergrund. Die Form des Beckens bleibt dem Geschmack des einzelnen überlassen. Zumeist wird ein rechteckiges oder ovales Becken bevorzugt. Soll das Wasser im Winter nicht abgelassen werden, muß die Beckentiefe so bemessen sein, daß der Frost nicht bis zum Boden reicht, also etwa 1 bis 1,50 Meter tief. Die Abbildung 2 zeigt ein Becken von 40 bis 60 Zentimeter Tiefe. Auch dieses Wasserbecken kann schließlich aus Ton hergestellt werden, muß dann aber dieselben Ablaßvorrichtungen wie ein Betonbecken haben. Die Ablaßvorrichtungen werden der Sicherheit halber in Beton gestampft und dann gewissenhaft in den Tongrund gebettet. Nach dem Wasserablassen im Spätherbst ist der ganze Grund frostsicher mit Laub oder Stroh zu bedecken.

Nun zu den Herstellungsarbeiten für ein Wasserbecken. Nachdem der Boden ausgehoben ist, wird die ganze Sohle festgestampft, so daß später keine Unebenheiten entstehen können. Auf diesen geglätteten Boden kommt die Tonschicht. Der Ton ist vorher gehörig durchzuarbeiten, so daß er eine zähe, kittartige Masse bildet. Das Auftragen geschieht in zwei Schichten, die zusammen eine Stärke von 20 bis 40 Zentimeter bilden. Für kleine Becken genügt eine 20-Zentimeter-Schicht, während für größere Becken, besonders wenn sie auf leichten Böden erbaut werden, eine 40-Zentimeter-Schicht notwendig ist. Nachdem jede Schicht gut festgestampft und geglättet wurde, wird sofort eine 10 Zentimeter starke Schicht feiner Sand aufgebracht, darüber kommt dann noch eine ebenso starke Schicht Kies, der ganz grob sein muß. Damit Sand und Kies nicht herunterrutschen, muß das Ufer sanft abfallen; etwa in einem Winkel von 25 Grad, was einer Steigung von 1 Meter bei 2 Meter Länge entspricht.

Da die Becken mit einer Sand- und Kiesschicht versehen sind, können Fische und Pflanzen in das Wasserbecken eingesetzt werden. Um die Becken wasserdicht zu erhalten, dürfen an den Rändern keinerlei starkwurzelnde Pflanzen gesetzt werden, ebenso wenig Bäume und Sträucher. Daher leat man besser zunächst einen Steig dicht am Uferrande an. Wer aber doch dicht am Uferrande Sträucher einpflanzen will, der muß am Ufer 1 Meter senkrecht Dachpappe in den Boden einlassen. So wird verhindert, daß die Wurzeln weder in den mit Ton noch in den mit Asphaltpappe abgedichteten Beckenboden kommen. Für Betonbecken gilt dieses nicht.

Zum Bau eines Betonbeckens sind Angaben in der Abbildung 2 gegeben. Der Boden ist hier ebenfalls gut zu stampfen. Die Fundamente der Seitenwände müssen wegen Frostgefahr etwa 80 Zentimeter tief reichen. Zement und grober Kies werden zur Herstellung der Fundamente 1:4 gemischt. Die Mischung zum Glattputz beträgt 1:1. Wasserdicht sind mindestens bei den Ecken und Winkeln Eiseneinlagen zu nehmen.

Die Stärke des Betons richtet sich nach der Größe des Wasserbeckens. Für eine nur wenige Quadratmeter große Fläche genügt eine 20 Zentimeter starke Betonschicht, für größere Wasserbecken muß sie 25 bis 40 Zentimeter stark sein. Die inneren Kanten und Ecken werden gut ausgerundet. Auch hier muß der Wasserstand, falls das Wasser im Winter nicht abgelassen werden soll, mindestens 1 Meter betragen. Um die Sprengkraft des Eises zu mildern, werden die Innenwände nach oben hin abgeschrägt. Sie werden also unten stärker genommen. Ob die Seitenwände nun bis zur Erdoberfläche geführt werden oder, wie es die Abbildung 2 zeigt, 15 bis 20 Zentimeter darunter bleiben und durch Platten von einem 60 bis 80 Zentimeter breiten Fußwege abgeschlossen werden, der dann wiederum durch eine erhöhte Blumenrabatte eingefaßt ist, bleibt der Geschmacksrichtung überlassen.

Es wird aber durch die durch Plattenabschluß vertiefte Wasserfläche eine naturgemäße Wirkung erzielt. Außerdem bildet der Einfassungsrand, den man aus Natursteln oder Beton bilden kann, eine sehr gute Gelegenheit zur Verwendung von Steinpflanzen jeder Art. Sollen in dem Becken Wasserpflanzen, besonders Seerosen, gehalten werden, so muß man diese in Holzkästen oder Weidenkörbe von 50 bis 60 Zentimeter Durchmesser und 30 bis 40 Zentimeter Höhe pflanzen. Aus dem abschließbaren Becken werden die Seerosen im Spätherbst mit ihrem Behälter herausgenommen und in einem frostfreien Keller zur Ueberwinterung aufbewahrt. Steht ein Keller hierfür nicht zur Verfügung, so können die Seerosen auch durch Auffüllen von Torfmull oder Laub an Ort und Stelle frostfrei überwintert werden. Die Erde für diese Pflanzen soll lockerer, lehmiger Gartenboden sein, dem alter, verrotteter Kuhdünger zugesetzt wird. Nach dem Einpflanzen werden die Seerosen mit Draht verankert, damit sie nicht aufgeschwemmt werden; obenauf kommt eine Schicht Sand. Seerosen werden erst etwa Mitte Mai ins Wasser gebracht, nachdem das Wasser schon gut von der Luft angewärmt wurde. Außerdem verlangen diese schönen Pflanzen einen sonnigen und windaeschützten Standort. Auch darf das Wasser im Sommer nicht durch Baden oder dergleichen zu stark bewegt werden, denn schlechtes Wachstum und wenig Blüten sind die Folgen. Unsere wildwachsende weiße Seerose verlangt eine Wassertiefe von 1 Meter und darüber. Diese Tiefe verlangen noch außer anderen Nymphaea alba rosea und Nymphaea alba rubra. Sehr schöne Sorten für flache Becken von 40 bis 50 Zentimeter sind Nymphaea hybrida Arethusa, rot, Aurora, ocangerosa, Marliacea (chromatella) (carnea) rosa und (albida) weiß. Außerdem lassen sich in diesen Becken fast alle Sumpf- und Wasserpflanzen halten. Pflanzen, die ganz flaches Wasser lieben, werden mit dem Behälter durch Unterlegen von Steinen nahe an die Oberfläche gebracht.

# Praktischer Ratgeber

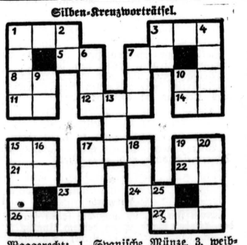
**Ungeziefervertilgung** ist keine einmalige Angelegenheit im Jahre, sondern sie sollte laufend geschehen. Ratten sind nun einmal mit Fallen schlecht zu fangen. Die großen Bekämpfungsaktionen nutzen viel, aber auch der einzelne Bauer sollte stets für sich nebenher ein neues Nachwachsen und Zuwandern verhüten, indem er regelmäßig Abwehrmaßnahmen trifft. Die Ratte wandert bekanntlich von Hof zu Hof und von Dorf zu Dorf und kann so leicht Krankheits- und Seuchenüberträger sein. Alle Isolierungsmaßnahmen nützen wenig, wenn die Ratten von Stall zu Stall wandern. Darum immer Rattenbekämpfung! Ich habe vorzügliche Erfolge mit Phosphorbrei. Jedesmal nach dem Auslegen habe ich meinen Speicher rattenfrei, bis wieder neue zuwanderten, was aber immer einige Zeit dauert. Die Mäuse sind nicht minder schädlich. Jeder, der Mäuse im Hause hat, sollte immer einige von den kleinen Schlagfallen stehen haben. Es fängt sich stets nach kurzer Zeit eine Maus darin. Im Jahre macht das eine große Zahl, und wenn es alle täten, so würden es Millionen in ganz Deutschland sein. Das sind Tausende von Zentnern wertvollen Getreides. Kl.

**Sprichwörter für die Wettervorhersage.** Es gibt eine Anzahl Sprichwörter, die besonders in landwirtschaftlichen Kreisen seit vielen Generationen bekannt sind und sich auf die Wettervorhersage beziehen. J. B.: „Ist der Januar gelind — Lenz und Sommer fruchtbar sind!" Im Jahre 1921 und 1925 war das der Fall. Das Sprichwort verfagte aber 1919, wo im Januar eine milde Temperatur herrschte, Frühjahr und Sommer aber unglückliches Wetter brachten. — Recht gut stimmt in den meisten Fällen das Wort: „Wenn die Tage langen, kommt der Winter gegangen!" Von Mitte Januar ab verlängert sich der Tag bemerkbar, und die nächsten Wochen bringen in den meisten Fällen die ersten Kälteeinbrüche aus dem nördlichen Sibirien. — Das Sprichwort: „Bäckt der Februar das Wasser fallen, so läßt's der März gefrieren", trifft auch öfter zu. Wir hatten 1938 im Februar mildes Wetter und viel Regen, der März dagegen brachte gahlreiche Frosttage. — Das Wort: „Wasser im Februar füllt den Kornboden" hat sich auch in zahlreichen Fällen bewahrheitet. B.

**Terpentin gegen Motten.** Terpentingeruch ist für die Motten so ziemlich das Unangenehmste, was sie sich denken können. Einige Tropfen davon in Ritzen und Schränke gegossen, halten die Motten ab. Dies hat noch den Vorteil, daß der Inhalt der Schränke und Kisten dadurch nicht etwa unangenehm, sondern höchst angenehm nach Nadelwald duftet.

**Kleiner Wink.** Löcher und Risse beim Einschlagen von Nägeln können dadurch verhütet werden, daß man vorher die Tapete kreuzweise einschneidet, vorsichtig zurückstößt und nach dem Einschlagen des Nagels wieder andrückt.

### Silben-Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Spanische Münze. 3. weiblicher Vorname. 5. anderes Wort für Maske. 7. deutscher Strom. 8. Kartenblatt der deutschen Karte. 10. Getreidebehälter. 11. Waffe. 12. chemischer Grundstoff. 14. Theaterleitung. 15. ungebildeter Mensch. 17. männlicher Vorname. 19. weiblicher Vorname. 21. weiblicher Vorname (Kurzform). 22. Küchengerät. 23. Düngemittel. 24. Grasplatz. 26. weiblicher Vorname. 27. Stadt in Marokko. — Senkrecht: 1. Satzgefüge. 2. Amtstracht. 3. Blutgefäß. 4. Wissenschaft. 6. Stadt in Italien. 7. Rauschgift. 9. Stadt in Norwegen bzw. auf Rügen. 10. französische Herrscheranrede. 13. Stadt in Syrien. 15. Schranke. 16. Wasserabzweg. 17. Figur aus „Don Carlos" 18. Stadt in Aegypten. 19. großer Widerwille. 20. römischer Kaiser. 23. Hänsterwohnung. 25. schlanker Stab.

### Blumenrätsel.

Aster — Begonie — Edeldahlie — Edelweiß — Immergrün — Nelke — Reseda — Rose — Stiefmütterchen — Tuberose — Usambaraveilchen.

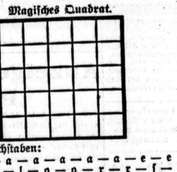
**Wem der aus vorstehenden Blumen zusammengestellte Strauß der Beteiler winden ließ, erfahren unsere Leser durch richtiges Aneinanderfügen der Anfangsbuchstaben.**

### Fragmentaufgabe.

—run— g—a—b — —mer ha—a

**Obige Bruchstücke sind durch je zwei Buchstaben an den mit Strichen bezeichneten Stellen zu Hauptwörtern unzugestalten. Diese je zwei Buchstaben ergeben, aneinandergereiht, ein beliebtes dänisches Eiland.**

### Magisches Quadrat.



**Die Buchstaben:**

a — a — a — a — a — a — e — e
— i — i — i — o — o — r — r — s
— s — s — t — t — t — t

**sollen so eingeordnet werden, daß waagerecht und senkrecht gleichlautende Wörter entstehen:**

1. Trinkgefäß, 2. Opferstätte, 3. Priestergewand, 4. Zuspeise, 5. Muse.

### Rätsel.

**Während Fritz der Herr Student,**
**Das Mütterlein nur leise nennt,**
**Ruft Hänschen jubelnd dieses aus,**
**Als er beim Schulschluß kommt nach Haus.**

### Silbenrätsel.

a — a — bahn — be — bet — hen — hus — chen — bet — dem — bi — di — dorff — du — dung — e — ei — ei — ein — faß — frau — ge — har — he — be — in — in — la — ter — tin — le — le — li — lit — nan — nat — ne — ne — nei — niew — ner — ni — nim — o — o — ru — ruck — sack — sal — sau — sen — sen — ser — ste — ter — tur — un — bi — wil — zin.

**Aus vorstehenden 60 Silben sind 21 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort und den Namen seines Verfassers ergeben.**

**Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Plakatanschlagsstelle. 2. Flugzeugart. 3. Brennstoff. 4. Lebensgefährtin. 5. weibliche Gestalt der griechischen Sage. 6. lustige Bühnenfigur. 7. deutscher romantischer Dichter. 8. Erziehungsanstalt. 9. Heilpflanze. 10. Rundfunkdarbietung. 11. russischer Dichter im vorigen Jahrhundert. 12. trostlose Gegend. 13. Ureinwohner von Amerika. 14. Gepäckstück. 15. militärisches Gebäude 16 Verkehrsmittel. 17. glänzender Ruf. 18 Plastizität. 19. Laufvogel. 20. Kopfschmuck. 21. Streichinstrument.**

### Bilderrätsel.

### Besuchskartenrätsel.

Albin Sieger

**Durch Umstellung der Buchstaben auf dieser Karte läßt sich das ermitteln, was man in der Schenke sehr oft bestellt.**

### Anagramm.

**Durch Vorzellan ist eine Stadt bekannt,**
**Ja, weit berühmt ihr gutes Fabrikat;**
**Verändert du der Namenszeichen Stand,**
**Erscheint die Rächerin der bösen Tat.**

### Auflösungen aus voriger Nummer

**Schachaufgabe:** 1. Da2—g8. Ld3 zieht (a). 2. Le8—f7, beliebig. 3. Dame matt. a. 1. ..., Ld3—c4. 2. Dg8×c4†, usw. A. 1. ..., Sf6—e6. 2. Dg8×f7+, Ke4—d5. 3. Le8—f7 matt. — (Auf 1) ... 1: anders folgt 2: Le8—f7 usw.

**Verwandlungsrätsel:** Oder, Adel, Eid, Esse, Elbe.

**Wortbildungsrätsel:** Speriff, Orfe, Meter, Mahdi, Elve, Riemen, — Sommerferien.

**Gleichklang:** 1. Diele, 2. Eiche, 3. Rolle, 4. Ruhe, 5. Linde, 6. Iris, 7. Stift, 8. Ei, 9. Kiel, 10. Ohm, 11. Fichte, 12. Riegel, 13. Essen, 14. Reif. — Der Reisekoffer.

**Bilderrätsel:** Auch Zwerg und Spiel will Maß und Kiel. (Cäsar Flaischlen.)

**Rätsel:** Ein Bruch. — Einbruch.

**Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Richthofen 7. Leite. 8. Troa. 10. Alle. 12. Horeb. 14. Sod. 15. Roe. 17. Ade. 19. Einem. 22. Soda. 24. Nona. 25. Alter. 26. Immelmann. — Senkrecht: 1. Ruth. 2. Chlor. 3. Tegel. 4. Ota 5. Fels. 6. Aleb. 9. Rondo. 11. Boden 13. Boe. 16. Einem. 17. Ami. 18. Edam. 20. Nora. 21. Main. 23. Ale.

**Fehlaufgabe:** Liliput, Ilion, Elixier, Gallien, Elias, Wittbald, Illinois, Elite, Soltman, Eliot. — Liegewiese.

## Die starke Wirkung

Der Pianist von Meyer wurde einmal von Kaiser Ferdinand zum Hofkonzert befohlen. — Nach dem Konzert empfängt ihn der Monarch: „Sehr erfreut, ich habe schon Thalberg gehört . . .“

Meyer verbeugt sich.

„Ich habe auch schon Liszt gehört . . .“

Meyer verbeugt sich tiefer.

„. . . aber so wie Sie . . .“

„O, Majestät machen mich überglücklich“, stammelt Meyer und versinkt in tiefster Reverenz.

„. . . so wie Sie, mein lieber Herr von Meyer“, beendet Seine Majestät, „so wie Sie hat aber noch keiner geschwitzt!“

(Lustige Blätter.)

*

Fritz und Franz sind dicke Freunde. Fritz ist in Geldverlegenheit und möchte von Franz fünf Mark gehabt haben. Doch Franz sagt nein. Fritz darauf vorwurfsvoll: „Das nennt man also Freundschaft. Neulich sagtest du noch, daß du mit mir den letzten Groschen teilen würdest!“ — „Ja“, sagt Franz, „was ich gesagt habe, halte ich auch, hier hast du einen Sechser!“

**„Was wünschst du dir denn zum Geburtstag, mein Junge?“**

**„Deinen Kopf, Onkel Max!“**

**„Warum denn das?“**

**„Papa hat gesagt, Onkel Max hat große Ronalnen im Kopf.“**

*

„Weißt du schon, der Bumke ist auch tot.“

„Ja, der arme Kerl hatte im Leben auch immer Pech. Neulich hatte er beim Austernessen eine Perle verschluckt. Er ließ sich dann gleich operieren. Die Perle war sehr wertvoll, und der Erlös reichte gerade für Operationskosten und für die Beerdigung.“

*

Er, Friedel, erfülle ich dir nicht jeden Wunsch?“

Sie: „Nein, Hans, neulich wünschte ich, du möchtest das Große Los gewinnen; hast du das vielleicht getan?“

*

„Früher hat sich meine Frau immer bei jedem Geräusch furchtbar aufgeregt; bis ich ihr erklärte, daß Einbrecher nie Lärm machen.“

„Und nun ist sie beruhigt?“

„Nein, jetzt regt sie sich immer auf, wenn sie nichts hört!“

*

„Ist in Ihrer Stadt mal irgendein großer Mann geboren?“

„Nein — immer nur kleine Kinder.“

**„Herr Ober, in der Suppe ist schon wieder ein langes Haar! Merkt denn das Ihre Köchin nicht?“**

**„Ich glaube kaum, mein Herr, denn die hat ja zuviel davon!“**

*

### Fremdwörter sind Glückssache

Im Polizeirevier wird angefragt, ob ein übel beleumdeter C-Fall und ein G-Fall identisch seien. Der diensttuende Wachtmeister meldet zurück: „Die Brüder Christoph und Gustav Fall sind berüchtigte Raufer und Trunkenbolde. Es ist den beiden ohne weiteres zuzutrauen, daß sie obendrein noch identisch sind.“

(Lustige Blätter).

*

„Wenn Sie weiter soviel Wein trinken, werden Sie bestimmt nicht alt!“

„Ja, Herr Doktor, guter Wein erhält ewig jung!“

*

„Ihre Wohnung ist wunderbar, nur schade, daß das Badezimmer fehlt.“

„Das empfinden wir nicht so. Wir fahren fast jedes Jahr vier Wochen an die See!“

**„Gegen eine kleine Vergütung sind wir bereit, Ihnen den Fisch zu leihen, damit Sie sich mit dieser Beute photographieren lassen können. Unser Vertreter holt ihn dann später wieder ab!“** (Daily Mail.)

**„Höre mal, wir müssen nächstes Jahr unbedingt ins Bad reisen, in unserer Badewanne habe ich keinen Platz mehr!“**

Zeichnungen (5): Hannesen-Näthe u. Stein (M.)

*

Museumsführer: „Damit wären wir am Ende unserer Führung. Hat vielleicht jemand noch eine Frage?“

Ältere Dame: „Ach bitte — könnten Sie mir wohl das ausgezeichnete Mittel verraten, mit dem Sie diesen wundervollen Fußbodenglanz erzielen?“ (Allgemeiner Beobachter).

*

„Papa, ist das Meer zehn Meter tief?“

„Weiß nicht!“

„Ist der Mond wirklich aus Käse gemacht?“

„Weiß nicht!“

„Lieben die Menschenfresser auch Marken auf ihre Briefe?“

Donnerwetter noch mal — ich weiß es nicht!“

„Aber Papa — wie bist du bloß Professor geworden?“ (Korallo.)

*

„Sie, was is dös für a Fliagn in mein Glas?“

„Eine lebensmüde, mein Herr.“ (Die Brennessel.)

*

„Sag, Tünnes, dä Pitter nimm jedesmol zwei Halfen op einmol, un du immer nur eine.“

„Dat deit dä, weil hä zu fuul es, zweimol zu gonn.“ (Die Woche.)

*

„Das Schlimmste im Dasein des Junggesellen ist, daß er weiß, daß sein Name mit ihm ausstirbt.“

„Ja, das stimmt. Wie heißen Sie denn?“

„Schulze.“

*

**Hilde:, Wie sich das junge Paar öffentlich umarmt und küßt!“**

**Wally: „Ja, die Leute sind von einer geradezu rücksichtslosen Glückseligkeit!“**

*

„Wie gefällt Ihnen Ihre neue Kollegin?“

„Ist so weit ganz nett. Aber schrecklich nervös. Wenn sie sich an die Maschine setzt, fängt sie sofort an, zu schreiben.“

*

### Verschwiegenheit

„Sagen Sie, ist dieser Bornemann eigentlich ein verschwiegener Mensch?“

„Das kann man wohl sagen! Vor einem Jahre habe ich ihm zwanzig Mark geborgt, und bis heute hat er kein Wort darüber verloren.“ (Das interessante Blatt.)

## Es ist alles da

„Herr Ober! Nun rufe ich schon zum drittenmal, haben Sie denn keine Ohren?“

„Aber gewiß, mein Herr…. mit Sauerkraut und Erbsbrei — heute recht delikat.“

(For alle.)

*

„Morgen habe ich allerhand dringende Zahlungen zu leisten, und da kommt noch der Hauswirt und will die Miete haben. Kannst du mir da nicht helfen lieber Freund!“

„Natürlich, ich bin früh bei dir! Den Kerl werden wir schnell draußen haben!“

*

Bei Bumkes waren Einbrecher am Werk. Als sie abziehen wollten, kommt Bumke unter dem Bett hervor und sagt: „Ach, meine Herren, würden Sie so freundlich sein und diesen Brief in den nächsten Kasten werfen. Es ist die Benachrichtigung an meine Versicherungsgesellschaft.“

*

Mieter: „Die Wohnung gefällt mir schon, nur die Aussicht auf die Gasanstalt gefällt mir gar nicht!“

Hauswirt: „Ach, die ist schon alt, die fliegt eines Tages doch mal in die Luft!“

*

Wanderer: „Darf ich gleich den Weg über die Wiese nehmen?“

Bauer: „Ja, aber vorher bemalen Sie Ihre Nase mit Kreide, denn sonst könnte der Bulle wütend werden!“

*

„Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen.“

„Warum denn nicht?“

„Mein Wirt sagte mir gestern, wenn ich im Zimmer eine Wanze fände, könnte ich umsonst wohnen und da habe ich die ganze Nacht umsonst gesucht.“

**Es ist alles da**

**„Na, komm'se man ruhig raus — der Frühling is schon da!“**

*

In einer Spiritistensitzung werden Geister zitiert. Nach langem, vergeblichem Versuch sagt das Medium: „Ich weiß nicht, was das ist. Seit zehn Minuten rufe ich Ihren verstorbenen Mann, Frau Meier, — aber er kommt nicht!“

„Nur Geduld, mein Mann war Kellner!“ gab diese zur Antwort.

*

„Hören Sie, Herr Hinze, ich habe Ihnen erlaubt, meine Tochter mit zu dem Tanzvergnügen zu nehmen. Aber was fällt Ihnen ein, sie mir heute früh um sechs Uhr nach Hause zu singen?“

„Verzeihen Sie, bitte, Frau Kunze, aber um sieben muß ich wieder im Geschäft sein.“

### Der richtige Anfang

Die altjungferliche Tante: „Wie kommst du denn in die Stadt, Willibald?“

Willibald: „Ich bin nur in die Stadt gekommen, mir die Sehenswürdigkeiten anzusehen. Und da habe ich gedacht, da komme ich zuerst zu dir.“

*

Zwei Damen machen einen Rundflug über Berlin und fragen vorher den Piloten:

„Bringen Sie uns auch wieder zurück?“

„Natürlich, meine Damen, bisher habe ich noch niemand da oben gelassen!“

*

„Herr Ober, bitte, zahlen!“

„Bitte, mein Herr. Sie haben eine Schweinefchnauze und zwei Bier!“

*

### Vorwürfe

„Mein Freund, ich muß dir sagen, daß nur der Alkohol schuld ist an deinem Unglück!“

„Ich danke dir, mein Lieber. Du bist der einzige, der mich gelehrt hat, daß ich selber an meinem Unglück schuld bin.“ (Eltratablatt).

*

Krause renommiert mit seinen Heldentaten. „Einmal hatte ich den Kampf mit einem riesigen Bären zu bestehen . . .“

„Ach, ist das der, den du mir jetzt aufbinden willst?“ fragte boshaft der Freund.

(Schweizer Illustrierte).

*

„Können Sie mir diesen Stoff empfehlen?“

Verkäufer: „Der Stoff — reicht zur Unterhaltung für eine große Damengesellschaft!“

(Die Woche).


**„Konnte infolge heftiger Ischias kaum gehen“.**

**„Nach knapp 1 Stunde fast keinen Schmerz mehr“.**

Herr Prokurist Otto Mitsch, Berlin SW 68, Oranienstr. 138/I, berichtet uns am 31. März 1938: „Durch eine wochenlang versetzte Grippe hatte ich mir eine heftige Ischias zugezogen, so daß ich kaum gehen konnte und sehr starke Schmerzen hatte. Nichts, was ich dagegen versuchte, half; die Schmerzen ließen nicht nach und mein Krankheitszustand besserte sich nicht, so daß ich bald verzweifelte. Da las ich in der Zeitung von Togal und obwohl ich gegen alle Tabletten etwas skeptisch eingestellt bin, wollte ich doch einmal einen Versuch machen. Ich ließ mir zunächst eine kleine Packung holen und nahm hiervon 3 Tabletten. Ueber die Wirkung war ich völlig erstaunt, denn nach knapp 1 Stunde verspürte ich kaum noch einen Schmerz in den Beckenknochen und ich habe aus Freude meinen Arbeitskameraden die geradezu frappante Wirkung Ihrer Togal-Tabletten erzählt. Heute, nach dem Verbrauch der 2. Packung, verspüre ich fast überhaupt keine Schmerzen mehr und ich bedauere, daß ich nicht früher zu Togal gegriffen habe.“

Togal hat Unzähligen, die von Rheuma, Gicht, Ischias, Hexenschuß sowie Nerven- und Kopfschmerzen geplagt wurden, rasche Hilfe gebracht. Es befreit von den quälenden Schmerzen und wirkt günstig auf die Ausscheidung von Krankheitsstoffen und Stoffwechselgiften. Selbst bei veralteten und hartnäckigen Fällen wurden oft überraschende Erfolge erzielt! Bei Erkältungskrankheiten, Influenza und Grippe bekämpft Togal die Krankheitserreger, wirkt bakterientötend und beseitigt damit diese Uebel in der Wurzel. Keine schädlichen Nebenerscheinungen! Die hervorragende Wirkung des Togal ist von Aerzten und Kliniken seit Jahren bestätigt. Haben auch Sie Vertrauen und machen Sie noch heute einen Versuch — aber nehmen Sie nur Togal! In allen Apotheken Mk. 1.24.

Das aufklärende Buch „Der Kampf gegen den Schmerz“, welches für Kranke sowohl wie für Gesunde von größtem Interesse ist, erhalten Sie auf Wunsch kostenlos vom Togalwerk München 27 P/ 304

**Damenbart** von versch. Aerzten erprobt. Gold. Medaille. Groß. Preis Brüssel Sept.32, London März 33. Dankerfüllte Zuschriften z. t. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). Marke Helwaka m. Stern, reichspatentl. Wz. 69650 schützt vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, 1 großer Flach. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

**Sichere Entfernung** läst. Haare d. d. weiße. Helwakakur. Sehr beweiskr. u. unschädlich. Ohrschutz. / Wohltat bei Wind, Zugluft, Krankheit. In Apoth./Drog. für 30 u. 90 Pf.

**Vergrößern** Sie Ihren Kundenkreis durch die Anzeige in unserer Zeitung!

**Käse billig**
4 kg Tilsiter Art, halbfett . . 4.80
4 kg Holländ. Art, halbfett, . . 5.60
ab hier Versand. frei
Damke, Hamburg 11/u

**Herren u. Damen** aller Kreise u. Stände, die den Wunsch haben, pass. Verbind. aufzunehmen, um zu einer harmonisch., glückl. u. guten Ehe zu gelang., wend. sich vertrauensvoll an den seit fast 20 J. bestehenden, erfolgr. u. diskret arbeitenden Neuland-Verlag, Pasing. Vertret.: P. Haase, Herne-R., Mühlenstraße 7.

**Schlafzimmer**
schwere Verarb., 180 cm, 6teilig, siehe geport 260.- RM, echt eiche 308.- RM bar. Einrichtungshäuser, Teilzahlungen. Fordern Sie Abbildung.
Wilhelmsbrand, Detorück Möbelwerkstätten

**„DER 7. TAG“** Auflage I. Vj. 38:30509

**Inserieren** in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

**HEIRATS-WUNSCHE** finden weiteste Verbreitung in allen Kreisen durch unsere Sonntagsze itung **„Der 7. Tag“** Bis Montag früh eingehende vorausbezahlte Anzeigen erscheinen noch in der nächsten Ausgabe.

Echte schlesische **Dieudé**-stoffe, flott, praktisch u. **billig.** Die neue große Muster-Auswahl erhalten Sie frei hin u. zurück. **Tuch-Kaufmann München 43** Reichenbachstraße 3

**Nur in der Wiederholung** der Anzeige liegt der Erfolg. - Das sollten Sie beim Werben beachten


## Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile 68 mm breit, 45 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H. Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn. Hannover 3504.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwort. die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag“: I. Vj. 38/30 509. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

6. Jahrg. – Nr. 21 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 22. Mai 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

## Wo ist das Glück?

*Von Felix Riemkasten*

Balkons und Loggien, auch Wintergärten sind im werdenden Sommer sehr gefährlich. Im Winter sind sie gar nicht gefährlich. Im Winter lassen sie uns vollkommen kalt. Und es sind übrigens gar nicht die Balkons, die Loggien und die Wintergärten, die so gefährlich sind, sondern es sind — wie immer — die Gedanken, die leidigen, dummen Gedanken. Denn nicht an den Dingen leidet der Mensch, sondern an den Gedanken, die er sich über die Dinge macht.

Diese Balkons im Frühjahr . . .! Aber es muß gegen Abend sein, wenn der Himmel bläulich und grünlich in sehr blasser Farbe droben hingebreitet steht, wenn dünne, feine Sternlein süßlich abgestimmt in den zarten Wolkenzügen glimmen, und wenn die Luft nur noch leise weht, ein Hauch nur von allergelindester, traumbafter Luft, so erquickend gelinde und schmerzlos, daß sie uns die Brust sehnsüchtig weit macht.

Ueber die Straße geht man nun. Vor den Häusern ruhen in schwärzlichen Massen die dunklen Gebüsche der Vorgärten, die Fenster glühen auf und das Licht darin verschwimmt matt hinter den Gardinen. Dann kommt die Stunde der Balkons, der Loggien und der Wintergärten. Kleine Lämpchen glühen darin und im Scheine der Lampe sitzen Menschen friedvoll daheim. Das farbige Licht wirft ruhige, maßvolle Kreise von Helligkeit aus. Das Grün der Gewächse hat fahlen, unwirklichen Glanz. Die Frauen tragen einen Traum von heller Kleidung, die Männer sitzen bequem im Hemdärmeln. Und ein paar verlorene Töne und zuweilen auch etliche starke Takte von Musik schwimmen von da drinnen hinaus auf die Straße, in der du wanderst . . . .

Was hast du zu wandern da draußen im Suchenden, im Unstäten, im Lärmenden und Begehrenden? Wohin gehst du? Was willst du? Jawohl, du willst etwas, du bist noch auf dem Wege. Diese aber, da drinnen, im bunten Licht, die suchen nicht mehr, die wollen nichts, die haben schon Sitz und Heimat und genießen Frieden mit jedem Atemzug, den ihr beruhigter, geborgener Körper tut. Soviel Traum und Ruhe giebt das milde Licht auf sie, so verklärt und zeitlos steht der späte Abend um diese Geborgenheit her, daß du dich abjehrst in dem neidvollen Gedanken: da also, bei denen, da säßen die Heiterkeit und der Frieden segnend mit zu Gaste, das volle, ruhige, stillmachende Glück.

Plötzlich ist alles ein Gleichnis geworden. Man ist der müde, heiße hadernde Wanderer, der immer noch ferne ist, immer noch sich hinschleppen muß auf brennenden Sohlen, auf harter Straße, während ringsumher lauter Glücklose lagern und rasten, die besser zu wandern gewußt haben als er, und die nun die Rast genießen als eine reife, süße, schwere, gute Frucht in einer Nacht, die seliges Ende des Tages ist, eine bunte, lichtgesegnete Nacht voll köstlichem Atem und voll Hauch, durchduftet, mühelos, schwerelos und unendlich abseits von der Straße, auf der die Mühen liegen.

Grausam lächelt diese Schönheit der sanft erleuchteten Balkons auf den Wandernden hinaus, der noch nicht angelangt ist.

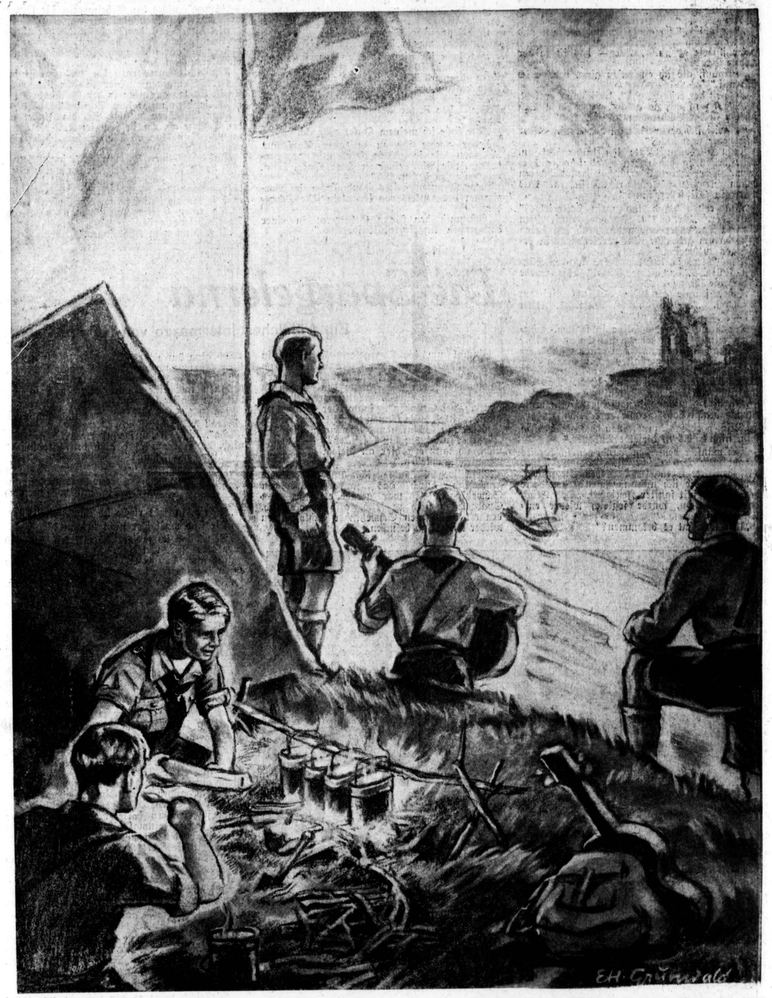
So malen uns unsere Gedanken die abendlichen, zart im weichen Lichte liegenden Balkons aus . . . Und wir weigern uns, in solchen quälenden Stunden die vernünftige Einsicht anzunehmen, daß auch hinter diesen Balkons wahrscheinlich Menschen sitzen, deren Seelen der großen Stunde ganz verschlossen sind von der harten Schicht eines ungeduldigen, sehr alltäglichen Denkens, Begehrens und Zehrens, so daß durchaus nichts von unserem Traume in ihnen lebt, und daß also die größere Hälfte unseres Neidens fehlgeht.

Nur eben: uns ist nicht lächerlich zumute! Wir sehen nicht ein, wir klammern uns nur immer an unsere Sehnsucht, selbst wenn sie uns Leiden schafft. Ueberall suchen wir gerne ein Schöneres, Höheres. Und überall vermuten wir gern, daß der Nachbar es bereits besäße, und also gäbe es das. Und so lassen wir nicht nach, es ebenfalls gewinnen zu wollen. Wir machen es, vermöge unserer ganz und gar irrenden Sehnsucht, genau so wie jene drei Brüder, die nach dem Tode des Vaters sofort den ganzen ererbten Weinberg umwühlten und darin gruben und gruben. Es sollte ein Schatz im Weinberg verborgen liegen. Es war gar keiner da. Und dennoch war es gut gewesen, daß sie so fleißig gegraben hatten. Die Ernte brachte ihnen einen Schatz an guten Trauben.

Eine Sehnsucht kann nie umsonst sein. Sie schenkt uns Hoffnungen und gibt uns Plan und Tat und läßt uns immer bereit sein. Vielleicht richten wir unsere Loggien, Balkons und Wintergärten nur darum so liebevoll her, weil wir sie — von draußen her und bei anderen — so himmlisch schön gesehen haben, damals, als wir unlustig und unruhig und wunschvoll noch wanderten. Und nun sind wir selber da. Wir sind fertig eingerichtet. Das Glück könnte nun kommen. Es ist doch jetzt Abend und alles ist bereit . . . .

Aber es kommt nicht.

Nur die draußen wandern, die denken, es wäre jetzt gerade bei denen da drinnen,



**Es zieht in die Ferne mich mächtig hinaus** Zeichnung von Ernst H. Grunwald (Bavaria-Verlag)

# Xaver macht das Rennen

*Eine Humoreske von Friedrich Wallisch*

Xaver stürzte in ungewohnter Stunde in sein Zimmer. Frau Wiesborn war eben mit dem Aufräumen beschäftigt.

„Gut, daß ich Sie endlich einmal sehe, Herr Knoll", sagte sie. „Seit sechs Monaten sind Sie mit die Miete schuldig."

„Ach was, Miete", rief er. „Es handelt sich um . . ."

„Für mich handelt es sich um die Miete", unterbrach sie ihn unwillig. „Sagen Sie mir nur nicht wieder, daß Sie bald die Stelle bekommen werden, die Ihren großartigen Fähigkeiten entspricht! Das höre ich schon ein halbes Jahr lang. Nächsten Ersten brauche ich Ihr Zimmer."

Er durchstöberte mit verbissenem Eifer das Durcheinander auf Tisch und Ottomane. „Wo ist die Geschichte Amerikas?" fauchte er.

„Augenblick!" brummte Frau Wiesborn und holte ein Buch vom Nachtkästchen.

Er starrte es an. „Aber — das ist ja der zweite Band!"

„Stimmt, als ich einkaufen ging, brachte ich ihn mit."

„Wo ist der erste Band?", kreischte er entsetzt.

„Sie haben mir ja gesagt, Herr Knoll daß ich ihn in der Bücherei umtauschen soll."

Er griff sich verzweifelt an den Kopf. „Aber doch heute noch nicht!"

Frau Wiesborn blickte ihn heuchlerisch an. „Sie haben ja den ersten Band schon ausgelesen. Mir scheint, Sie werden demnächst am besten in eine Heilanstalt übersiedeln. Das wäre für Sie sehr gesund."

„Im ersten Band lag mein Lotterielos!" brüllte er. „Nr. 66 718. Ich habe damit einen blanken Tausender gewonnen. Und Sie haben mich darum gebracht. Sie verdienen dafür erschlagen zu werden."

Frau Wiesborn ließ den Besen aus den Händen fallen. „Du meine Güte!" Sie wurde bleich wie ihr neues Scheuertuch.

Xaver stülpte den Hut auf und lief zur Bücherei. „Die Geschichte Amerikas, erster Band!" verlangte er atemlos.

Der Beamte zog die Stirn in Falten. „Haben Sie nicht schon den zweiten bekommen?"

„Ich wünsche nochmals den ersten Band", erwiderte Xaver mit verhaltener Empörung. Der Beamte schob ihm das Buch hin. „Bitte sehr!" Xaver blätterte mit fieberndet Hast. Das Los lag nicht zwischen den Seiten.

„Ist dies der Band, den meine Wirtin heute zurückgebracht hat?" fragte er bebend.

„Nein, aber das kann Ihnen doch gleichgültig sein, nicht? Es ist dieselbe Ausgabe."

„Ich wünsche denselben Band, den ich bereits gehabt habe, das gleiche Buch, dasselbe Stück, das identische Exemplar, verstehen Sie mich?"

„Wollen Sie sich nicht mokieren?" erwiderte der Beamte mit sanfter Festigkeit. „Das Stück, das Sie hatten, wurde sogleich wieder entliehen."

„Und wer hat es bekommen?"

Xaver betrachtete das Los ohne sonderliche Erregung. Dann aber stellte er fest: Der Tausender war auf die Losnummer 66 713 entfallen, sein Los treue indessen die Nummer 66 718. Er hatte also nichts gewonnen.

„Ich bin zwar nicht verpflichtet, Ihnen darüber Auskunft zu geben. Aber in Gottes Namen: Es ist entliehen von . . ." er sah in seiner Kartei nach „. . . . von Fräulein Ella Schweder, Jahnstraße 11."

Xaver fuhr mit der Straßenbahn in die Jahnstraße.

„Kann ich Fräulein Elle Schweder sprechen?" Eine Dame von ungewöhnlicher Körperfülle musterte ihn mit sichtlichem Mißtrauen. „Sind Sie der Herr, der es gewagt hat, meiner Tochter diese höchst merkwürdigen Briefe zu schreiben?"

„Ich kenne Ihre Tochter nicht."

„Und doch wagen Sie es, ihr zu schreiben?"

„Ich habe ihr nie geschrieben!" versicherte er so laut, daß Elle Schweder erlaunt die Tür ihres Zimmers öffnete und sich nach den Wünschen des aufgeregten Besuchers erkundigte.

„Sie sind Fräulein Elle Schweder?" hastete Xaver. „Wo ist die Geschichte Amerikas erster Band?"

„Die habe ich meinem Onkel gebracht."

Xaver zwang sich zu mildester Sanftmut. „Würden Sie so gnädig sein, mir anzuvertrauen, wie Ihr geschätzter Herr Onkel heißt, und wo er zu finden ist?"

Zehn Minuten später stand Xaver im Vorzimmer des Onkels von Fräulein Elle Schweder.

„Ich muß den Herrn Geheimrat in einer dringenden Angelegenheit sprechen."

„Sind Sie", erkundigte sich der Diener, „jener Herr, der dem Geheimrat empfohlen worden ist?"

„Ja, ja", antwortete Xaver ungeduldig. Wenn ich jetzt nein sage, dachte er, dann läßt mich dieser Wachhund niemals vor. Außerdem hat mich ja Fräulein Schweder an den Geheimrat gewiesen. Kann es für ihn eine bessere Empfehlung geben?

Der Diener nickte würdig. „Unter diesen Umständen bitte ich Sie, mir zu folgen."

Der Geheimrat sah kaum von seinem riesigen Schreibtisch auf. „Sprechen Sie und schreiben Sie französisch?" fragte er den Eintretenden sogleich.

„Jawohl", versicherte Xaver mit autem Gewissen.

„Ebenso englisch?"

„Jawohl, Herr Geheimrat."

„Ebenso italienisch?"

„Jawohl."

„Sonstige Kenntnisse?"

„Maschinen- und Kurzschrift. Handelsakademie. Vier Semester Philosophie."

„Genug", nickte der Geheimrat. „Sie können morgen Ihren Dienst bei mir antreten."

Als Xaver mit dem rechtsgültigen Jahresvertrag in der Tasche heimkam, fiel ihm ein, daß er sich gar nicht nach der Geschichte Amerikas erkundigt hatte.

Frau Wiesborn trat ihm voll strahlender Heiterkeit entgegen. „Hier ist Ihr Los, Herr Knoll. Es lag gar nicht in der Geschichte Amerikas, sondern unter dem Schrank."

Frau Wiesborn wischte sich die Finger an der Schürze ab, ehe sie ihm feierlich die Hand reichte. „Nun kann ich Sie erst herzlich beglückwünschen, Herr Knoll."

„Ja, das können Sie wirklich", sagte Xaver. „Ich danke Ihnen." Durfte er der guten alten Wiesborn, die ihm den Irrtum mit der Geschichte Amerikas nicht nachtrug, durfte er ihr auch seinen zweiten Irrtum eingestehen?

„So einen Treffer macht man nicht alle Tage", bestenerte sie.

„Das kann man wohl sagen."

# Die Spargelerna

**Ein fröhliches Intermezzo von Roland Betsch**

Einmal um die Spargelzeit hatte ich in Schwetzingen ein lustiges Erlebnis. Ich kam mit dem Auto von Frankfurt, hatte einen Kupplungsschaden und brachte den Wagen in Schwetzingen in eine Reparaturwerkstätte. „Es dauert zwei Stunden", sagte der Mann im blauen Kittel, „Sie können derweil hier frischen Spargel mit Schinken und Eierkuchen essen." — „Geht es nicht ein bißel flinker?" — „Leider nicht, ich muß erst hier an diesem Wagen die Bremsen nachstellen."

Meinetwegen, dachte ich, und schlenderte gemächlich durch das saubere Städtchen Schwetzingen. Es war gerade elf Uhr, zum Spargelessen noch zu früh, also beschloß ich, den oft besungenen Schwetzinger Schloßgarten wieder einmal zu besuchen.

Ich ging durch das Schloßtor in die gewaltigen Gartenanlagen hinein. Es war recht einsam um diese Zeit, ich sah am großen Springbrunnen nur eine Dame stehen und in das blitzende Wasser schauen.

„Es ist herrlich hier im Frühling", sagte ich, „überall duftet der Flieder."

„Ja", sagte sie und musterte mich argwöhnisch, „man riecht aber auch den Knoblauch."

„Was riecht man?"

„Den wilden Knoblauch. Im Schwetzinger Schloßgarten gedeiht ja der wilde Knoblauch in großartigen Mengen. Sie müssen ihn doch riechen!"

„Nichtig, ja, jetzt rieche ich ihn."

„Sie sind wohl hier nicht bekannt?"

„Nein", log ich tapfer, „eigentlich nicht. Ich habe aber Zeit, viel Zeit."

„Ich auch. Ein Glück, wenn man heutzutage einen Menschen trifft, der Zeit hat."

„In mir sehen Sie einen solchen Menschen. Ich kann tagelang zu Fuß durch die Landschaft stiefeln. — Arme Menschen, die mit ihren Automobilen an allen Schönheiten vorüberrasen!"

„Da haben Sie recht: zum Teufel überhaupt mit den Autos! Sie besitzen also kein solches Knattergefährt?"

„Der Himmel soll mir bewahren!" log ich todesmutig weiter. „Alles, nur kein Auto. Ich hasse Autobesitzer."

„Ich auch. Man lebt viel ausgiebiger ohne Auto. Zum Beispiel wandere ich jetzt durch den herrlichen Schloßgarten."

„Ich wandere mit, wenn es gestattet ist."

Wir gingen also zusammen durch den Park, bewunderten alle Sehenswürdigkeiten und waren in einer frühlingshaften Stimmung. Welch ein Glück, daß mir die Kupplung in die Binsen gegangen war. Einmal hätte ich mich beinahe verraten. Welch eine Enttäuschung, wenn sie erfahren hätte, daß ich Autobesitzer bin! Endlich einmal ein Mensch, der nicht über Zylinderinhalt und Bodenhaftung sprach, endlich ein liebliches Geschöpf Gottes, das kein Auto besaß, das nicht von Bremspferden und Benzingeruch schwafelte. Ein Fußgänger mit viel Zeit, ein blonder Frühlingszauber auf Schuhsohlen dahinwandelnd. Welch ein beglückendes Glück! Erna hieß sie, Fräulein Erna.

„Sie warten wohl auch, bis die Spargeln gekocht sind?" fragte sie plötzlich.

„Getroffen. Ich bin ein Freund dieser saftigen Stangen. Hier ist der rechte Platz, um sie zu genießen. Haben Sie auch die Absicht, Schwetzinger Spargel zu sich zu nehmen?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben, jawohl."

„Vielleicht wäre es gar nicht dumm, wenn wir zusammen — —"

„Mit Verzeihen, Sie Fußgänger. Nach dem Rundgang können wir zu Tisch gehen."

„Großartig. Ich habe noch nie in dem berühmten Spargelland diese Früchte gegessen."

„Früchte?!" Fräulein Erna lachte klingend. „Seit wann sind Spargeln Früchte?"

„Sind es keine Früchte? Ich denke, sie wachsen an Bäumen, wie in Italien die Makkaroni?"

„Der Spargel ist ein Gemüse. Man nennt ihn sogar den „König der Gemüse". Außerdem ist er ein Liliengewächs, was die wenigsten Spargelschlemmer wissen."

„Sie sind großartig im Bild, man kann von Ihnen etwas lernen. Ist es nicht bald Zeit zum lukullischen Gericht?"

Wir gingen zusammen in ein Gasthaus, dem eine aktiv betriebene Spargelberühmtheit anhaftete. Dort bestellten wir frischen Spargel mit holländischer Tunke, Eierkuchen und Schinken.

„Ich habe mir sagen lassen", flunkerte ich weiter, „man dürfe den Spargel nicht mit dem Messer essen."

„Den Spargel nimmt man in die Hand. Sehen Sie her, so wird das gemacht: Schlupp, schon ist er dahin! Schlupp, furchtbar einfach."

Entzückend, wie Fräulein Erna den Spargel aß. Schlupp, sowas von Grazie, von Spargelgrazie. Alle Menschen hier aßen mit Lilienanmut.

„Man kann sie auch", sagte Fräulein Erna, und schleckte die holländischen Finger ab, „mit einer Tunke aus Essig und Oel zubereiten. Leider muß ich mich jetzt verabschieden."

Ich war zerknirscht, weil Erna schon ging. Enttäuscht griff ich nach dem letzten Spargel. „Schlupp! Sie ging wirklich, plötzlich hatte sie es eilig. Da entschwand sie nun, ein blonder Frühlingstraum, eine Spargelfreundin. —

Uebrigens waren die zwei Stunden um, meine Kupplung würde in Ordnung sein. Ich ging zur Werkstätte.

Ich kam gerade noch im rechten Augenblick, um meine holde Spargelerna mit reichlich Gas aus der Montagehalle brausen zu sehen. Sie fuhr den Wagen mit den nachgestellten Bremsen, dieses verlogene Lilienmädchen.

Auf der Straße nach Karlsruhe überholte ich sie mit neunzig auf der Walze.

„Spargelsuppe ist auch nicht zu verachten", rief ich ihr im Vorbeifliegen zu, „und Spargel mit zerlassener Butter kann ich wärmstens empfehlen. Schlupp!" —

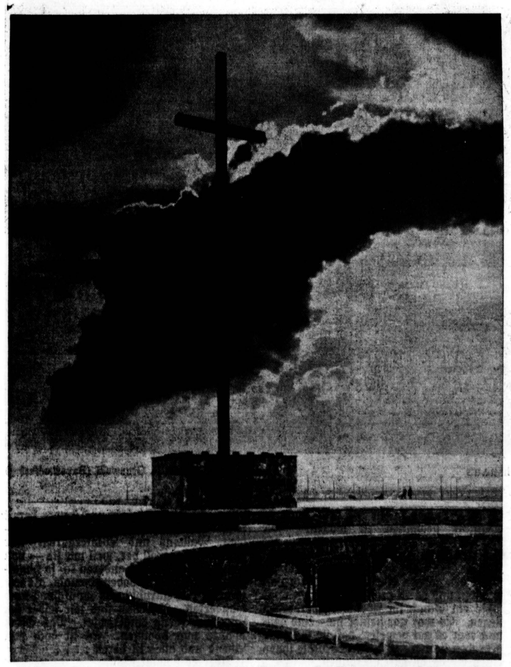
# Dies nebenbei

Was ist Geld? Darüber sind die Meinungen schon immer verschieden gewesen. Wenn Goethe (um ihn auch bei dieser doch sehr wichtigen Fragestellung nicht zu übergehen!) auch meint, daß „am Golde alles hängt", so heißt es doch im Volksmund, daß Geld nicht glücklich macht. (Einige fügen allerdings hinzu: aber es beruhigt!) Wenn wir nun eine Umfrage halten wollten, so würden wir Ungezählte finden, die mit wenig Geld sehr glücklich sind. Aber wie geht es nun denen, die Geld wie Kieselsteine haben? Den Millionären und Milliardären? Ihr Stammland sind die Vereinigten Staaten und von dort ist schon vieles von ihrer Lebensart über den großen Teich zu uns hergedrungen. Zum Beispiel, daß sie sich reverlecht quälen und vor allem andere gut dafür bezahlen müssen, daß sie nämlich immer etwas finden, was ihnen das Leben interessant und unterhaltsam gestaltet. Wir freuen uns, wenn wir einen blitzblanken, rassigen Mercedes vom neuesten Typ nur auf der Straße vorbeifahren sehen, aber wie soll sich der Dollarkönig, dem der teuerste Luxuswagen jederzeit zur Verfügung steht, darüber noch besonders freuen? Es ist also erklärlich, daß einem, wenn man schon zuviel Geld hat, das Leben langweilig wird. Um dem Leben dieser Millionäre nun ein ganz neues „Gesicht" zu geben, haben geschickte Manager (die natürlich damit nur ihrerseits Geld „machen") die Parole ausgegeben: „Einfach leben . . .!" Das ist ja nun tatsächlich etwas ganz Neues für solche Krösusse. Und es scheint nicht einmal so ganz einfach zu sein, wenn man es nur gewohnt ist, jährend und stöhnend die Sreisetarten der Luxusrestaurants durchzublättern, um sich nachher in einen fabelhaften Achtzylinder mit einer leisen Magenverstimmung ins schwellende Himmelbett fahren zu lassen. Jetzt aber — so sagt das neueste Schlagwort — sollen sie auf Wanderschaft gehen! Mit mörlichst wenig Geld! Ohne Bedienung! Sie sollen auf einem Heuboden übernachten und aus einer Blechschüssel gemeinsam Milch löffeln. Ob das für Millionäre und Milliardäre interessant ist? Sicherlich. Vielleicht werden sie bei dieser Gelegenheit sogar in einem Heuschober einmal einigen aus den Millionen Arbeitslosen der Vereinigten Staaten begegnen, die ihnen sicherlich gerne und kostenlos Anschauungsunterricht erteilen, wie „leicht" es ist, in Amerika einfach zu leben . . .

*

Manche Frau spricht davon, daß sie „in den Fesseln der Ehe" lebe und ist dabei guten Mutes, glücklich und zufrieden. Ja, es weiß ja auch jeder, daß die „Fesseln" nur sehr leicht überirdische Redensart sind; keinem Mann wird es einfallen, seine Frau wirklich in Fesseln zu legen. Und doch ist auch das schon dagewesen. Nicht nur, daß die Frau von ihrem Manne gefesselt wurde, sondern auch, daß sie in diesen Fesseln sich glücklich fühlte. Der Farmbesitzer Donald Palik in der nordamerikanischen Stadt Denver im Staate Colorado wollte seine Braut, die holde Rosemarie, zum Altare führen. Nun ist das im Staate Colorado aber unter Umständen nicht so einfach. Jedenfalls hatte Donald Palik Drohbriefe bekommen, in denen ihm mitgeteilt wurde, daß man seine Braut noch vor der Trauung entführen werde. Palik war aber keineswegs gewillt, seine Rosemarie zu verlieren und legte ihr kurzentschlossen Handschellen an, die er mit einer Stahlfessel an seinen Arm kettete. Die neidischen Nebenbuhler hätten also wohl oder übel mit der Braut auch den Rivalen entführen müssen, und das scheint ihnen doch nicht ganz gepaßt zu haben. Denn die Trauung konnte ohne jeden Zwischenfall zu Ende geführt werden. Das seltsame Brautpaar erregte zwar allgemeines Erstaunen, aber die junge Ehefrau versicherte, daß sie in diesen „Ehefesseln" ein gutes Symbol für die Zukunft erblicke. Na, wenn das nicht Liebe ist . . . . .

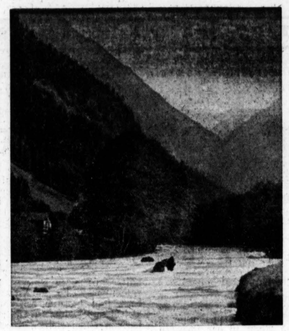
Jojo



**Schlageters Tod war ein Bekenntnis zur deutschen Heimat. — Das Mahnmal in der Golzheimer Heide.** Am 26. Mai jährt sich zum 15. Male der Tag, an dem Albert Leo Schlageter wegen seines Einsatzes für die deutsche Freiheit den Tod erleiden mußte. Photos Söhn

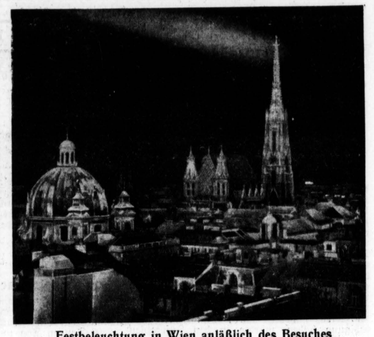
**Feierlicher Baubeginn**

Auf dem Werkgelände in St. Peter bei Linz wurde durch Generalfeldmarschall Göring der Bau der „Reichswerke Hermann Göring" feierlich eröffnet. Bei seiner Ankunft auf dem Baugelände wurden dem Generalfeldmarschall von einheimischen Mädchen und Kindern Blumen überreicht. (Zander-M.)



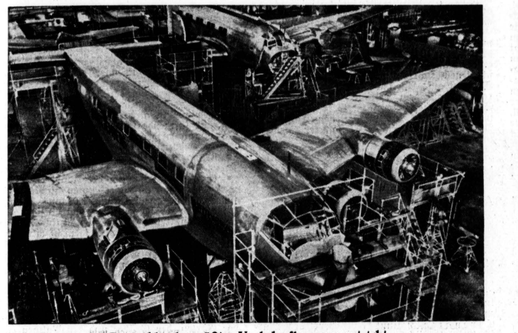
**Eine Landschaft voll Schönheit und Kraft**

In der Nähe von Zell am See im Kaprunertal wird ein großes Kraftwerk entstehen, zu dessen Bau Generalfeldmarschall Göring am 16. Mai den ersten Spatenstich ausführte. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)



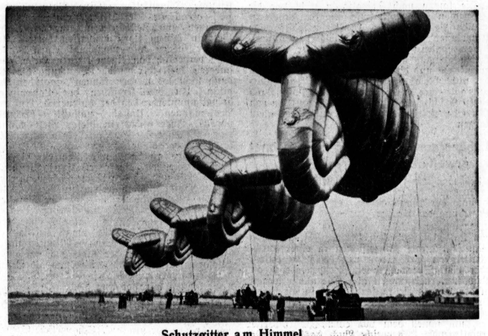
**Festbeleuchtung in Wien anläßlich des Besuches von Hermann Göring**

Zahlreiche große Scheinwerfer sandten ihre Strahlen über die alte Donaustadt, als Generalfeldmarschall Hermann Göring in Wien weilte. Deutlich erkennt man die Türme des Stefansdomes. (Zander-Multiplex-K.)



**Deutschlands größtes Verkehrsflugzeug entsteht**

Bei den Junkers-Werken in Dessau entsteht zur Zeit das größte deutsche Verkehrsflugzeug, die Junkers Ju 90, ein viermotoriges Großraum-Schnellverkehrsflugzeug, das trotz seiner 23 Tonnen Fluggewicht eine Reisegeschwindigkeit von rund 350 km je Stunde erreichen wird. — Blick in eine der großen Montagehallen der Junkerswerke. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)



**Schutzgitter am Himmel**

Das britische Luftfahrtministerium kündigt die Aufstellung einer Fesselballonabteilung an. Die Ballons die wir hier im Bild zeigen, werden unbemannt sein. Sie hängen an elektrisch geladenen Kabeln und verhindern, da sie zu Hunderten aufgelassen werden, durch dieses dichte Netzwerk jeden Tiefangriff von Flugzeugen. (Pressephoto, Zander-Multiplex-K.)

**Wasser aus Ostpreußen für die Heldenglocke**

Der italienische Generalkonsul Oberst Renzetti weilte auf den Schlachtfeldern Ostpreußens, um hier an historischer Stätte Wasser für den Guß der Heldengedenkglocke in Rovereto in Oberitalien zu holen. Das Wasser für den Guß wird von allen Schlachtfeldern der Erde geholt. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

**Generaladmiral Raeder am Budapester Ehrenmal**

Generaladmiral Raeder legte an dem Budapester Ehrenmal einen Kranz nieder. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

**Das Symbol von Genf, ein — Pfau**

Vor dem Gebäude der Genfer Liga stolziert aufgeblasen dieser Pfau. Wahrscheinlich ist er das „Symbol" der Liga: Fassade und Zwecklosigkeit. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

**Die große Duce-Rede in Genua**

Mussolini auf der als Schiffsbug gebauten Rednertribüne auf dem Siegesplatz in Genua während seiner großen außenpolitischen Rede, in der er vor Hunderttausenden sein Bekenntnis zur Achse Berlin—Rom erneut bekräftigte. (Weltb., Zander-M.-K.)

**Die Beisetzung des früheren Ministerpräsidenten Goga in Bukarest**

In Bukarest fand jetzt die feierliche Beisetzung des früheren Ministerpräsidenten Goga statt, dessen sterbliche Hülle in die Hauptstadt überführt wurde. — Anhänger Gogas tragen den Sarg vom Nordbahnhof aus in die Stadt, wo er feierlich aufgebahrt wurde. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

**Imredy neuer ungarischer Ministerpräsident**

Admiral von Horthy hat auf Vorschlag des zurückgetretenen Ministerpräsidenten Daranyi den bisherigen Wirtschaftsminister und Nationalbankpräsidenten Imredy zum Ministerpräsidenten ernannt und ihn mit der Neubildung der Regierung beauftragt. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

**Reise in das italienische Imperium**

# Libyen, die Schule der Kolonisatoren

*Sonderbericht von einer Libyen-Reise unseres Berliner Vertreters Dr. Rudolf Vogel*

Die Romantik geht zum Teufel, wenn man die Wirklichkeit sieht. Oft haben wir an Karl May denken müssen, der im übrigen die Dinge richtiger geschildert hat, als wir es uns jemals träumen ließen. Nur ein wenig romantisch überspannt. Die Zeit der Kämpfe und Abenteuer ist längst vorüber. Die Italiener haben mit eiserner Hand Ordnung und Ruhe, Sicherheit auf allen Verkehrswegen geschaffen, nachdem sie von 1922 ab und erst recht seit 1925 die Eroberung von Libyen in die Hand nahmen. Was sie in diesem Zeitraum aber kolonisatorisch für Italien erreichten, wird immerdar ein Denkmal ihrer Befähigung bilden, würdig in den Fußstapfen jener Generationen von Vorahnen zu schreiten, deren wuchtige, meilenweite Ruinenstädte von Sabratha, Leptis Magna und Cyrene auch heute noch eine beredte Sprache vom zivilisatorischen Umkreis des römischen Imperiums sprechen.

Sie kamen nach Tripolis ja nicht wie die Franzosen nach Nordafrika, um für die erlahmende Volkskraft des Mutterlandes farbige Untertanen zu suchen, Hilfsvölker zu organisieren, sondern sie kamen aus einer übervölkerten Heimat mit dem Willen, Neuland zu erschließen und die kolonisatorischen Leistungen des alten Roms wieder zu verwirklichen. Darum galt ihre erste Sorge der landwirtschaftlichen Erschließung, der raschen Produktion von Getreide und von Früchten, um den allzu kargen

### Lebensraum der italienischen Heimat zu erweitern

Alles, was wir im Umkreis von Tripolitanien sahen, galt diesem Einsatz, daneben erst der Hebung der Eingeborenen, der zivilisatorischen Erziehung der Araber.

Darum entwickelte man eine ganze Reihe von landwirtschaftlichen Versuchsstationen, gab man sogenannte Konzessionen in einer durchschnittlichen Größe von rund 5000 ha guten, aber völlig verwahrlosten Steppenbodens an Privatunternehmungen ab. Die allein waren in der Lage, viele tausend Mark in die tiefen Brunnenbohrungen, in die Bewässerungsanlagen und modernen Maschinen zu investieren, um schnell dem seit einem Jahrtausend brachliegenden Steppenboden Frucht abzugewinnen. Wir fuhren zur größten der Versuchsstationen hin. Ihr Direktor führte uns durch das 40 ha umfassende Gelände, dem auch eine Tierzuchtfarm angegliedert ist. Wir hörten von den Versuchen, aus über 35 Palmenarten zuckerhaltigere neue Sorten für die Küstengegenden zu züchten. Wir sahen Versuche mit neuen Kreuzungen zwischen Zitronen und Pampelmusen von unwahrscheinlicher Größe, in langen Reihen standen italienische und heimische Obstbäume, neue Züchtungen aller nur vorkommenden Frucht- und Getreidesorten, Gemüse- und Futtermittelarten. Erfreuliche Mengen an Steklingen und jungen Bäumchen können bereits an den Züchter abgegeben werden. Klimatische Kreuzungen zwischen indischen Cobrurindern, an der dauerhaften Sorte von sizilianischen und Vieh von der Insel Pantelaria wurde uns mit Stolz vorgeführt. Die Kameljüchtung wird planmäßig von den Militärbehörden betrieben.

Wir fuhren weiter, viele, viele Kilometer weit, durch üppig grünes Land, durch endlose Baumreihen, diese Pappelalleen, schattenspendende Doppelreihen von Tamarisken und jungen, schnellwachsenden Eukalyptusbäumen, die schon nach sechs bis acht Jahren erheblichen Schatten spenden. Wir sahen über endlose gleichmäßig gepflügte Felder, die schon Getreide wie bei uns drei Monate später, zeigten. Schnurgerade zogen sich über das weite Land unendliche Reihen frischgepflanzter Oliven-, Pfirsich-, Birnen- und Mandelbäume dahin. Es war ein Vergnügen, dieses neue kolonisatorische Werk zu sehen, in der kühlen Luft des Frühlings dahinzubrausen und von Zeit zu Zeit die schmucken, weißen Kolonistendörfer aus dem dichten Grün auftauchen zu sehen. Dann nach 60 km Fahrt hörte beinahe plötzlich die Vegetation auf, tauchten sandige Dünen auf. „So sah es an der ganzen Küste, durch die wir jetzt gefahren sind, noch vor zehn Jahren aus, als ich zum erstenmal hierherkam." Leutnant Bernardi sagte es lächelnd. Er erzählte uns von jenen Tagen, da dieses elegante blühende Tripolis nichts als ein türkischer Trümmerhaufen war, nichts von den großartigen Hotelbauten, den Palmenalleen, den Hafenanlagen stand.

Der Wagen bog in eine dicke Allee junger Eukalyptusbäume ein, ein weißes Haus, von einer Oliventerrasse umgeben, tauchte auf. Wir stehen vor Carlo Lattanzi, dem Direktor der Siedlungsgesellschaft „Fatme". 6000 Hektar gehören zu ihr. Rund 1 Million hat sie in die Steppe investiert. Ein 35 Meter umfassender Baffin neben dem Haus empfängt ununterbrochen einen dicken Strom Wasser aus den artesischen Brunnen mit dem elektrischen Pumpwerk. Ueberall elektrisches Licht, modernste deutsche und amerikanische Maschinen, Traktoren, Raupenschlepper. Modernste landwirtschaftliche Bodennutzung, vom amerikanischen System der „Trockenfahren" bis zu Beregnungsanlagen, um in der Dürre des Sommers dem Boden eine zweite Ernte zu entreißen. Man baut hier nicht oder selten geschlossene riesige Komplexe, sondern zieht wie in Italien in lichten, langen Reihen Oliven- und Obstbäume, dazwischen als Windschutz dicke Tamarisken- und Eukalyptusalleen, dazwischen wiederum Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse. So gewinnt die Landschaft ein immer neues, reizvolles, belebtes Antlitzen. In 10 Jahren ist Steppe in Fruchtboden verwandelt worden, gewann Italien eine neue Provinz, siedelte ein hartes Kolonistengeschlecht auf italienischem Boden in Nordafrika sich wieder an. Ein Schritt weiter zur Verwirklichung des „Römischen Imperiums".

## Der Kurs Balbo

### Von Tripolis nach Bengasi

Vierzehn Tage lang dampfte unser kleines Küstenschiff von Tripolis nach Bengasi. Vierzehn Tage lang schaukelten wir mit unseren 2900 Tonnen Tag und Nacht in der schweren Brandung eines eiskalten Nordoststurmes. Vierzehn Tage lang kämpften Araber mit unerschütterlicher Geduld und Gottergebenheit mit ihren kleinen Leichtern gegen die schwere Dünung an und nahmen Proviant von Bord. Immer wieder das gleiche Bild der Küste: Endlose Dünenketten, kleine Palmenbündel, steil abfallende Geröllklüfte, einsame Funkstationen und Zollhäuschen, eine Küste, die Gott in seinem Zorn erschaffen hatte. „Im Winter fahren wir manchmal einen Monat lang vergeblich von einem kleinen Hafen zum anderen, weil wir in der Brandung die Ladung nicht los werden können", sagt der Kapitän. In das Kreischen der Todeswinden dringt ununterbrochen der anfeuernde Ruf der Bootsmannen „Allah, allah!" (Schnell, schnell). Aber nichts in dieser Welt könnte einen Küstenarabier auch nur einen Augenblick lang aus der Ruhe bringen.

Vier Tage lang sagen wir allein vor einem solchen Küstennest, Buerat el Hsun! Wenn die Mannschaft und ich den Namen hören, werden wir nur einen Fluch murmeln können. Wir zählten alle Palmenwipfel, wir beschimpften alle Küstenaraber. Wir verschenkten Zigaretten, um nur eine lumpige halbe Stunde Zeit zu gewinnen. Der „Köln" wagte ein Letztes: Er ließ das Schiff in bangen Minuten unter fortwährendem Loten der Tiefe noch um einen Kilometer näher an die Küste und die Brandung heranziehen. Es half alles nichts. Vier Tage büßten wir vor dem Loch.

### Malerisches Wirrwarr

Es tauchte nachts das alte türkische Polizeinest Syrte vor uns auf. Schauerliche Szenen in der nachtschwarzen Sturmnacht, wenn heulende Arabertrauen, verschlichterte, Kisten, brüllende Kinder den Sprung vom Kaiserey in die meterhoch auf- und niedertanzenden Boote wagen müssen, wenn das ungewisse Licht der Deckslampen einen tollen Wirrwarr von Handgreifen, fluchenden Matrosen, jammernden Arabern und schimpfenden Offizieren beleuchtet, und die Lichter der Stadt am Horizont einen wahnwitzigen Tanz auf und nieder aufführen. Dann ist endlich alles verstaut. Die neuhinzugekommenen Askaris haben noch großen Platzstreitigkeiten sich und ihre Familie irgendwo in einem Winkel des Zwischendecks verstaut, die Matten, das hölzchen Eßentum in Körben ausgebreitet. Zehn kleine Feuerchen in Blechkanistern leuchten auf. Kleine handgeflochtene Fächer fachen die Glut an. Man kocht ein hölzchen von dem starken süßen Tee, dem unentbehrlichen Getränk der Araber. Kauert sich in heulendem Sturm ein wenig enger aneinander im Windschatten: horch, horch, nach einer Stunde schon klingt der monotone, einem Dudelsack künliche Ton einer arabischen Flöte auf. Sie haben sich eingerichtet, die Kinder der Wüste. Schwarze und helle kleine Kinder, die Mädchen in grellen Kleidchen, Gesicht und Wangen mit roter, braunen und grünen Stammesmalereien bemalt wie die Indianer, die Knöchel mit breitem Schmuck behängt, toben vergnügt kreischend und lachend mit gazellenhaften weichen Bewegungen durch das bunte Gewirr auf dem Zwischendeck. Ich suche lange mit den Offizieren oben am Bootsdeck und schaue in diesen malerischen Wirrwarr hinein. Der Sturm heult in den Tauen, die Maschine stampft unerschütterlich, die Düfte von gekochten Hammelfleisch, Rosenbirse, Paprika, Zwiebeln und viel, viel Knoblauch drängen von den zehn kleinen Feuerchen zu uns herauf. Siehe da, eine feuerrote, allseitende Mondscheibe drängt sich durch Wolkenfetzen. Hier könnte man die Stimmung jener Stunden missen . . .

### Soldaten der Wüste

Was für Kerle sind doch diese erprobten Kämpfer der Libyschen Araberdivision! Alle, die hier am Deck sind, machten jenen verzweifelten, in der kolonialen Kriegsgeschichte unsterblichen Marsch des 7. Batt. der libyschen Division im Abessinienkrieg unter Oberst Marinetti von Asab allein durch die Danakil-Wüste über Dirodaua zur Küste des Indischen Ozeans nach Mogadiscio mit. 1400 Kilometer lang durch die heißesten Teile Afrikas in Kämpfen mit wilden Eingeborenenstämmen. „12 Tage lang trugen wir zwei tote Kameraden bei 60 Grad Hitze verwelt mit uns, bis wir einen Grabplatz für sie finden konnten", sagt der Leutnant neben mir, der 19 Jahre lang diesen mörderischen Wüstendienst schon durchhält. 45 Kilometer tragen diese Araberstruppen Gewehr und Gepäck in flottem Marsch mit zwei Litern Wasser pro Tag und ein bißchen Proviant durch Steppe, Dornengestrüpp und Wüste. Jeder ein Kämpfer für sich, der es meisterhaft versteht, sich dem Boden anzuschmiegen und auch dann noch verbittert gegen den Feind anrennt, wenn der weiße Offizier fällt. Sie können zum Teil in zwei Sprachen lesen und schreiben. Sie sogen Füllfederhalter aus ihren Taschen, besaßen Photoapparate und — „sie sind trotzdem wie kleine Kinder", sagt lächelnd der von ihnen vergötterte Befehlshaber und verteilt Zigaretten unter sie, um einen kleinen Krach zu beschwichtigen. Ein etwas absurrer Küstenjude behauptet, bestohlen worden zu sein. Der erste Offizier visitiert alles Gepäck. Lieber Himmel, was kommt da alles zum Vorschein . . . ich habe in diesen vierzehn Tagen, ständig zusammen mit Araberstruppen und Offizieren mehr von arabischem Familienleben und Arabertruppen gesehen und gelernt, als man in einigen Büchern lesen könnte . . .

An einem Abend taucht endlich Benagasi, makellos weiß mit mächtigen griechischen Doppeltürmen der katholischen Kathedrale, den mit einem Aufwand von 19 Millionen Mark geschaffenen Hafenanlagen, den Riesshafen am Horizont auf. Am nächsten Morgen schon fuhren wir auf dem Teilstück jener großartigen Straße von der ägyptischen Grenze 1400 Kilometer lang bis zur Grenze von Tunis von Bengasi landeinwärts. 50 Kilometer Steppen- und Lagunenboden, dann wie auf der Strecke von Tripolis nach Garian wieder der steil aufragende Küstenschnabel, steile Haarnadelkurven, feste Kastelle auf den beherrschenden Höhen. Aber dann kommt die Ueberraschung.

### Auf den Spuren des Altertums

Ist dies hier Afrika, wo durch wir dann 500 Kilometer lang fahren? Könnten in diesen üppig bewaldeten Schluchten nicht plötzlich römische Kastelle auftauchen. Die gleiche Vegetation: Steineichen, Pinien, Zypressen, Myrrthen und Erdbeerbäume, Lorbeer? Und dann tauchen wirklich plötzlich meilenweite glänzend bebaute Felder auf, geschlossene Siedlungen, blendend weiß und neu zeigen sich zwischen frischen Obstpflanzungen: Hier in Cyrenaica beginnt das Werk des Marschalls Balbo, fabelhafter Frucht zu tragen.

Eine Station unterwegs hieß Luigi Razza. Einen Gedenkstein fotografierten wir dort, gewidmet diesem Manne, der den Gedanken italienischen Bauernkolonisation in Libyen tapfer verfocht. 88 Familien und Bauerngehöfte gruppieren sich jetzt schon nach wenigen Jahren rings um ein typisch italienisches Kolonistenforum: Schule, Kirche, Fascio, architektonisch bemerkenswert geformt, um einen Platz gelegen. 44 neue Gehöfte sind im Entstehen, verstehen und die heranbrängenden, braungebrannten Kolonistenjungens. Und ebenso ist es in Barce und in vielen anderen Dörfern und kleinen Städten unterwegs. Die Periode der Großkonzessionen hat Marschall Balbo abgeschlossen. Seit drei Jahren werden unter erheblichem Kostenaufwand Kleinsiedler angesetzt, die hier auf dem 900 Meter hohen Bergen der Cyrenaica das gleiche Klima und die gleiche Vegetation wie daheim in Apulien oder Sizilien vorfinden.

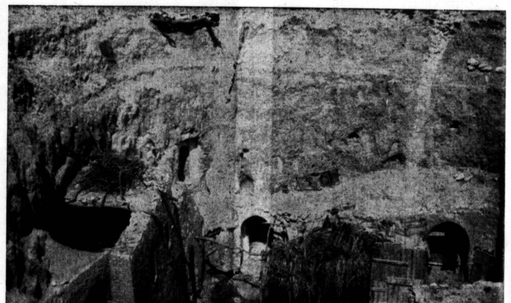
Und immer wieder unterwegs finden wir ungezählte Spuren der alten griechischen und römischen Kolonisation im Altertum. Wir standen unmittelbar hinter den neuen Siedlungshäusern von Cyrene plötzlich am Straßenrande neben mächtigen Säulen mit wundervollen Kapitälen. 1000 Schritt weiter eine riesige altrömische Wasserleitung, die für eine moderne Großstadt genügen könnte. Meilenweite Ruinenfelder. Plötzlich öffnet sich der Blick auf ein Tal, an dessen Abhang mit einem unendlich weiten Blick 60 Kilometer bis an die Küste hin die alte griechische Großstadt Cyrene stand, mit jener antiken Meisterschaft in der Wahl der Lage an prächtigem Quellwasser angelegt. Was hier von den Italienern jetzt ausgegraben wird, ist vielleicht noch mächtiger, noch glanzvoller als jene wundervollen Reste von Sabratha und Leptis Magna nahe bei Tripolis.

Unfaßbar beinahe, daß es jetzt noch in Kanonen vom Himmel giebt — gegen Ende März, daß ein bitterkalter Nordost die immergrünen Bäume sich biegen läßt und die Araber sich fahl im Frost dicker in ihre handgewebten Umhänge hüllen. Aber das nordafrikanische Klima birgt für den, der einen lachend blauen Himmel und brennende Sonne erwartet, noch im Spätfrühling unangenehme, kalfeuchte Ueberraschungen in sich. Manche Felder ertranken noch im Regen. Aber 14 Tage später beginnt die regenlose Dürre der nächsten sechs Monate, und im Herbst werden diese üppig grünen Flächen rings um uns ausgedorrt und ausgedörrt in einer unbarmherzigen Hitze liegen, und dann wird der fruchtbare Ghiblidie Sandmassen der libyschen Wüste an das Meer sage- und nächtelang mit seinem Glutbauch herantragen, wird das Leben hier unerträglich heiß werden und wird man noch 1000 Kilometer weiter, in Neapel, sich edem Schweiß unter dem Glutbauch der Ausläufer dieses Wüstenturmes, des Scirocco, von der Stirn wischen . . .

### Ein Farbenwunder ohne gleichen

Gegen Abend senkte sich die große Imperiumstraße wieder in Kurven abwärts zur Küste. Ein Märchenbild wie aus 1001 Nacht tut sich im Glanze der untergehenden Sonne vor uns auf in jenen unbeschreiblich zarten Tönen der Wüste kurz vor Sonnenuntergang. Alle Schärfe verschwindet, ein Farbenwunder ohnegleichen verwandelt die Horizonte, weicher werden die Konturen der schroffen Felsen, ein unendlicher Frieden senkt sich auf die Landschaft. Zu unsern Füßen liegt Derna, wohl der schönste Oasenort, den ich in Libyen sah. Wir wandern noch an diesem Abend durch die Straßen der Gärten, durch verfallene Höfe und stille Tore, durch das Menschengewimmel in den hellbeleuchteten Basaren, das lärmende Getümmel auf dem Hauptplatz, dann wieder vorbei an blendend weißen Marabugräbern. Von ferner donnert die Brandung unaufhörlich gegen die Hafenmolen. Die Palmenwipfel zu unsern Köpfen neigen sich plötzlich unter der Wucht des Sturmes, von dem wir hier unten nichts mehr spüren. Eine laue Luft umfängt uns. Ueppige Bananenstauden, die hier als am einzigen Ort am Mittelmeer frei wachsen, knistern leise. Von ferner gellt, ein wenig Furcht erweckend, das schreckliche Lachen hungriger Schakale. Aber jenseits der Gärten, aus einem Dickicht von Kaffeenbäumen und Palmen ertönen die sonderbaren Klänge einer arabischen Kapelle, Dudelsackflöten, eine Art von Geige, Zupfinstrumente und dumpfer Trommelschlag. Und dann erhebt sich plötzlich eine wohllautende Stimme und singt in die Einsamkeit der Gärten, der Gräber und der Palmen eine jener merkwürdigen arabischen Melodien, monoton und trotzdem melodisch, seltsame Tremolos und Koller in der Stimme, Melodien von einer Fremdartigkeit, die niemand wieder vergißt, der sie einmal gehört hat.

Aber rings um Derna, dem Paradies, wie es die Araber nennen, Derna mit seinen Ungemengen frischen Wassers, seinen üppigen Gärten, zieht sich in meilenweiten Umkreis auch die hohe Mauer einer jener großen Konzentrationslager, die General Graziani in den harten Kämpfen von 1925 bis 1931 bauen ließ, um endlich die Araberstämme zur Ruhe zu bringen. Noch 1931 kämpfte man 500 Kilometer tiefer um die Oasen von Kufra, machte der Hochspannungsstrom an einer fast 1000 Kilometer langen Stacheldrahtlinie an der ägyptisch-italienischen Grenze jeden Waffenschmuggel unmöglich. Bei der Fahrt durch das Innere stießen wir immer wieder auf einsame Gedenksteine mit schlichten Inschriften, die Grabmäler überfallener und abgeschlachteter Italiener, Männer, Soldaten, Frauen, Kinder. Es war ein harter Kampf mit einem fanatischen Gegner. Und trotzdem — heute marschieren die Söhne jener arabischen Scheichs in Reih und Glied in der arabischen Jugendorganisation, einer Parallelorganisation zur Balilla. 14 000 junge Araber schwören heute auf die Liktorenbündel. Die italienische Kulturpropaganda arbeitete ebenso gut wie der italienische Generalstab. Libyen lieferte bereits 1935, wenige Jahre nach seiner Unterwerfung, die besten und treuesten Bataillone im Abessinienfeldzug. (Schluß.)

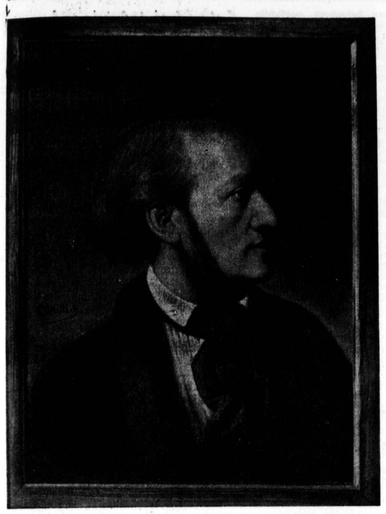


Die berühmten Höhlenwohnungen arabischer und jüdischer Sekten in Garian, 100 Kilometer von Tripolis. In diesen hygienisch sehr bedenklichen Höhlen, die durch Tunnels von der Außenwelt her zu erreichen sind, hausen Araber und Juden getrennt seit über 1000 Jahren. Photo: Dr. Vogel



**Zum 125. Geburtstag des Bayreuther Meisters**

# Wagner DER REVOLUTIONÄR

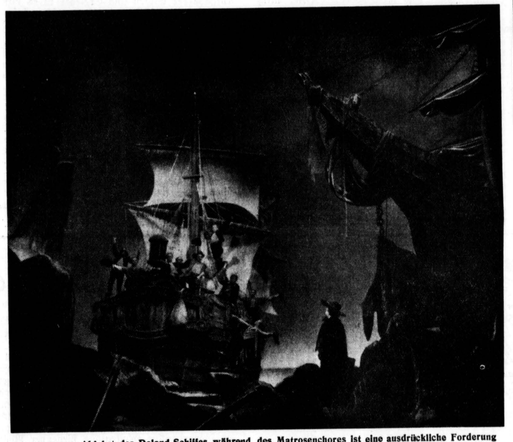


In Richard Wagner, dessen 125. Geburtstag wir am 22. Mai begehen, paart sich wie kaum in einem anderen Komponisten griechische Größe und germanische Tiefe. Diese Synthese, der gerade in unseren Tagen eine besondere Bedeutung zukommt, erscheint uns im Einblick auf den Bayreuther Meister um so schicksalhafter, weil sie in einer Zeit entstanden ist und möglich wurde, die der Oberflächlichkeiten gar viele hatte. Aber wenn auch kleine Geister böswillig ihre Tinte verspritzten und den frechen Versuch unternahmen, die einmalige Größe Wagners in den Schmutz zu ziehen,

Die Tatsache, daß auf den Bildern niederländischer Marinemaler die Segel zuweilen nicht bis an die Rahe dicht herausgezogen sind, ist benutzt, um bei der Ablahrt des Dalandschiffes wirklich einmal den optischen Eindruck geblähter Segel zu zeigen. Hinter den halb gerefften, stark faltigen Segeln bei Beginn des Aktes hängen ausgestellte, geblähte Segel aus Leichtmetallrahmen und Bizelis-Drahtgias.

nichts vermochte, den revolutionären Schwung dieses Genius aufzuhalten. Revolutionär, das ist Wagner Zeit seines Lebens gewesen. Er war es im Jahre 1848, als er als königlicher Kapellmeister die Barrikaden in Dresden bestieg, um mit der Hellsichtigkeit des geborenen Künstlers für ein edleres Gemeinschaftsleben einzutreten, er war es später, als er den ganzen opernhaften Plunder seiner Zeit hinwegfegte, er war es im Kampf gegen die jüdische Ueberfremdung, er war es nicht zuletzt aber auch, als er, unterstützt von einem kunstsinnigen König, den Grundstein sogen konnte auf jenem Festhügel, über den heute des Reiches Kanzler die Schirmherrschaft übernommen hat.

Wann und wo Wagner Front machte, immer sagte er dem Doktrinären mit flammendem Oetzen den Kampf an. Der Komponist tat dies nicht, um in falscher Eitelkeit die Blicke der künstlerisch Interessierten auf sich zu lenken, sein Ziel war es vielmehr, zum Wohle des Volkstheaters, zum Wohle des deutschen Nationaltheaters und zum Wohle der deutschen Kultur den Stab zu brechen über die Unnatur, den Nützlichkeitsegoismus und die Morschheit und innere Fäule der Gesellschafts-Ordnung seiner Zeit. Sein Streben war daher sowohl ein weltanschaulich als auch speziell künstlerisch ein „totales." Es braucht uns daher nicht



Die langsame Ablahrt des Daland-Schiffes während des Matrosenchores ist eine ausdrückliche Forderung Wagners. Um das Schiff nicht erst im letzten Augenblick nach Absingen des Matrosenchors links Wagners. Um das Schiff nicht erst im letzten Augenblick nach Absingen des Matrosenchors links Richtung nach dem Hintergrund der Eindruck der perspektivischen Verkleinerung entsteht, durch die die allmählich größer werdende Entfernung des Schiffes glaubhaft wird und das Bild des mit vollen Segeln fahrenden Schiffes bis zum Fallen des Vorhangs als letzter Eindruck wirkt.

Entwurf

Die Entstehung eines Kostümes (Landgraf Hermann in Tannhäuser) geht zurück auf die Darstellung des Landgrafen in der berühmten Manesse-Handschrift. Daher ist das Kostüm besonders stilecht.

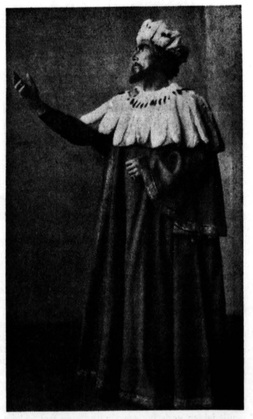
Vor der Abfahrt des Schiffes wechselt die Mannschaft die Segel aus und das Schiff fährt nicht seitlich aus der Sicht des Beschauers, sondern in die Tiefe der Bühne davon.

Wenn es aber noch eines Beweises bedarf, daß rund hundert Jahre den Werken des Komponisten nichts anzutun vermochten, dann ist es die Tatsache, daß gerade in diesem Jahre wieder die Bühnen mehr denn je darauf aus sind, die Wagnerschen Werke aufzuführen. Daß nicht nur die Großstadt mit ihrer ausgesprochenen Theaterkultur die Verpflichtung in sich fühlt, das Erbe von Bayreuth weiterzupflegen, erscheint dabei als ein besonders künstliches Zeichen. Wie aber die kulturellen Bestrebungen in Wahrheit gelagert sind, das vermag kaum etwas eindeutiger zu verdeutlichen als die in Kürze anhebende Richard-Wagner-Woche in Detmold, die in diesem Jahre dank der unermüdlichen Initiative des Gauleiters Dr. Alfred Meyer, dank aber auch der zielsicheren Arbeit Otto Daubes besonders festlich zu werden verspricht.

Dr. Gustav Röttger.

Fotos: Verlag Beck, Leipzig, aus dem Werk „Die Geburtsstadt Richard Wagners feiert den 125. Geburtstag des Meisters".

Fertiges Kostüm



# Welt der Frau

## Tapeten! Aber welche?

*Ein Kapitel über Farbenwirkung in der Wohnung*

Wenn die Sonne wieder hell in die Räume scheint, will uns oft die alte Tapete gar nicht mehr gefallen, so daß wir den Entschluß fassen, neu tapezieren zu lassen. Mit Eifer sehen wir die Musterbücher durch und finden auch bald mehrere Tapeten, die uns an sich zusagen. Wie werden sie sich aber in den Räumen ausnehmen, für die sie bestimmt sind? Da werden wir uns zuerst die Lichtverhältnisse des betreffenden Zimmers vor Augen halten müssen: Liegt es nach Norden, so scheiden alle „kalten" Töne aus, da sie den Raum noch lichtloser machen und durch eine „warme" Tönung der Wände das Fehlen des Sonnenlichts ausgeglichen werden muß. „Kalte" Töne sind alle Töne, denen blau beigemischt ist, „warme" sind solche, die ins Gelbliche gehen. So gibt es ein kaltes und warmes Grau, Grün, Rot, sogar von einem kalten und warmen Weiß oder Schwarz kann man sprechen. Aber auch bei den Farben selbst sind im allgemeinen warme und kalte zu unterscheiden. Rot und Gelb sind warme, Blau und Grün kalte Farben. So wird man also für ein nach Norden gelegenes Zimmer möglichst kein Blau oder Grün wählen, sondern etwa Ockergelb, Goldgelb, Goldbraun, denn Gelb ist Licht, ist heiter. Mögen dann auch die Möbel dunkel sein, immer werden wir den Eindruck des Warmen, Behaglichen haben, der durch einen roten Fußbodenbelag noch vertieft werden kann, wenn wir in ein in gelben Tönen tapeziertes Zimmer treten. Auch ein heller Kupferton wäre in einem Nordzimmer angebracht und unter Umständen auch ein helles, warmes, also gelbliches Grün.

Hat ein Zimmer volles Sonnenlicht oder ist es sonst sehr hell, bietet sich uns eine bedeutend größere Farbenauswahl. Hier wird sich ein schönes mittleres Grün, ein Grau, auch ein Blau gut ausnehmen, immer vorausgesetzt, daß die Möbel zu dem Wandton passen. Eine blaue Tapete ist namentlich für ein kleines, sonniges Zimmer zu empfehlen, denn Blau weicht zurück, läßt den Raum größer erscheinen. „Blau macht ein Loch", ist eine alte Malerregel; will man eine Landschaft vertiefen, bringt man Blau in den Hintergrund, eine Farbenwirkung, die man sich zunutze machen kann. Man glaubt, durch blaue Wände hindurchsehen zu können. Von Blau geht auch Beruhigung aus, es hat etwas Vermittelndes. Sprechzimmer, Schlafzimmer kann man in Blau halten und Vorhänge und Decken in guter Tönung dazu wählen.

Mit Rot sollte man besonders vorsichtig sein. In großen, hohen Räumen mit wuchtigen, schönen Möbeln kann es eine repräsentative, vornehme Wirkung haben, während es in engen Zimmern bedrückend wirkt. Ferner ist zu beachten, daß dem Anstrich der Zimmerdecke stets ein Ton von der Farbe der Wand zugesetzt werden sollte, damit die Decke nicht „kalkig" wirkt und die Harmonie stört. So dürfen auch die Türen nicht aus dem Farbton herausfallen.

Schließlich sollte man beim Tapezieren eines Raumes auch stets auf den danebenliegenden Rücksicht nehmen, falls beide durch Türen verbunden sind, damit die Farbe des einen Zimmers nicht unharmonisch in die des danebenliegenden hineinspielt oder diese gar „erschlägt."

Die Raumkunst bedient sich vor allem der Farbe; so können auch bescheidene Möbel ganz wundervoll wirken, wenn die Farbe der Wände mit ihnen zusammenklingt. Eine lichte Tapete oder ein heller Wandanstrich gibt dunklen Möbeln lebendigen Umriß, läßt einfache Bilder besonders hervortreten. Durch Farbe kann man Räume hoch oder drückend hell oder dunkel, abweisend oder ansprechend gestalten. Erst durch die Farbe erhält ein Zimmer Charakter, der auf unsere Stimmung wirkt, denn es gibt kaum etwas in der Umgebung des Menschen, das ihn so beeinflußt, wie die Farbe. Ihre richtige Anwendung ist unsere beste und billigste Hilfe bei der Einrichtung unserer Wohnung.

*Ich sehe in der häuslichen Tradition der deutschen Frau und Mutter eine festere Bürgschaft für unsere politische Zukunft als in irgend einer Bastion unserer Festungen,*

Otto von Bismark.

## Das Kind als Erfinder

**Spielzeug aller Art regt die Fantasie an**

Mutter hat Besuch und soll eigentlich nicht gestört werden. Da öffnet sich die Tür, ihr kleiner Junge sieht herein: „Mutter, ich habe so ein feines Klavier, darf ich dir mal mein Klavier zeigen?" Schon ist das Kind fort und kommt zurück, den hochgeschobenen Kittel mit langen Bauflöten vollgepackt. Auf dem Tepich wird das Klavier aufgebaut: Zwei Querhölzer in genügendem Abstand zu einander liegend, sechs Hölzer in kleinen Abständen darübergelegt. Mit einem Bauklotz wird über die leichten Hölzer gestrichen, und wirklich, das Klavier klingt. Mutter spielt sogar darauf: „Häschen klein!"

Zwei jüngere Buben, auf dem Land aufgewachsen, spielten einen Sommer über Räuber. In einem Gebüsch war ein Zelt aufgeschlagen. Bogen hatten sie sich aus Haselnußstöcken und Bindfaden hergestellt, die Pfeile waren aus Rohr mit Federn aus Hollunder, als Köcher benutzte man hohle, verholzte Rhabarberstengel, die an einer Bindfadenschlinge über die Schultern gehängt wurden. Die Raubzüge erstreckten sich meist bis in die Gemüsegärten, und die erlegten wilden Tiere erwiesen sich bei näherer Besichtigung als Gurken, Mohrrüben, Kohlrabi. Das Spiel ist der Kindheit Element, ist Ausdruck des Schaffens, was in den Kindern steckt. Was Kinder zu diesem Tun brauchen, erfinden sie dank ihrer Gestaltungskraft, ihres Schaffensdranges.

Aufgabe der Eltern und Erzieher ist es nun aber, diesen starken Tätigkeitsdrang schon beim kleinen Kind in rechte Bahnen zu lenken. Er kann, unbefriedigt, nur zu schnell in Lust am Zerstören umschlagen. Gebt dem kleinen Erfindergeist Stoff zur Betätigung, gebt ihm Spielzeug, mit dem er viel anfangen kann, in dem eine Menge Möglichkeiten liegt! Bauklötze, Ton oder Plastelin, auch Kastanien, Eicheln, Farben, wie herrlich läßt sich damit spielen, wieviele Abwechslungen ergeben sich! Scheute deinem Kind dauerhaftes, einfaches Spielzeug, mit dem es wirklich spielen, d. h. sich beschäftigen kann, das auch seiner Erfindungskraft noch Raum läßt. Sammelt mit dem Kind all die anscheinend nutzlosen Dinge, als da sind: Streichholzschachteln, Paketknebel, Garnrollen, Holzabfälle vom Tischler und dergleichen. Sie sind, recht angewendet, Schätze für das Kind, geben ihm Bereicherungsmöglichkeiten für sein Spiel, wenn es nun versucht, sich daraus sein Spielzeug selbst herzustellen.

Eva Leifer

## Schmeckt lecker!

Von Lieselotte Henckel

**Es zählt zu den täglichen Hausfrauensorgen die wichtigste Frage, „was koche ich morgen?" Und gerade jetzt in der Frühlingszeit Salat und und junges Gemüse erfreut, die aus dem Gefängnis nach Vitaminen recht häufig auf unseren Tischen erschienen.**

**Wir wollen bei all diesen Delikatessen doch keinesfalls jene Produkte vergessen, die reichlich vorhanden im eigenen Land, und die, da sie billig, bekömmlich, pikant den Anspruch auf größ're Beachtung erheben und manche vorzügliche Mahlzeit ergeben.**

**Vor allem der Hering, gesalzen in Tonnen hat noch nicht genügend Absatz gewonnen, weil nämlich der Fang in dem letzten Jahre ein außergewöhnlich reichlicher war. Das möge die deutsche Hausfrau bedenken, jetzt Hering verzehren, heißt Wirtschaft lenken.**

**Ihr meint, es genüge, wenn einmal die Woche die Hausfrau Kartoffeln mit Heringen koche! Nein, dieser Standpunkt ist reichlich verfehlt, drum sei'n euch allen hier aufgezählt Gerichte, die zu den verschiedensten Zeiten sich gerade vom Hering lassen bereiten.**

**Besonders den Auftauf und Eierkuchen müßtet ihr häufig mit Hering versuchen, genau wie die Röllchen vom Hausfrau'sstet in schmackhaft gewürztem Tomatenpüree. Als Paste zum Aufstrich, in Tunken zum Braten und in der verschiedensten Form vom Salaten**

**läßt sich von den kundig bereitenden Händen der Hering recht vielfach im Haushalt verwenden. Und nun nicht gezaudert, versuchet es frisch, bringt gerade den Hering jetzt oft auf den Tisch. Wir wollen die vollen Tonnen noch leeren für neue Fänge aus unseren Meeren.**

Sei es dann das Kasperletheater aus einer Streichholzschachtel, der Leuchtturm aus einer Garnrolle, Häuser, buntbemalt aus Tischlerresten, noch so einfach und unbeholfen — das Kind hat ein Stück geistiger Arbeit geleistet, ist ein Schöpfer im kleinen geworden. In diesem Glücksgefühl, zu dieser inneren Befriedigung sollten wir dem Kind verhelfen.

Eva Leifer

## Pfingsten im neuen Kleid

Ein neues Kleid zu Pfingsten, wo jeder sich hübsch macht, soll besonders reizvoll sein. Das Neueste ist gerade gut genug, wenn wir mit allen lieben Freundinnen in Wettbewerb treten.

Ganz entzückend sind die neuen Bolerokleider. Nehmen Sie eine blaue, weißgetupfte Seide für das Kleid und geben Sie ihm eine Schärpe sowie eine Bluse aus weißer Seide, auf der sich die Tupfen im Blau des Kleidtons wiederholen. Tupfenkleider im Bolero schnitt gefallen immer. Wollen Sie ganz sicher sein, daß Ihr Kleid Eindruck auf denjenigen macht, der Pfingsten neben Ihnen sogar sein geht, dann wählen Sie das Blau nicht zu dunkel. Männer lieben freundliches Blau. Womit Ihnen ein Tip aus der Erfahrung gegeben sei.

Zählen Sie nicht zu den Allerschlanksten, ohne sich deshalb gleich zu den sehr Molligen zu rechnen, dann wäre ein feingemustertes Druckseidenkleid recht empfehlenswert. Reich gezogene Machart am Büste und Arme gibt eine anmutige Weichheit, durch die sich heutige Nachmittagskleider auszeichnen. Sie wird Ihnen vorzüglich stehen und Sie so liebenswert erscheinen lassen, wie ein fraulich-feines Kleid das je zuwege brachte.

Sagt Ihnen jedoch Glattes mehr zu, schätzen Sie Falten und kleine Tüfchchen, dann finden Sie in dem danebenstehenden, etwas sportlicher gehaltenen Kleid, was Sie suchen. Der Lag mit seiner nach Malerart gefnoteten Halsschleife gibt dem Kleid eine sehr flotte Note. Daß die Falten nicht bis oben durchlaufen, sondern unterhalb Hüfthöhe aufhören, ist ein kleiner modischer Kniff zur Unterstreichung der schlanken Linie.

**Falten am Rock zählen überhaupt zu den modischen Neuheiten, die schaffen eine jugendliche Beschwingtheit. Kleider für junge Mädchen kann man sich heute kaum ohne ein paar Falten denken. Vorn und rückwärts am Rock geben sie trotz schmalem Sitz genügend Weite für sorglosen Ausschreiten. Allerliebst sind Falten in zierlicher Plisseeanordnung als weißes Aufputz an farbigen Kleidern. Jedes Mädel wirkt feisch und appetitlich in einem solchen Kleid. Dabei sieht aber nicht der erste kleine Anstrich damenhafter Eleganz, auf den die Vierzehn- bis Sechzehnjährigen berechtigten Wert legen.**

**Das Schönste holt die Mode herbei, sobald ein Fest Gelegenheit bietet, sich „groß" anzuziehen. Wonnige Langkleider in den milden Farbtönen von antikem Rosa geben einer pfingstlichen Braut das Geleit. Sie verfehlen nicht weniger ihren Eindruck auf die zu betörende Herrenwelt, wenn ihr Zauber sich im silbrigen Mondlicht eines Sommerballes entfaltet. Verschwenderische Glockenfülle fliegender Rockſäume wird kaum beschwert durch das leichte Gewicht einer wieder modern gewordenen Rosentollenrüsche, von deren abgezirkelter Grazie schon unsere Großmütter sich Erfolg versprachen.**

**Ganz neu, ganz Stil 1938 sind aber die neuen kurzen Gesellschaftskleider aus duftigstem buntbedrucktem Tüll mit hüftenumbauschendem Doppelrock. In seiner oben tailleneng faltig zusammengezogenen Fülle weht er kniekurz über einem zweiten engeren Rock und setzt seine ballettsafte Weite in pikanten Gegensatz zu der streng gestopften Oberpartie.**

M. Cl.

Ein reizendes blaues gewürfeltes Bolerokleid mit weißer getupfter Schärpe. Ultra-Schnitt K 7951

Etwas strenger, aber sehr hübsch ist dies Kleid mit den Falten. Ultra-Schnitt K 8016

Links Mitte: Weich gezogenes Kleid von anmutig kurzlicher Machart Ultra-Schnitt K 8022

Zeichnungen Friedrichs

Rosa Langkleid für Hochzeitsfeiern oder Sommerbälle. Ultra-Schn. K 8011

Jedes Mädchen wünscht sich solch ein jugendliches Faltenkleid. Ultra-Schnitt B-F 2630

Sehr neu ist das enge Kleid aus bunt bedrucktem Tüll. Ultra-Schnitt K 8020



10

**Achtung! Achtung!**

**Kurdirektor in Vertretung**

*So heißt der Roman, mit dessen Veröffentlichung wir in der kommenden Nummer des „7. Tages" beginnen. Es handelt sich um eine Sommergeschichte, die im flotten Tempo geschrieben wurde. Christel Broehl-Delhaes ist die Verfasserin. Unsere Leser kennen sie als eine vielbegehrte Roman-Autorin.*

**Also denken Sie an den Kurdirektor in Vertretung! Ueber acht Tagen stellt er sich persönlich vor.**

„Nein!" brummte Nels, „kein Mut. Die Knochen beider Beine unterhalb der Knie. — Aber das ist jetzt nicht so wichtig. Sie werden herunterkommen, sie werden uns suchen, sobald sie wieder Mut kriegen. Sie sind jung, Boß, Sie haben noch das ganze Leben vor sich. Seien Sie doch kein Narr. Laufen Sie weiter. Sie können mich nicht länger tragen. Sie müssen selbst verbunden werden . . ."

„Halten Sie den Mund", knurrte John. Er dachte einen Augenblick nach. „Ich hab's, sagte er. „Hallo, Nels, geben Sie mir Ihr großes Jagdmesser."

Nels reichte ihm das Messer, ohne ein Wort zu sagen. John ging das Ufer entlang, bis er eine junge Lärche fand, mit einem Durchmesser von ungefähr anderthalb Zoll. Die starke Klinge hatte rasch den jungen Baum abgehackt, und John kehrte zu Nels zurück, den starr zerzweigten Baum schleppte er hinter sich her.

„Ich kann Sie nicht tragen, das ist wahr. Aber ich kann Sie ziehen, glaube ich", sagte er und hob Nels auf, um ihn sorgsam auf die Baumkrone zu legen. „Sie haben mir ja diesen Trick gezeigt, damals, — wie man Mild ohne Schlitten ins Lager bringen kann. Solange kein Blut kommt, wird es gehen. Bleiben Sie ruhig liegen, und alles ist in Ordnung."

Während er so redete, nahm er das Stück Seil vom Baum und machte es an seinem schweren Gürtel fest. Das gab ein Schleppseil von mehr als sechs Fuß Länge. Ein Ende befestigte er sicher am Ende des Lärchenstammes, das andere warf er sich über die Schulter.

„All right", sagte er und begann dann den kleinen Baum samt seiner Last flußabwärts zu ziehen.

Die linke Seite seines Körpers wurde langsam steif. Dann begann sich von der Hüfte bis zur Achselhöhle eine Lähmung auszubreiten, über die er nicht Herr werden konnte. Es war nicht die Kälte, er hörte es, es konnte nicht der Frost sein. Er fieberte, und seine Lippen waren trocken. Er öffnete den Mund und ließ die eisigen Schneeflocken hineinblasen. Er ging weiter, schöpfte die Hand voll Schnee und füllte seinen Mund damit. Der Schnee kühlte seine Zunge für einen Augenblick, schmolz und ließ ihn gegen einen entsetzlichen Durst ankämpfen. Seine Sinne begannen sich zu verwirren. Aber er torkelte weiter, dumpf, beinahe besinnungslos . . .

Der Sturm war das Aergste. John hatte noch nie einen derart heftigen Blizzard erlebt. Eine Minute lang blies er eisig kalt, man fühlte sich erfroren und alle Glieder waren wie ausgestorben, — gleich darauf schien er heiß wie Feuer. John wurde es so warm, daß er schon im Begriffe war, seinen Pudlmantz auszuziehen. Er rang nach Atem —

„Geben Sie's auf, Boß. Laufen Sie allein ins Lager. Mir wird schon nichts geschehen. Laufen Sie ins Lager, laufen Sie, so rasch es geht!" Der Klang von Nels' Stimme ließ John endlich zu sich kommen, wie der Wind den Nebel zerreißt.

„Wie geht's, Nels? Reißen Sie sich die Glieder. Nur nicht steif werden. Alles in Ordnung! Wir werden's gleich geschafft haben!" Er schritt weiter aus, den Kopf gesenkt, den Körper gegen das Seil gespannt.

Das Seil begann ihn zu irritieren. Es kämpfte mit ihm, versuchte ihn anzuhalten, verlockte ihn nach hinten zu ziehen. Sonderbar, wie ein kleines Seil so stark ziehen konnte. Aber es sollte ihn nicht unterkriegen. Was zu tun war, war immer einen Fuß vor den anderen zu setzen! Ja, aber das Seil zog so stark zurück, daß er spürte, er müsse es aufgeben, weiterzugehen wie bisher.

Sein linkes Bein wurde steif und lahm, wie seine linke Seite. Es wollte nicht ausgreifen, wie es sollte. Aber da war noch das rechte Bein, das war ganz in Ordnung, er konnte ja seitwärts marschieren, rechtes Bein vor, rechtes Bein vor — und das steife linke nachziehen.

„Um Gottes willen, Boß! Stop!" — Wer hat da gesprochen? Ah! Das war Nels. Natürlich. Weshalb stöhnte er denn so?

„Weshalb wimmern Sie so? sagte John, als zwänge ihn etwas, tief innen zu sprechen. „Boß, Sind Sie blind? Da sind die Gleisbahnen — dort rechts — biegen Sie rechts ein!"

Rechts einbiegen. Na schön! Das Seil befahl. Das Seil war sein Boß. Es konnte ihm befehlen, rechts einzubiegen, aber es konnte ihm nicht befehlen, stehen zu bleiben. Nein, das ging nicht, selbst wenn es ihn rechts abbiegen ließ und den steilen Hang hinauf . . .

„Der Eisweg — gerade aus, zur Linken. Boß, sehen Sie noch immer nicht?"

Also links! All right! Er mußte gehorchen. Allein konnte er nicht denken — oder sprechen — oder sehen. Also nach links!

Da glitt er aus und fiel aufs flache Gesicht. Unter ihm war das graue Eis der Schlittenbahn. Und das war das Letzte, woran er sich später erinnern konnte . . .

Aber er wollte nicht liegen bleiben. Er stand auf, schleppte sich keuchend weiter und spannte sich gegen das Seil. Etwas trieb ihn vorwärts, selbst dann noch, als er das Bewußtsein verloren hatte. Immer ging es weiter — immer weiter . . .

Als der Tag anbrach, taumelte er in die Lichtung des Lagers, taumelte und fiel vor die Füße seiner Leute, als sie gerade zum Frühstück aus dem Schlafhaus kamen. Nels lag auf dem Lärchenschlitten hinter ihm. Er rührte sich nicht mehr, er hatte das Bewußtsein verloren — —

*

Die schmerzhafte Berührung mit warmem Wasser brachte John endlich zu sich. Er öffnete nicht die Augen, er war ganz benommen, spürte aber, daß er an einem warmen Ort war, daß Leute um ihn herumstanden, und daß einer von ihnen seine erstarrte Seite mit warmem Wasser wusch.

Das Wasser prickelte wie tausend Nadeln. Er hob seinen Arm, stöhnte und ließ die Hand wieder fallen.

„Er kommt zu sich", sagte eine Stimme. „Jetzt bringt die warmen Decken her!" „So ist's recht. Und jetzt rollen wir ihn darin ein, fest und warm."

John spürte, daß er aufgehoben und wieder hingelegt wurde, und daß man etwas Warmes um ihn wickelte. Er kämpfte gegen die schreckliche Müdigkeit und Schwäche, die ihn so hilflos machte. Dann konnte er endlich die Lippen bewegen.

„Nels?" fragte er schwach.

„Nels? Alles in Ordnung, Boß. Sorgen Sie sich nicht. Nels ist frisch und munter. Sie auch, Boß. Wir führen euch beide hinunter zum Doktor nach Pibody-Fall. Alles geht in Ordnung, Boß."

Es dauerte eine Weile, bevor der Sinn dieser Worte durch die Nebel der Müdigkeit in sein Bewußtsein sickerte. Er fühlte, wie man ihn wieder aufhob. Wie er getragen wurde. Er spürte die kalte Außenluft auf seiner Stirn, hörte das Schellen von Schlittenglocken und verstand endlich. Sie führten ihn aus dem Lager.

Sie brachten ihn nach Pibody-Fall. Er öffnete die Augen.

„Kalt! Wohin?" Seine Stimme war noch schwach. „Wir bringen Sie und Nels zum Doktor hinunter." — „Verdammt!" schrie John auf und warf sich unruhig in Norbys Armen. „Seht ihr denn nicht, daß mir nichts fehlt? Tragt mich auf mein Lager zurück. Bringt Nels zum Doktor hinunter. Ich bleibe hier. Vorwärts, hört ihr mich nicht?"

Sie blieben stehen. „Sie müssen doch . . ."

Bringt mich — auf mein Lager!" Er sprach jetzt ganz langsam. „Ich fühle mich schon besser. Ich weiß, was ich tue. Bringt Nels fort. Wenn der Doktor mit Nels fertig ist, dann bringt ihn hier herauf. Geht das endlich in eure Dickschädel? Aber muß ich —"

Er wollte sich aufrichten, aber sie hielten ihn fest. „Schon recht, Boß. Aber — aber".

„Wer ist Boß hier?"

Da konnten sie ihm nicht widersprechen. Er blieb ihr Boß, auch wenn er hilflos in Decken eingerollt dalag.

„Macht, was ich euch gesagt habe!" John Vorwärts!"

Er schloß seine Augen wieder. Er fühlte, lehnte sich zurück. „Und führt Nels hinunter. daß man ihn auf sein Lager trug. „Da kann man nichts machen", hörte er die Leute murmeln. „Boß, Lavin, fahre wie der Teufel und bringe den Doktor rauf, so schnell du kannst!"

John hörte, wie Lavin eiligst davon fuhr. Dann fühlte er wieder warme Luft über sein Gesicht streichen. Eine Tür wurde hinter ihm zugeschlagen, und er gab sich selig der Ruhe auf seinem Lager hin, wohin ihn die Männer gelegt hatten.

Den ganzen Tag über ängstete ihn ein furchtbarer Durst. Dann stöhnte er, bot die Hand — und immer war Dugan und sein roter Haarschopf da, ein bleicher, genäßter Dugan, der es gelegentlich für notwendig hielt, eine peinliche Feuchtigkeit aus seinen Augen zu wischen, sonst würde jemand, der zufällig in die Baracke kam, geglaubt haben, er hätte geweint. „Schon gut, Boß — Wasser — da haben Sie." —

John öffnete die Augen nicht. Er erlaubte Dugan, seinen Kopf aufzuheben, ohne daß er eine Anstrengung machte, ihm dabei zu helfen. Und wenn das Wasser an seine Lippen kam, trank er in großen Zügen, aber es löschte nicht das Feuer, das in ihm brannte.

Es wurde dunkel. Eine Lampe wurde angezündet. John fühlte, daß sich jemand neben ihn setzte. Warum konnten sie ihn nicht in Ruhe lassen? War es nicht genug, daß er dort eine Wunde hatte, die blutete?

„Genug, Dugan", murrte er. „Aufhören!"

In einigen Sekunden ist alles vorbei, Mister Pibody. Liegen Sie nur noch ein paar Sekunden ruhig, bitte!"

Das war nicht Dugans Stimme. John öffnete die Augen.

„O, Hallo, Doc", murmelte er, als er Doktor Deans weißen Bart erkannte. „Wie steht's mit Nels' Beinen?"

„Nels geht's schon besser." Doktor Dean hatte eine warme, angenehme Stimme. Er war ein Arzt, wie es sich gehörte; in seiner Nähe fühlte man sich geborgen. „Wenn Sie nichts dagegen haben, drehen wir Sie noch ein wenig weiter um, Mister Pibody. So, jetzt ist es gut. Und jetzt, bitte, schlucken Sie das hier."

Die Flüssigkeit, die ihm der Doktor hinhielt, war nicht kalt. Aber irgendwie schien sie das Feuer in seinem Innern zu erreichen und zu löschen. Auch fühlte er sich auf einmal so wohl, so schläfrig. Der Doktor sprach weiter mit leiser Stimme, aber John hörte nicht mehr zu. Er genoß den ersten Augenblick Wohlbefindens, seit ihn Mah Songs Kugel getroffen hatte. Bald war er friedlich und ruhig eingeschlafen.

Als er erwachte, war schon helles Tageslicht. Die schräggeneigten Strahlen der tiefstehenden Wintersonne trafen seine Augen. Er verlegte aufzustehen, aber ein jäher Stich in der Seite warnte ihn. Er legte sich wieder zurück. Er erinnerte sich nun beinahe an alles, was vorgefallen war.

„Dugan!" rief er.

„Ja, Boß". Dugan saß am Kopfe des Lagers und sprang jetzt eifrig an Johns Seite.

„Wie spät ist es, Dugan?"

„Ein paar Minuten nach Mittag, Boß. Die Leute sind gerade zur Arbeit gegangen."

„Mein Gott, habe ich solange geschlafen? Wie steht's mit der Arbeit? Ist die ganze Mannschaft draußen?"

„Natürlich, Boß!"

„Etwas von Nels gehört?"

„Nur was der Doktor gestern abend gesagt hat. Das haben Sie ja gehört. Oh Boß! Das war aber wundervoll — wie Sie ihn da ins Lager gezogen haben, trotz dem Sturm und Ihrer großen Wunde. Sie sind wirklich ein — —"

„Genug!" brummte John. „Habt ihr was über Whisky-Fall gehört?"

Dugans sommersprossiges Gesicht wurde augenblicklich ernst. „Ja, Boß, wir haben was gehört", sagte er zögernd.

„Haben die schon wieder was unternommen?"

Dugan antwortete nicht sofort. „Unternommen? Nein, Sie können darauf wetten, daß die nichts unternommen haben", sagte er langsam. „Die werden auch nichts mehr unternehmen, diese Bande von Whisky-Fall! Die werden die Arbeit hier im Lager nicht mehr aufhalten. Sehen Sie, Boß — Sehen Sie — hm — es gibt nämlich kein Whisky-Fall mehr."

„Wa — a — a — s?"

Dugan duckte schnell seinen roten Kopf. „Nichts mehr da von Whisky-Fall, Boß — nichts als verbrannte Balken und eine Menge zerbrochenes Glas im Schnee."

„Was soll das heißen?"

„Sehen Sie, Boß — gestern nachmittag, bevor der Doc kam, hatten Sie — hatten Sie so'n Schwächeanfall und die Jungens — die dachten, es wäre schon mit Ihnen vorbei. Nels hatte ihnen alles erzählt, was da oben vorgefallen war, so sagte also Norby zu Brackett: „Die Bande ist noch immer oben." Und Brackett sagte: „Versteh'e". Und dann gingen beide ins Schlafhaus und kamen mit ihren Büchsen zurück.

Dann sagte Norby zur Mannschaft: „Die Bande oben in Whisky-Fall hat den Boß niederknallen wollen!" Und dann gingen er und Brackett hinaus, ohne was weiter zu sagen. Da wußten die Jungens, was er meinte, und sie sprangen auf und faßten alle Gewehre im Lager, und einige, die keine Gewehre mehr bekommen konnten, nahmen Aexte; und Burns, der große Ire, nahm mir meine Büchse weg, weil er selbst keine hatte, und ich mußte eine Axt nehmen. So an die fünfzig von uns gingen hinauf, der Rest blieb hier im Lager.

Norby und Brackett gingen voran, als wir hinkamen, und die Hunde begannen anzuschlagen, und die Kerle öffneten die Türen und sahen raus und erblickten uns. Da rannten Brackett und Norby auf Wah Songs Haus zu und die anderen liefen in die anderen Häuser — fünfzig waren wir — und wir schlugen überall sofort die Türen ein. Norby wollte, daß ich zurückbleibe, aber ich hieb doch die Türe von Wah Songs Haus ein. Wah Song war schon tot, das wissen Sie ja, Nels hatte ihn ja erledigt, und keine Leute hatten ihn auf die Bar gelegt, wo er zu sitzen pflegte. Curly Joe wollte Brackett mit der Linken niederknallen, aber Brackett legte ihn mit einem Fußtritt um.

Norby, der muß eine Art Wahnsinn gepackt haben, denn als die beiden Mixer ihre Gewehre abschossen, dachte er gar nicht ans Schießen, sondern warf den Lauf seines Gewehres mit der Rechten und sprang über die Bar und schlug sie nieder, beide. Er wurde dreimal getroffen, gerade nur gestreift, aber sein rechter Arm blieb heil. Brackett wurde am Fuß getroffen, als er den Pharobieler würgte, und dann kamen die anderen Burschen hereingestürzt, und wir erledigten sie natürlich. Ich sah nicht, was dann später passierte, weil Norby mich nicht hin lassen wollte, aber sie trieben Curly Joe in den Wald hinein und kamen bald darauf ohne ihn zurück. Dann gingen sie in den Stall und holten die zwei Paar Pferde raus, die sie darin fanden und spannten sie vor die Schlitten. Dann ließen sie die ganze Bande in die Schlitten steigen, Weiber und Männer, so ein Dutzend waren es noch, und sie führten sie an den Rand der Lichtung und ließen dort halten.

Unterdessen hatten die Jungens alles Petroleum, das sie finden konnten, herbeigeschleppt und es über die Häuser ausgegossen. Da waren noch zehn Fässer mit Alkohol und Whisky hinter Wah Songs Haus, und die brachen sie auseinander und ließen das Zeugs

Ubert Boden fließen. Wah Song lag die ganze Zeit auf dem Bartisch.

Es gab Westwind, und Norby ging an den Rand der Siedlung, wo sie gerade ein Faß Petroleum über einen Haufen Brennholz ausschlitteten und sagte: „Alles draußen?" „Vorwärts!" schrien die Jungens und Norby zündete dann an.

Ho! Wie das brannte! Im meinem Leben habe ich noch nie was so schnell brennen gesehen. Es war, als ginge das ganze Zeug in die Luft. Brockett wartete, bis die Häuser zusammenfielen, dann sagte er zu der Bande im Schlitten: „Jetzt könnt ihr gehen. Schaut euch das Feuer gut an, damit euch die Lust vergeht, zurückzukommen, und erzählt Bart, was mit Wah Song und Curly Joe passiert ist und daß ihn dasselbe erwartet, wenn er sein Gesicht in der Nähe des Lagers zeigt. Und jetzt vorwärts! Schaut, daß ihr fortkommt!"

Sie fuhren verdammt rasch davon und mucksten nicht. Wir mußten der Hitze wegen in den Wald zurück; da warteten wir, bis die Decker zusammensielen und die Wände krachten und nichts zurückblieb von Whisky-Fall als ein Haufen rotglühender Balken.

Und dann, als wir ins Lager zurückkamen, war der Doc da, und sagte, alles sei allright mit ihnen. Aber da war die Sache eben passiert. Whisky-Fall wird nichts mehr unternehmen, Boß. Wir haben es ausgebrannt, weil wir dachten, daß wir Sie rächen müssen, Boß!"

*

Doktor Dean, sonst ein sanftmütiger alter Herr, war sehr schlechter Laune, als er zwei Tage später ins Lager kam, um seinen Patienten zu besuchen. Er fand ihn nämlich mit einer Krücke unter der linken Schulter, wie er gerade die Mannschaft auf den Rollbahnen beaufsichtigte.

„Wenn Sie ein einfacher Holzfäller wären, ohne genügende Intelligenz, um zu wissen, was für Sie vollkommene Ruhe bedeutet, würde ich kein Wort verlieren", sagte er zu John. „Ich habe vorausgesetzt, daß Sie vernünftig genug sind, um meinen Anordnungen zu gehorchen. Ich habe verlangt, daß Sie unbedingt und absolut ruhig auf Ihrem Lager liegen bleiben, bis ich wiederkomme. Sonst hätte ich Sie sicherlich anbinden lassen. Legen Sie sich jetzt ins Bett, hören Sie, Mann? Ich bestehe darauf."

Aber John lachte nur. „Ins Bett legen?" rief er aus. „Aber Doc, die härteste Arbeit, die ich je geleistet habe, war im Bett zu liegen, einen ganzen Tag lang, ohne dabei zu sein, wie die Arbeit weiterging. Ruhe? Wovon das Holz dort nicht unten auf dem Eis ist? Schlagen Sie sichs aus dem Kopf, Doc, das kann ich nicht."

„Ihre Gesundheit ist wichtiger, Mann. Sie werden vielleicht für immer ein Krüppel, wenn Sie da draußen bleiben."

„Ich würde verrückt werden, wenn ich nicht bleibe. Die Arbeit hier bedeutet mir mehr, als Sie sich vorstellen können. Ich muß auf meinen zwei Beinen bleiben, Doc, und bis ans Ende durchhalten, muß es unbedingt. Und jetzt — wie geht es Nels, Doc?"

Der Doktor zuckte ein wenig zusammen.

„Er ist auf dem Wege zur Besserung", sagte er, „sein linkes Bein — hm — allerdings — — Nehmen Sie es nicht so tragisch, setzte er schnell hinzu, als bei dieser Nachricht John ein jämmerlicher Fluch entschlüpfte. „Ihr müßt beide sehr glücklich sein, daß ihr mit dem Leben davongekommen seid. Abgesehen von dem Glück, daß Sie Nels ins Lager zurückbrachten — ich kann nicht verstehen, wie ein Mann in Ihrer Verfassung so was leisten konnte."

„Bitte, Doc, lassen Sie das", unterbrach ihn John. „Aber Nels' Bein — —"

„Das Gelenk war vollkommen zersplittert — eine Kugel hat es durchschlagen."

„Ich nehme an, er wird mit Hilfe einer Prothese gehen können, nicht wahr?" sagte John nach einer langen Pause. „Armer, alter Nels! Ja wir müssen versuchen, ihm soweit zu bringen. Er würde zugrunde gehen, wenn die geliebte Jagd für ihn nicht mehr existieren kann. Wie geht es Onkel John?"

„Keine Aenderung!" sagte der Doktor mit einem Achselzucken. „Wolf John lebt nur mehr durch Peggy. Ein Glück für ihn, daß sie soviel Leben in sich hat. Jetzt hat sie auch den alten Nels in Pflege. Wir haben Wolf John selbstredend nichts davon gesagt. Aber Nels hat Peggy erzählt, wie Sie ihn gerettet haben und — —"

„Der Narr!" brummte John. „Warum konnte er nicht den Mund halten? Männer, die zu schwätzen beginnen, weil sie still am Rücken liegen müssen, sind nicht besser als alte Weiber."

„Und Peggy sagte mir, ich soll Sie fragen, wann Sie wieder hinunter kommen" schloß Doktor Dean.

Johns Züge straften sich. Er wich dem Blick des Doktors aus. „Ich komme nicht nach Pibody-Fall, bevor die Königskiefern am Boden liegen und die Trift hinter den Gattern ist. Nicht früher."

Doktor Dean pfiff überrascht. „Nicht bevor die Trift unten ist? Das heißt also wohl nicht vor dem Frühjahr? — „Stimmt!" sagte John.

*

Den Rest des Winters, bis ins Frühjahr hinein, arbeitete John unermüdlich. Wochenlang hinkte er mit Hilfe einer Krücke herum, während seine Wunde heilte und sich seine halbgelähmten Muskeln stärkten.

Der grausame Norden, der ihn fast umgebracht hatte, hatte ihn auch gerettet. Er hatte ihn zum Widerstand gestärkt.

Dugon sollte recht behalten. Die furchtbare Lektion, die man der Bande in Whisky-Fall erteilt hatte, war kräftig genug, sogar Leute von diesem Schlage abzuschrecken. Sie wagten gar nicht Rache zu nehmen. Einige von ihnen flohen zitternd nach Spirit-Lake hinüber und versuchten vergebens Bart zu erklären, daß sie an allem unschuldig seien. Die meisten aber hatten Angst vor Barts Wut. Sie zogen weit fort, änderten ihre Namen und suchten Lager auf, wo Bart ihrer nicht habhaft werden konnte.

Whisky-Fall war erledigt. So weit war der Kampf gewonnen. John und seine Mannschaft konnten sich unbelästigt ihrer Arbeit in den Wäldern widmen.

Gelegentlich kam Nachricht von Spirit-Lake herüber. Zuerst hieß es, daß Bart seine wilden Ausschweifungen fortsetze, einige Zeit später gab es Gerüchte, er habe aufgehört zu trinken und hätte die Leitung eines der Lager der Lowrey-Gesellschaft in dieser Gegend übernommen. Aber bald darauf hörte man einige Aeußerungen Barts, die ungefähr so lauteten, wie sie John erwartet hatte.

„Ich werde mit dem jungen Pibody abrechnen, sobald die Trift vorüber ist. Er soll nur sein Holz hinter die Gatter bringen. Ich werde schon dafür sorgen, daß er seinen Lohn kriegt, es sei denn in der Hölle! Ich werde ihn aus den Wäldern hinaustreiben oder ihn für immer erledigen, und zwar auf seinem eigenen Grund und Boden."

Natürlich erzählte man es John, und er machte dazu, das war zu erwarten gewesen.

Niemand bezweifelte Barts Mut und Selbstvertrauen. Seine Drohung machte die Runde durch die Wälder. Aus Nels auf seinem Krankenbett im Hause des Doktors in Pibody-Fall hörte davon. Er war beunruhigt. Sobald es ihm Doktor Dean erlaubte, fuhr er mit dem Proviantschlitten ins Lager zurück. John fluchte, aber Nels setzte sich hin und wartete, bis sich der erste Sturm gelegt hatte.

„Der Kampf ist noch nicht zu Ende, Boß", sagte er, als John ruhiger geworden war. „Was hat es für einen Sinn, die Trift herunterzubringen, wenn Sie Bart für immer erledigt? Dann wäre er doch Sieger, trotz allem, was Sie schon getan haben."

Schließlich brachte er John wenigstens so weit, sich mit seinem sechsschüssigen Revolver in den wenigen freien Augenblicken, die ihm die Arbeit ließ, einzuschießen.

Der Februar verging, es kam der März, und das kalte Wetter hielt noch immer an. Als die Arbeit sich dem Ende näherte, begann John ein wenig müde zu werden. Das Lager war ihm zum Gefängnis geworden, die Wälder zu einem mächtigen Zaun, der ihn von der Welt abschloß. Er sah sich zu einer Aufgabe verdammt, die endlos schien. Die Stimmung der Leute war ähnlich.

John begann jetzt jede Nacht vor dem Schlafengehen den Himmel zu beobachten. In dieser Nacht gibt es Tauwetter", sagte er sich peffimistisch jede Nacht. Aber das Tauwetter kam nicht. Und die Arbeit konnte weitergehen . . .

Eines Nachmittags kamen die Sägeleute ins Lager zurückgewandert, während die Sonne noch hoch über dem Wald stand. Sie hatten ihre Sägen und Aexte auf den Schultern und lachten und scherzten, wie es Leute tun, die sich plötzlich von einem Druck befreit fühlen. Dugan war gerade damit beschäftigt, einen Brief an seine Hulda mühsam zu verfertigen. Er lief überrascht aus der Kantine. „Was ist los mit euch Kerle?" fragte er.

Als Antwort hoben sie ihn vom Boden auf und schwangen ihn lachend herum. Sie stießen ihn von einem zum anderen. Sie hüpften und tanzten, boxten, pfiffen und schrien durcheinander. Sie mußten ihren Gefühlen freien Lauf lassen. „Was los ist? Du rothaariger Knirps? Alles ist los. Wir haben den Fluß erreicht. Dieser verdammten ewigen Arbeit ist ein Ende bereitet."

Doch jetzt kam noch die wichtigste Arbeit: Die Trift war zu erledigen. Es war allerdings eine kurze und leichte Trift. Aber solange sie nicht vorüber war, konnte John sich seines Erfolges nicht sicher fühlen.

Endlich kam ein Morgen, an dem die entblößten, feuchten Wälder von den Düften erwachenden Lebens erfüllt waren. Die Sonne wärmte lau, als sie aus den Schlafsäcken krochen. John stand am Eingang zum Büro, lächelte und streckte zum erstenmal seit Wochen behaglich seinen Körper. „Was für ein prächtiger Tag!" gähnte er.

Die Männer lachten, als sie zum Frühstück gingen. Unten in den Ställen wieherten die Pferde freudig. Und in der Stille des Morgens kam vom Flusse her ein plötzliches knatterndes Donnern, das jeden Mann im Lager aufhorchen ließ. Ein zweites Donnern folgte. Die Mannschaft brach in ein gellendes Geschrei aus: „Hip, hip! Hurra! Es ist so weit! Vorwärts! Los! Hurrah!"

Sie rasten wild dem Ufer zu. John erreichte als erster den Fluß. Ein willkommenes Schauspiel erwartete ihn. In der Mitte des Flusses hoalte ein Band rasenden, schwarzen Wassers das graue Eis. Flußabwärts, so weit das Auge reichte, taute es. Auch die Ufer entlang hatte das Eis seinen Halt aufgegeben.

Die Mitte des Stromes war mit verstreuten Stämmen gefüllt. Und dahinter setzte sich die große Masse der Trift laut brummend in Bewegung, als wollte sie dagegen protestieren, daß man sie gestört habe. Knirschend wurden die Eisstücke zwischen den Stämmen zermalmt.

John stand schweigend da.

Er fühlte kein Gefühl der Erleichterung in seiner Brust. Die Trift hatte begonnen, die Arbeit war also erfolgreich beendet. Und er hatte sich bewährt. Aber jetzt, da die Zeit war, nach Pibody-Fall zurückzukehren, dachte er an Peggy und fühlte sich unbehaglich.

*

Er stimmte auch nicht in die Freudenrufe seiner Leute ein, als sie an einem hellen Montagmorgen am Rande des Sägewerkes in Pibody-Fall standen und auf die Millionen Kubikfuß Holz blickten, die wie Schiffe in ihrem Dock, aneinandergepreßt hinter dem großen Gatter lagen. Weder Wolf Johns Handschlag, noch der bewundernde Blick aus den Augen des alten Mannes konnten ihn für die langen, monotonen Wochen entschädigen, die er im Lager zugebracht hatte. Dann trat Peggy auf ihn zu. Sie gab ihm die Hand und sagte herzlich:: „Das ist wundervoll, wundervoll! Aber ich wußte, Sie würden's bewältigen, ich wußte es die ganze Zeit!"

Nein, auch das half nicht. Denn er durchforschte sorgfältig ihre Augen, aber er konnte jenen Blick nicht darin finden, den er als Begrüßung erhofft hatte.

Bewunderung, Vertrauen und Sympathie lagen in ihren Augen. Aber das war alles. Und John mußte voll Bitterkeit erkennen, daß Bewunderung, Vertrauen und Sympathie einem Mann, der Liebe wollte, nichts bedeuten.

Am dritten Abend blieb er aus. Der Wunsch, mit Peggy über alles, was er am Herzen hatte, zu sprechen, wuchs ihn zu heftig, und diese Qual wurde nur gesteigert, wenn er mit ihr allein war und es ihm an Mut fehlte, zu sprechen.

Einmal mußte er seinen Onkel besuchen. Er fand ihn verdrossen, weil das Schicksal ihn zur Untätigkeit verdammte.

Als der alte Wolf schläfrig wurde, erhob sich John und ging hinaus. Er merkte nicht, daß auch Peggy aufgestanden war und ihm folgte. „Was ist los, Vetter John?" fragte sie besorgt. „Irgendwas muß passiert sein, das sehe ich. Sie sehen unglücklich aus. Dabei haben Sie einen großen, unerwarteten Erfolg erzielt. Und doch sehen Sie nicht aus, als würden Sie sich darüber freuen."

„Der Erfolg bedeutet mir nichts, im Vergleich zu dem, was ich wirklich möchte."

„Was ist das?"

„Sie, Peggy!"

Sie stand ihm gegenüber, sah ihn an, ihre Augen weiteten sich langsam, als könne sie vorerst den Sinn der Worte nicht begreifen, als wäre ihre Ueberraschung zu groß.

„Haben Sie es nicht erraten, Peggy? Wofür, glauben Sie, habe ich in den Wäldern gearbeitet? Weshalb glauben Sie, habe ich eine Wandlung durchgemacht? Um Onkel John zu gefallen? Um Karrière zu machen? — Nein, ich tat es — Ihretwegen! Ich wollte Sie für mich gewinnen!"

„John", sagte sie. Sie wandte sich ab, und ihre Stimme war wie von Schluchzen erstickt.

John war erstarrt. Er verstand, was das bedeutete. Es war ihm plötzlich, als hielt jemand seine Kehle umklammert und wollte ihn erwürgen. Er senkte den Kopf. „Ich dachte, Sie wüßten es, was ich für Sie empfand. Weinen Sie nicht!"

Sie hob ihren Kopf und blickte ihn an, während noch Tränen in ihren Augen schimmerten. „John — John — ich dachte, Sie haben mich nur gerne — ich glaubte, wir sind nur Kameraden. Ich dachte keinen Augenblick lang an etwas anderes. Warum können wir nicht weiter Freunde sein? Gute, aufrichtige Freunde?"

„Ja, Peggy — es ist schon gut!" Er wandte sich ab.

„Sie werden mich doch nicht verlassen?" fragte sie jetzt furchtsam.

„Peggy! Darf ich keine Hoffnung mehr hegen? Fühlen Sie nichts für mich? Oder — kann ich warten? Können Sie mir nicht sagen, daß ich warten darf? Wenigstens das eine?"

Sie hatte sich gefaßt. Sie sah ihn ruhig an. „Wir waren doch immer ehrlich zueinander, John. Ich will jetzt auch ehrlich sein. Ich weiß nicht, ob irgend ein anderes Gefühl für Sie in meinem Herzen ist als Freundschaft!"

„Sie müßten es doch wissen, ob Sie mich liebhaben."

Er nahm ihre Hand.

„Nein!" sagte sie. „Ich weiß nur, daß Sie jetzt unglücklich sind — ich, ich fühle, ich sollte jetzt lügen und Ihnen sagen, daß ich Sie liebe — — Aber ich kann es nicht."

John wolte sprechen. Aber er wußte, daß da nichts mehr zu sagen blieb.

„Wir wollen weiter gute Freunde bleiben", sagte er nach langem Schweigen und hielt ihre Hände. Er sagte es so matt, daß es fast ironisch klang.

„Gute Nacht, Peggy!" Er machte sich los und ging mit schnellen Schritten den Hügel hinunter, während sie ihm mit verwunderten Augen nachstarrte.

*

John ging direkt in sein Zimmer im Hause des Doktors. Ohne die Lampe anzuzünden oder sich auszuziehen, warf er sich aufs Bett. Durch das offene Fenster kam das Lachen eines Mädchens, es schien seine Pein noch zu steigern. Er sprang auf und schloß das Fenster.

Er hatte also versagt — trotz allem. Die Pläne, die er geschmiedet hatte, erwiesen sich als hoffnungslose Träume. Nichts blieb mehr davon übrig. Alles war aus — wie nicht anders zu erwarten war. Er hatte geglaubt, in den großen Wäldern, fern von den Käfigen der Zivilisation habe er sich endlich gefunden. Es war ihm zwar gelungen, sich zum Führer eines ganzen Lagers von Holzfällern emporzuarbeiten. Doch jetzt wußte er, weshalb es ihm geglückt war. Nicht weil er hierher gehörte, nicht weil der strenge Norden das Beste aus ihm herausgeholt hatte. Alles war ihm nur geglückt, weil er gehofft hatte, Peggy zu gewinnen. Ihretwegen hatte er Dinge vollbracht, die seine normalen Kräfte weit überstigen.

Aber das war nun vorüber. Wenn er ein Mann war, dann mußte er vergessen können! Natürlich mußte er fort. Er sprang auf, zog den Hut tief über die Augen und eilte in den Wald hinaus.

*Immer lieb und freundlich ist*

**Magda Schneider**

*Im Film wie im Leben. Hier schickt sie dem „7. Tag" herzliche Grüße*

Dort war es wenigstens dunkel. Kein Gelächter eines dummen Mädchens konnte störend ans Ohr klingen. Er begann fieberhaft umherzuwandern, ohne auf Weg oder Richtung zu achten. Er brauchte Bewegung. Vielleicht würde sie sein Herz beruhigen, seine Stirn kühlen . . .

Erst im Morgengrauen kehrte er nach Pibody-Fall zurück. Als er sich aufs Bett warf, fiel er sofort in tiefen Schlaf.

Ein Klopfen an der Türe weckte ihn. Er sprang auf. Er sah, daß die Sonne schon hoch am Himmel stand und daß er bis tief in den Vormittag hinein geschlafen hatte.

„Herein!" sagte er. Nels trat ein.

„Was gibt's Nels", sagte John unaufmerksam. Dann sah er Nels' ernsten Gesichtsausdruck. Nels schloß die Türe. Er setzte sich langsam, saß da, die Hände zwischen seinen Knien gefaltet. und starrte zu Boden. „Nun, was gibt's?" wiederholte John.

Nels blickte zur Seite, kratzte sein Kinn und sah wieder zu Boden. „Bart ist hier", sagte er dann ganz ruhig.

„Was?"

„Ja, Bart ist heute morgen plötzlich aus Spirit Lake rübergekommen."

„Wie lange will er bleiben?"

„Er sagt, solange er Lust habe."

„Ist er allein?"

„Ja, ganz allein."

John hatte sich schon gefaßt. „Nun und was weiter?" sagte er.

Nels Augen hoben sich langsam vom Boden. „Wollen Sie, Boß, daß wir ihn von hier hinaussagen?"

Er sah John auf eine Weise an, die dieser nicht ganz verstand. „Sie müssen uns nur ein Wort sagen", setzte Nels fort. „Ein halbes Dutzend von uns sind bereit, mit ihm endlich abzurechnen. Und Sie haben nichts damit zu tun — bis alles vorbei ist."

Endlich schien John zu verstehen. Er richtete sich auf. „Was sucht er denn eigentlich hier?"

„Sie!" sagte Nels einfach. Dann setzte er hinzu: „Er sagt, er ist nur gekommen, um Sie ein für allemal aus den Wäldern zu jagen."

Ein kaltes, grimmiges Lächeln lief über Johns Gesicht. Wenn Bart wüßte, wie sehr ihm dieses Zusammentreffen paßte, seit gestern Nacht! Endlich zeigte sich ein glücklicher Zufall. Er hatte jetzt nichts zu verlieren. Es war ihm einerlei, wie die Sache ausfallen würde. Bart hat sich als Objekt, an dem er seine Wut über das Schicksal auslassen konnte, gerade Bart — — „Wo ist er?" fragte John.

Nels blickte auf. Er merkte, wie wild Johns Augen leuchteten, wie bitter das Lächeln war, das um seine Lippen lag. „Boß! Sie wissen, daß Sie sich nicht in die Sache mischen sollen. Ja, Boß, Sie müssen uns erlauben — das zu erledigen!"

John kannte nun das ewige Gesetz der Wälder. Dort gab es ein Gebot: Jeder mußte die Kräfte seiner Arme und seines Herzens gegen Natur und Menschen gebrauchen. Wer es nicht konnte, wer sich auf seine Freunde verlassen mußte, wird als armselig angesehen. Ja, die Jungens waren bereit — vielleicht sogar begierig, ihm diese Sache aus den Händen zu nehmen. Aber sie wußten ganz gut, die Sache konnte nicht auf diese Weise erledigt werden.

Bart hatte sich zum Kampf gestellt. Er hatte wie ein Mann aus den Wäldern gehandelt. Er war kühn und tapfer, und war allein ins Lager des Feindes gekommen. „Wo ist er?" wiederholte John. „Unten im Büro. Er sagt, er wartet dort, bis Sie sich zeigen." John gab keine Antwort. Er blickte auf die Uhr. Es war genau ein viertel Zehn. „Gehen Sie hinunter und sagen Sie ihm, daß ich genau um halb zehn Uhr dieses Haus verlasse und ins Büro gehen werde. Sagen Sie ihm, er soll um dieselbe Zeit das Büro verlassen und hier herauskommen."

Nels öffnete den Mund. Aber John sah so sonderbar zu ihm hin, daß er es vorzog zu schweigen. Er stand auf und untersuchte stumm Johns sechsschüssigen Revolver, der auf dem Tisch lag. Er nahm die Patronen heraus und prüfte jede einzelne genau, ließ dann den Hahn sechsmal hintereinander einschnappen und lud den Revolver wieder sorgfältig. Schließlich ging er hinaus, ohne auf John zu blicken oder ein Wort zu sagen.

John zog sich mit großer Sorgfalt an. Er nahm ein Paar neue Hosen und ein reines blaues Flanellhemd. Sorgfältig band er sich die Krawatte. Es war lange her, seitdem er so etwas um den Hals gebunden hatte. Er blickte in den Spiegel. Sein frischrasiertes Gesicht war knabenhaft jung. Befriedigt wandte er sich ab, nahm den Revolver und steckte ihn in die Hüfttasche.

Die Uhr zeigte, daß ihm noch drei Minuten blieben. Er setzte sich an den Tisch, um seinem Vater einige Zeilen zu schreiben. Aber er gab es wieder auf. Es war nichts zu sagen. Sein Vater würde bald genug von ihm hören. Um Peggys willen hätte er gewünscht, daß Bart nicht nach Pibody-Fall gekommen wäre. Warum hatte er als Kampfplatz nicht Spirit-Lake oder irgend einen anderen Ort weit weg gewählt? Das wäre ihm lieber gewesen.

Die Uhr zeigte neun Uhr dreißig. Er sprang auf, öffnete die Türe und trat in das helle Sonnenlicht hinaus.

Vor dem kleinen Haus des Doktors lief die Straße geradeaus zum Büro hinunter. Es lag zwei Häuserblocks entfernt und war deutlich sichtbar.

John blickte geradeaus auf die Bürotür, als er ins Freie trat. Dann erblickte er Bart.

Bart stand lässig auf den Treppen. die zum Büro hinaufführten. Selbst aus dieser Entfernung konnte John das höhnische Lächeln auf seinen Lippen sehen. Er merkte, daß Bart ebenfalls frisch rasiert und sorgfältig gekleidet war. Er ging ihm langsam entgegen, die Augen hartnäckig auf den Feind vor sich gerichtet.

Bart hatte sich jetzt lässig in Bewegung gesetzt. um ihm zu begegnen. Seine Hände hingen herab, wie die von John. Als sie einander näherkamen, schienen für John alle Dinge auf der Welt ihre Existenz zu verlieren, mit Ausnahme von Barts Händen. Achtung auf die Hände! hörte er Nels sagen — er schieht ebenso gut mit der Rechten wie mit der Linken.

Jetzt waren sie einander schon ziemlich nahe. John sah gar nicht, wohin er seine Füße stellte. Nasser Sägestaub lag auf der Straße. Er wurde sich nicht bewußt, daß er ausglitt, er hörte nicht das Stöhnen seiner Freunde, als er auf die Knie fiel. John sah nur Barts rechte Hand. Als sie zuckartig zum Gürtel fuhr, zog er seinen Revolver und feuerte dreimal. Er fühlte, daß im selben Augenblick etwas an seiner Schläfe vorbeisauste. Dann noch ein zweitesmal. Er verstand nicht, wieso er nicht getroffen war. Er stand aufrecht da.

Bart aber lag getroffen auf der Straße mit dem Gesicht nach unten. John sah, daß Barts Revolver neben ihm am Boden lag. Leute liefen auf ihn zu. Einige gingen langsam auf Bart zu. Er blickte bewundert auf Nels.

„Er hat Sie doch nicht getroffen?" fragte Nels.

John schüttelte den Kopf.

„Es hat ihn erwischt, bevor er zum drittenmal abdrücken konnte", sagte Nels.

Sie trugen Bart fort. John blickte ihnen nach, als sie mit ihrer Last verschwanden.

Ein Junge kam aus dem Laden und lief zum Doktor hinüber. Die Stimme eines Mannes rief ihn zurück. „Nicht mehr nötig." John verspürte Durst. Er befeuchtete seine Lippen mit der Zunge.

„Sie sind doch nicht getroffen, Boß?" hörte er Nels Stimme. „Wundervoll, wie rasch Sie waren! Er schoß zuerst, aber Sie benahe gleichzeitig."

John wandte sich mit einem forschenden Blick um. Sein Mund war ausgedörrt. Er lächelte. Er fühlte, wie sein Innerstes brannte, obwohl er äußerlich ganz kühl schien. „Ist er" — er verbiegte mühsam zu sprechen, aber seine Stimme war rauh und dunkel. „Ist er — —"

Nels blickte weg. Ein Mann kam aus dem Laden. Er zuckte mit den Achseln.

„Es ist aus. Herzschuß!" sagte er laut zu einem Mann auf der anderen Seite der Straße. „Bart hat gar nicht gewußt, wer ihn eigentlich getroffen hat."

John riß die Augen auf. Was bedeutete das?

Ein junger Hund kam kläffend die Straße herunter. Die Brise wehte süß und duftend vom See her.

„Wir werden schon alles erledigen", sagte Nels. „Er hat es nicht anders verdient. Wollte als Erster ziehen. Das konnte ich natürlich nicht zulassen . . ."

John wandte sich ab. Der Nebel lüftet sich. Er merkte, daß er noch immer den Revolver in der Hand hielt. Und daß er nicht getroffen hatte.

„Da nehmen Sie!" Er zwang Nels die Waffe in die Hand. „Ich mache einen Spaziergang. Wenn jemand mich wünscht. ich bin drüben im Walde.

Er fühlte, wie er schwach wurde. aber er gab sich einen Ruck und ging straff weiter. Nels hatte sich für ihn geopfert. Was konnte er da tun?

*

Es war vorüber. Sein Feind war nicht mehr. Die Gefahr, die, wie er jetzt spürte, seine Gedanken immer beschäftigt hatte, konnte ihm nicht mehr die Ruhe rauben. Er war aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen. Freilich anders, als er erhofft hatte. Aber war es nicht besser so?

Hätte er das Blut Barts auf dem Gewissen haben sollen? Das eine war sicher. Er trug keine Schuld an Barts Ende. Und soweit es auf ihn ankam — er hatte seinen Mann gestellt. Die Rechnung war beglichen, und Bart hatte bezahlen müssen.

Aber konnte er sich darüber freuen? Was bedeutete ihm das alles jetzt noch? Was hatte es ihm genützt?

— — — —

„John! John! Mein Lieber! Ist es wahr? Bist du wirklich unverletzt?"

Er sprang auf. Träumte er? Lief da wirklich Peggy auf ihn zu?

„John!" Sie breitete ihre Arme aus. Aber er wich zurück und machte keine Anstalten, sie zu umarmen.

„Hat man mir die Wahrheit gesagt, John? Bist du unverletzt?"

„Ja!" sagte er.

„Gott sei Dank!" Wie eine zarte Blume, die man an der Wurzel abgeschnitten hat, sank das große Mädchen hilflos neben ihm ins Moos. Die Hände hatte sie gegen ihn ausgestreckt.

John stand da und starrte erstaunt auf sie nieder. „Peggy!" flüsterte er erschreckt, „Peggy!"

Er kam näher. Ihr Gesicht hob sich wie Schnee gegen das dunkle Moos ab.

„Peggy!" rief er. Dann beugte er sich nieder. nahm sie in die Arme und trug sie zum Fluß hinab.

Er holte Wasser in seinem Hut und benetzte ihre Stirne. Immer wieder flüsterte er ihren Namen. Dann öffneten sich ihre Augen endlich. Sie sah sein Gesicht über sich. Ihre Augen hellten sich auf, und ihre Lippen umspielte ein zartes Lächeln. „John — Lieber", sagte sie. „Willst du mich noch?"

„Peggy!" murmelte er. Und ihre Arme schlossen sich um seinen Nacken.

„Es ist dir nichts geschehen, nicht wahr, John?" flüsterte sie. „Du bist unverletzt?" Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter. „John! Ich wußte es bis jetzt nicht. Ich kannte mich selbst nicht. Ein Junge kam heraufgelaufen und erzählte mir von . . . von dir und Bart, von eurem Zusammentreffen . . . mein Herz klopfte wie rasend . . . du warst in Gefahr . . . du mußte ich, daß du mir mehr bedeutest als alles auf der Welt. So bin ich zu dir gekommen . . . ich mußte kommen, mußte . . .

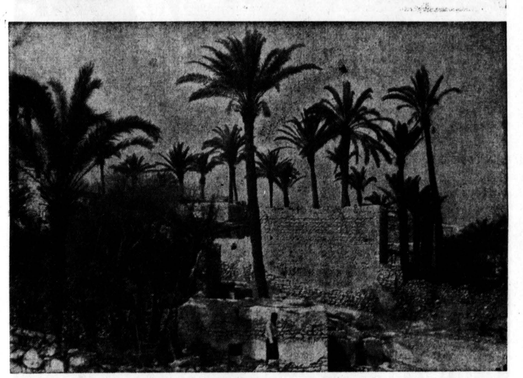
„Du bist zu mir gekommen", stammelte er. „Peggy . . ., das heißt, das heißt also . . .?"

Er öffnete verlangend seine Arme.

„Ja", flüsterte sie.

Sie neigte sich ihm zu.

— Ende —



Verlassene Manern, Dattelpalmen und üppige Bananenstanden. Der typische Blick in eine Oase bieten. Photo Dr. Vogel

# Sachen machen die Leute, Sachen...

*Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:*

Es ist gewiß bekannt, daß die Dichter aus ihrem Leserkreis des öfteren Zuschriften erhalten. In diesem Zusammenhange interessiert der Brief eines Schülers, der am 11. Februar 1882 in Lübeck geschrieben wurde und der sich unter dem Nachlaß des berühmten Emanuel Geibel befand. Das Schreiben hat folgenden, sehr drolligen Inhalt: „Hochverehrter Herr Geibel! Wir haben heute Ihr Gedicht „Frühlingshoffnung" zu Ende gelernt. Vor acht Tagen haben fünf nachsitzen müssen, weil sie es nicht konnten; und heute haben zwei was mit dem Stock bekommen, weil sie es ebenfalls nicht konnten. Daran haben Sie wohl nicht gedacht, als Sie das Gedicht machten? Sie sind noch einer von den kurzen Dichtern. Schiller ist am längsten, der ist also in der ersten Klasse. Der Lehrer sagt, Ihr Gedicht sei sehr schön, es gibt aber soviel schöne Gedichte, und wir müssen sie alle lernen. Wir möchten Sie darum bitten, machen Sie nicht noch mehr Gedichte! Kriegae gibt es auch immer mehr, und wir müssen die Schlachten lernen. Geographie ist besser, da kann man immer nach der Karte sehen, aber die Gedichte und Schlachten sind am schlimmsten. Und dann hat jeder Dichter noch eine Biographie mit Geburtsjahr und Todesjahr. Bei Ihnen brauchen wir aber noch kein Todesjahr . . ." Was wohl Geibel gelacht hat, als er diese Zeilen bekam!

*

Der folgende Zwischenfall konnte sich natürlich nur in einer amerikanischen Stadt ereignen. Also hört mal zu:

Da war irgend so ein Mitter, dem es um einen Schreibtisch zu tun war. Um seinen Wunsch rasch Wirklichkeit werden zu lassen, begab sich der Mitter zu einem Tischlermeister und trug sein Anliegen vor. Selbstverständlich war der Schreinermeister einverstanden, selbstverständlich wollte er alles prompt liefern. Selbstverständlich . . . Selbstverständlich . . . Dies sein Versprechen bekräftigte der Handwerker sogar mit dem Satz: Bis zum kommenden 1. ist alles fertig, wenn ich bis dahin noch leben sollte! Wochen gingen ins Land. Aus einem Monat wurden ihrer zwei, ohne daß der Tischler etwas von sich hören ließ. Wie erstaunt war da der Schreinermeister, als er eines Tages in dem Lokalblatt die Anzeige von seinem Tode las! Und wie wunderten sich erst seine Mitbürger über dieses Insectat, sahen sie doch den Totgesagten quicklebendig durch das Städtchen eilen.

Was blieb zu tun übrig? Der „Tote" eilte sofort zur Redaktion, schlug einen Mordskrach, bis daß er schließlich den Auftraggeber des Inserates ermittelt hatte. Der Mann mit dem Schreibtisch aber heuchelte größtes Erstaunen. „Sie sind wirklich nicht tot? Sehen Sie mein Lieber, als ich vor langer Zeit den Schreibtisch bei Ihnen bestellte, da wollten sie ihn bis zum ersten des kommenden Monats liefern, wenn Sie noch am Leben wären. da nun aber der Schreibtisch nicht anackommen ist hatte ich guten Grund, Sie für tot zu halten. Aus lauter Teilnahme habe ich daher die Todesanzeige aufgegeben.

Was kann man da nur immer wieder sagen? Man kann nur immer wieder sagen: Sachen machen die Leut', Sachen . . .

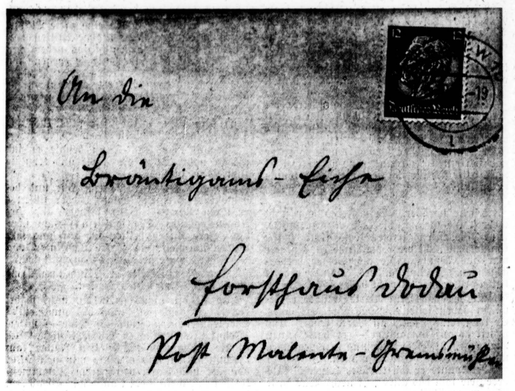
*

Daß ein Dieb im Hemd flieht ist nicht gerade alltäglich. Dennoch ist es vorgekommen und zwar bei dem 34 Jahre alten Robert Schäfer aus Mainz, der kürzlich aus der Sicherungsverwahrung entsprang und in Aschaffenburg wieder verhaftet wurde. Man sollte es kaum glauben, welche Kniffe und Schliche der unverbesserliche Du-Jnadieb angewandt hat, um wieder in die Freiheit zu kommen. Die Einlieferung Schäfers in ein Krankenhaus erfolgte deshalb, weil er kurz nach seiner Verhaftung im Gefängnis ein Eisenstück verschluckt hatte. Der Unverbesserliche mußte deshalb im Krankenhaus operiert werden. Nach der Operation, die sehr schwierig war und bei der alles auf des Messers Schneide stand, brachte man den Gewohnheitsverbrecher in einem Zimmer im zweiten Stock unter. Zwar wurde die Tür verschlossen und der Riegel vom Fenster abgemacht, aber trotz dieser Vorsichtsmaßnahmen entdeckte ein kontrollierender Beamter um 8 Uhr, daß der „Mozel" ausgeflogen war. obgleich er noch schwer an den Folgen der Operation darniederlag.

Was hatte der Gauner getan?

Er hatte die Scharniere des Fensters ausgehoben und sich an zusammengeknüpften Bettlüchern in den Garten hinabgelassen. Selbstverständlich nahm man sofort die Verfolgung auf und nach vierstündigem Suchen konnte man den Ausreißer in der Nähe einer Bahnbrücke wieder verhaften. Sein seiner Flucht hatte sich Schäfer erneut einer strafbaren Handlung schuldig gemacht. Sie bestand darin, daß er aus einer Wohnungslaube Kleidungsstücke mit samt einem Regenmantel entwendet hatte. Gewiß wird dieser Streich Schäfers letzter gewesen sein. Jetzt kommt er nämlich dahin, wo er nicht mehr entwischen kann, selbst dann nicht, wenn er noch einmal ein „eisernes" Frühstück verzehren sollte.

Xaver Xanten.



# Ein merkwürdiger Heiratsvermittler

*Der seltsamste Liebesbriefkasten der Welt*

„Liebe macht erfinderisch", sagt ein altes Sprichwort, und ein anderes: „Liebe geht seltsame Wege". Nun, jeder, der einmal geliebt hat, weiß, daß das so seine Richtigkeit hat. Und wenn wir unsere Eltern auf alten Bildern auch nur immer sehr sittsam und artig mit Eltern und Schwiegereltern in großen Plüschsofas sitzen sehen, so müssen doch auch ihre Pfade hin und wieder sehr heimlich und verschwiegen gewesen sein; jedenfalls ist die „Bräutigamseiche" dafür ein hervorstechender Beweis. Diese so ehrwürdige wie merkwürdige Eiche steht in der Holsteinischen Schweiz, im Forst von Dodau, bei Eutin. An dieser Eiche traf sich — es war Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts — häufig und regelmäßig ein Liebespaar, für die der Riesenbaum nicht nur Treffpunkt war, sondern auch einen „praktischen" Zweck erfüllte: In einem Astloch, das die Liebenden entdeckten, verbargen sie ihre gegenseitigen Liebesbotschaften. Es lag so hoch und versteckt, daß niemand auf den Gedanken kam, daß dieser ehrwürdige Recke auch bei solch geheimen Liebesbotschaften seine Hände im Spiel haben könnte. Und die Eiche war verschwiegen; sie hat ihr Geheimnis treu gehütet, bis . . ., ja, bis die beiden Liebenden sich endlich „kriegten". Es hatte sich also unter dem Schutz dieser Eiche alles zum Guten gewendet. Der Bräutigam und die Braut haben sich der Eiche auch erkenntlich gezeigt; sie haben im Jahre 1891 unter ihrer ragenden Krone ihre Hochzeit gefeiert. Dabei ist es nicht uninteressant zu erfahren, daß der Bräutigam der nachmals bekannte Schokoladenkönig Felsche aus Leipzig war.

Wer von diesen hat das Glück?

Die Eiche wurde natürlich von diesem Augenblick an der Baum der Liebenden. Es fanden sich bald Nachahmer und das sorgsam gehütete Versteck wurde so zu einem Briefkasten für Liebende und Heiratslustige. Wem es gefällt, auf eine seltsame Weise sich eine Lebensgefährtin zu suchen, wandert mit seinem Briefchen zur Bräutigamseiche in Dodau und vertraut dem Astloch seine Wünsche an, in der Hoffnung, daß die „Richtige" kommt, ihn liest und — beantwortet. Und was anfänglich vielleicht Scherz und Spielerei gewesen ist, hat nachher einen „soliden Anstrich" bekommen. Hunderte von Ehen hat der Baum vermittelt, viele haben auf diese Weise das gefunden, was ihr Herz begehrte. Und heute noch kann man an schönen Sommersonntagen hoffnungsvolle Bewerber zu der Eiche wandern sehen, deren verschwiegener und diskreter Betreuer der Mann im grünen Rock, der Förster ist, der mit Güte und Sorgfalt auch der Treuhänder so vieler Herzenssehnsüchte wird.

Der Vertrauensmann in allen Heiratsangelegenheiten. — Der Förster von Dodau, in dessen Revier die Bräutigamseiche steht, sieht es als seine besondere Aufgabe an, die zur Bräutigamseiche Pilgernden zu betreuen.

Natürlich ist mit so einem volkstümlichen und beliebten Eichenbaum auch eine Legende verknüpft, die der Geschichte dieser Bräutigamseiche einen mythischen Hintergrund gibt. In „grauer Vorzeit", so erzählt die Legende, wurde ein junger kampfesmutiger Stammesherzog, der vor der Ueberzahl seiner Feinde hinter dieser Eiche sich verteidigt hatte, dennoch überwältigt und gefangengenommen. Der Tapfere wurde dann von seinen Gegnern, weil sie ihn im Augenblick nicht mitnehmen konnten, an diesen Baum mit eisernen Ketten gefesselt, und sah so dem sicheren Tode entgegen. Als die Feinde fort waren, ereignete sich dann das Wunderbare: Es erschien ein junges schönes Mädchen, das Kind eines Hirten oder eines Bauern. Sie sah den Gefesselten und „ihr Herz ward gerührt". Kurz entschlossen befreite sie den Jüngling aus seiner Gefangenschaft und rettete so sein Leben. Nun wäre es aber keine gute Legende, wenn jetzt nicht der junge Herzog in Liebe zu dem schönen Mädchen entbrannt wäre und es geheiratet hätte. So geschah es denn auch; sie sind wie viele andere, die sich später unter dem Baume begegneten, ein glückliches Paar geworden.

Lf.

**Heiratsanträge müssen nicht unbedingt persönlich abgegeben werden, die verständnisvolle Reichspost läßt durch das Postamt Malente-Gremsmühlen alle eingehenden Sendungen der Bräutigamseiche pünktlich zustellen.**



# Haus, Hof und Garten

## Richtlinien für den Laubenbau

*Von Dipl.-Gartenbauinspektor Hans Wittwer*

Besitze ich einen Garten abseits der Wohnung oder will ich mir einen solchen aufbauen, so ist mein erstes Augenmerk auf die Herstellung einer Unterkunft zu richten, die mich vor den Unbilden der Witterung schützt. Wie baue ich mir nun meine Gartenlaube, und welche Anforderungen werden an sie gestellt?

Als erstes muß festgestellt werden, daß die Laube niemals als ständige Wohnung dienen darf. Es muß angestrebt werden, die Laube ziemlich klein zu halten. Eine Grundfläche von 15 bis 22 qm genügt vollkommen, darin soll auch der notwendige Aufbewahrungsraum für die Geräte mit einbegriffen sein. Hat man die Absicht, Kleintiere zu halten, so ist bis zu einer Größe von 25 bis 30 qm nichts einzuwenden. In jedem Garten sollte jedoch nur eine Baulichkeit erstellt werden. Bei der Wahl des Standortes ist unbedingt auf die Nachbarlaube Rücksicht zu nehmen. Jeder Bergsteigführer muß sich über die zukünftige Ausgestaltung seiner Kolonie ein klares Bild machen und muß so viel Einfluß auf seine Kolonisten haben, daß seine Anordnungen, vor allem bei Neuerrichtung von Lauben, in jedem Falle durchgeführt werden. Werden neue Kolonien errichtet, so sind schon in der Planung die Standorte der Lauben festzulegen, um auf alle Fälle später ein gutes Gesamtbild zu erhalten. Wichtig ist es auch, nur eine geringe Auswahl von Typen zuzulassen, die vor allem in ihrer Dachform und Wandbekleidung nicht allzusehr voneinander abweichen. Durch serienmäßige Herstellung solcher Lauben wird auch eine erhebliche Verbilligung zu erreichen sein. Jedenfalls läßt sich nur auf diesem Wege Ruhe und Geschlossenheit in die Anlage bringen und eine befriedigende Ausgestaltung der zur Ausschließung kommenden Kleingartengebiete ermöglichen.

Bei der Erstellung der Laube muß auf gute und saubere Ausführung besonderer Wert gelegt werden. Die Verwendung von Teerpappe, Blechtafeln und gefälteltem Holz ist auf alle Fälle zu vermeiden. Ueber den Anstrich der Wände, ob grellfarbener oder neutraler Farbanstrich, kann man verschiedener Meinung sein. Meines Erachtens ist gegen ersteren nichts einzuwenden, wenn die Farben einwandfrei zueinander passen. Welche Form wähle ich für meine Laube? Schon wird immer ein flaches Pultdach wirken. Wenn man dann das untere Drittel der Laube in Stülpschalung ausführt, und oben senkrechte Bretter verwendet, möglichst große Fenster einbaut, so wird immer ein gutes Gesamtbild entstehen. Man achte jedoch darauf, daß die Fenster mit den Wandflächen in einem guten Verhältnis zueinander stehen. Auf die Ausgestaltung und Ausnutzung des Innenraumes muß von Anfang an ein besonderes Augenmerk gerichtet werden. Ein Küchenraum sollte nicht eingerichtet werden, eine Kochnische ist vollkommen ausreichend. Ein Raum für Arbeitsgeräte und Arbeitskleidung ist aber auf alle Fälle vorzusehen. Unter den Fußboden bringe man Schlacke, vergesse aber nicht Luftlöcher zu lassen, die mit Sieben verschlossen werden müssen um das Ungeziefer abzuhalten. Als Baumaterial soll nur das Beste verwendet werden, um das Eindringen des Schwammes zu verhindern. Ein Imprägnieren des Holzes, vor allem der Teile, die in die Erde kommen, mit Karbolineum oder ähnlichen Mitteln ist unbedingt erforderlich. An den Außenwänden sorge man durch sinnvolles Anbringen von Blumenkästen und Rankgewächsen für ausreichenden Blumenschmuck. Ein Sitzplatz im Freien sollte in jedem Garten vorhanden sein. Der günstigste Ort hierfür ist immer in unmittelbarer Nähe der Laube. Seine Größe muß mindestens 7 qm betragen. Reichen die Mittel, so lege man ihn mit Steinplatten aus und erhöhe ihn sowie den Standort der Laube so weit, daß ein bis zwei Stufen in den Garten hinabführen.

Zum Schluß noch einige Worte über das Wohnen in der Laube. Dauerwohnlauben sind in jedem Falle abzulehnen und sollen, wo vorhanden, möglichst bald beseitigt werden. Wenn auch das Wohnen auf Grund der Kleingartenordnung während des Sommerhalbjahres gestattet ist, so sollte davon doch möglichst nicht allzu reichlich Gebrauch gemacht werden, vor allem nicht in den Frühjahrs- und Herbstmonaten mit ihrem oft unbeständigen Wetter. Die Gesundheit des deutschen Volkes ist uns wertvoll, als daß wir sie durch unzulängliche Wohnverhältnisse gefährden dürften.

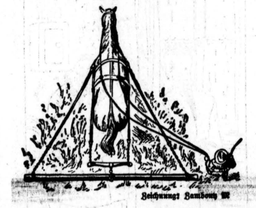
## Praktischer Ratgeber

**Chinesischer Flieder.** Wenn jetzt unsere Fliederbüsche ihre Blütenpracht wieder entfalten, so werden wir durch Gärten und Anlagen gehend auch auf verschiedene Fliedersorten achten. Ein Flieder ist fast ganz in Vergessenheit geraten, es ist der Chinesische Flieder, der im übrigen aber nicht aus China stammt, sondern aus einer Kreuzung hervorging und den Namen Syringa rothomagensis trägt. Als junger Strauch macht er uns allerdings noch weniger Freude, aber die älteren Sträucher zeigen eine um so größere Blütenfülle. Die Blütenstände sind oft mehrfach zusammengesetzt und stehen so dicht beieinander, daß der Strauch in eine ganze Blütenwolke gehüllt ist. Die Zweige selbst sind leicht überhängend und geben dem ganzen ein malerisches Aussehen. Auch von diesem Flieder gibt es verschiedene Sorten, vom hellen Lila bis zum dunklen Farbton. Wir sollten diesem Flieder vor allem in größeren Gärten einen Platz geben. Schfd.

**Zimmerblumen kommen ins Freie.** Nach den „drei gestrengen Herren" können wir unsere Zimmerblumen getrost in den Garten bringen. Nicht alle werden schon an das volle Sonnenlicht gewöhnt sein, so daß wir sie zunächst halbschattig aufstellen müssen. Die Palmen, Kamelien, Blattbegonien und andere Blattpflanzen verbleiben den ganzen Sommer über an einer etwa von hohen Bäumen leicht überschatteten Stelle, während die übrigen nach einigen Uebergangswochen auch auf die sonnigen Beete gesetzt werden können. Ebenso stellen wir die Kakteen erst nach einer Uebergangszeit in die volle Sonne. Für viele Arten bleibt es jedoch gut, wenn sie während der Mittagsstunden besser Tage etwas beschattet werden. In der jetzt beginnenden Hauptwachstumszeit unserer Pflanzen müssen wir für ausreichende Bewässerung sorgen, und das ist um so mehr zu beachten, als die Topferde im Freien leicht und stark austrocknet. Es ist darum gut, die Töpfe in die Erde einzusenken oder sie in Torfmull einzubetten. Auch Pflanzen auf dem Blumenbrett werden besser gedeihen, wenn die Töpfe mit Moos oder Torfmull umgeben sind und so nicht so schnell und stark austrocknen können. Schfd.

**Spalierobst an der Hauswand wässern!** An Mauern und Hauswänden ist das Erdreich oftmals trockener als im freien Land, besonders wenn ein vorspringendes Dach den Regen abfängt oder die Niederschläge von der „Wetterseite" der abgehalten werden. Ein wiederholtes Wässern unserer Obstspaliere ist daher nötig. Es hat aber wenig Zweck, wenn wir etwa bei dem abendlichen Blumengießen die Erde um die Bäume stets etwas mitgießen, sondern hier soll man seltener, dafür aber durchdringend wässern. Es ist zweckmäßig, dazu vor der Spalierwand einen kleinen Graben zu ziehen, der dann mit Wasser gefüllt wird. Wird damit die Erde kräftig durchfeuchtet, so reicht das in der Regel selbst bei trockenem Sommerwetter für acht Tage aus. Beim Anlegen der Wasserrinne haben wir zu berücksichtigen, daß die Wurzeln der Bäume, die das Wasser aufnehmen, sich nicht unmittelbar am Stamm, sondern oft in größerer Entfernung davon befinden. Schfd.

**Glattes Mähen von üppigem Klee.** Gut geratener Klee und anderes Futter geht nach stärkeren Regenfällen leicht ins Lager. Solange die Mähmaschine gegen die Richtung, in der die Pflanzen liegen, arbeitet, „unter den Hals haut", wie der Bauer zu sagen pflegt, geht das Mähen ganz flott und sauber. In der Richtung des Lagers fahrend, stopft das Messer händig, die Maschine stockert, und lange Strohpolm bleiben stehen. Am schlimmsten ist es, wenn bei einem Gewitterguß ein bisher stehender üppiger Klee in sich zusammensackt und zu Quirlen gedreht zum Lagern kommt. Man muß deshalb sehen, daß der Klee in der oben beschriebenen günstigen Richtung hängt oder lagert. Unsere Grasmähmaschinen sind meist sogenannte Rechtsschneider, fahren also rechtsherum ums Feld. Man überlegt also mit einem genügend schweren Baum oder Kantholz den schon fast schnittreifen, aber noch stehenden Klee linksherum. Er richtet sich bald wieder etwas auf, kommt aber in der gewünschten Richtung etwas zu hängen, und behält sie auch bei etwa eintretendem Lagern bei. Das Mähen geht dann glatt und sauber. Ein mittleres Pferd kann etwa einen 4 bis 5 Meter langen Baum ziehen. Damit dieser nicht schwankt und schleudert, werden seine Enden mit Stricken mit dem Pferdegeschirr verbunden (siehe Abbildung), wie man es auch bei den breiten Saatgängen zu tun pflegt. Das Abschleppen des Klees hat nach Abtrocknen des Taus zu erfolgen. Die das Pferd lenkende Person geht rechts vom Pferde auf dem schon abgeschleppten Streifen, damit sie ein leichteres Gehen in dem hohen Pflanzenwuchs hat. v. Ramin.

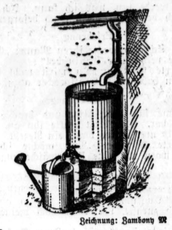


Zeichnung: Bamberg M

**Gärfutter aus Sonnenblumen.** Die Sonnenblume ist als Futterpflanze, die bei geringen Ansprüchen an Boden und Klima Massenerträge bringt, unbedingt zu beachten. Die Vergärung gelingt im allgemeinen recht gut, sofern auf gute Zerkleinerung geachtet wird. Sonnenblumengärfutter kann im Milchviehstall Verwendung finden, zweckmäßiger aber wird es im Jungviehstall den älteren Tieren verabreicht. Im Hinblick auf den hohen Ballaststoffgehalt der Sonnenblumen empfiehlt es sich, sie bereits zu Beginn der Blüte einzusäuern, damit die Verholzung der saftreicheren Stengel noch nicht zu weit fortgeschritten ist. B.

**Am Ende des Maien blühen die Eichen;**
**Gerät die Blüt' wohl, so merk dies Zeichen:**
**Denn uns darnach ein gut Schmalzjahr kommt;**
**Solchs hat gar manch alten Mann gefrommt.**
(Bauernspruch).

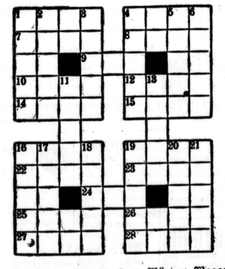
## Aus persische Drink



Zeichnung: Bamberg M

Wie oft sieht man, daß Regenwassertonnen nicht nur zu ebener Erde aufgestellt, sondern womöglich auch noch in die Erde eingegraben sind. Nur unter Bücken und anstrengendem Hochheben der vollen Eimer kann man das kostbare Naß aus diesen Behältern schöpfen. Ist es nicht eine geringe und nur einmalige Mühe, die Regenwassertonne auf irgendwelche Untersätze, z. B. aus Ziegelsteinen oder Betonklötzen, zu stellen und am Boden mit einem Abflußhahn zu versehen? Man spart dann für die Zukunft alle weitere Mühe; Eimer und Gießkannen, auch Spülwannen werden nur unter den Ablaufhahn gestellt und füllen sich bei Aufdrehen des Hahnes von selbst, ja man kann sogar inzwischen noch andere Arbeiten tun. Wenn das Regenwasser zur Wäsche benutzt wird, hat sogar dieses Hochstellen des Wasserbehälters den Vorteil, daß das unten abgezapfte Wasser klarer ist als das von oben herausgeschöpfte. v. Strantz.

### Kreuzworträtsel.



**Bedeutung der einzelnen Wörter: Waagerecht: 1. jesuitische Bedrückendes. 4. europäische Hauptstadt. 7. Stadt in Westfalen. 8. Herbtier, 9. Ausdruck beim Fußballspiel. 10. Teil der Feuerungsanlage. 12. Lebenshauch 14. Teil des Beines. 15. Feldbahnwagen. 16. Stadt in Japan. 19. buddhistischer Priester. 22. Kriegsgott. 23. Göttin der Zwietracht. 24. spanischer Nationalheld. 25 Mißgeschick 26. Nadelbaum 27. deutscher Strom. 28 Nebenfluß der Maas. Senkrecht: 1 Brotaufstrich. 2. Vereinigung. 3. Teil des Sprunggeräts. 4. Singvogel. 5. Finkenvogel. 6. Schmuckstück 11. sprachlicher Begriff. 13. germanischer Gott. 16. Kopfbedeckung. 17. Musikinstrument. 18. Laubbaum. 19. tierisches Erzeugnis. 20. Schmarotzer. 21. Herbstblume.**

### Silbenrätsel.

ban — bart — blu — bo — bruch — chi — de — die — ein — eis — en — eft — gi — grim — il — low — le — lei — lin — lo — lung — ma — me — men — ment — nin — nus — on — ra — re — rhap — ri — rich — ro — sa — schein — sen — so — stel — sti — tauf — ti — ti — tur — tur — u um — ti.

Aus vorstehenden 48 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Sophokles ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Widerruf. 2. Wandelstern. 3. Truppenverband. 4. Heilmittel. 5. spanischer Tanz. 6. tugendloser Fußboden. 7. Edelstein. 8. Oper von Richard Wagner. 9. durchgreifende Aenderung 10. Tiername in der Fabel 11. persönliche Haltung 12. Tondichtung. 13. bekannter Maler märkischer Motive. 14. Gestalt aus Schillers Wallenstein. 15. aufsehenerregendes Ereignis. 16. Kopfbedeckung 17. Frostgebilde. 18. kirchliche Urkunde.

### Diamanträtsel.

7 Wörter und 2 Buchstaben, richtig untereinandergestellt, ergeben, wenn man die Mittelbuchstaben dieser Wörter von oben nach unten liest, ebenso wie das mittelste Wort, ein Fußbekleidungsstück. Die einzelnen Buchstaben sind folgende:

```
        a
      a a b
    c c e e e
  e e f f g g i
  h h h i k l l
    l m n n n n
      n o o o r
        r s s
          w
```

Die Wörter bedeuten in gleicher Reihenfolge: 1. Säugetier. 2. Teil des Körpers. 3. Zeitgeschichte 4. Fußbekleidungsstück 5. deutsche Reisedenz, 6. Hülsenfrucht, 7. Wurfgeschoß.

### Buchstabenrätsel.

— — . — — deutsche Universität
— — . — — Vogel
— — . — — Kletterpflanze
— — . — — Verkaufsraum
— — . — — afrikanische Münze
— — . — — Teil des Baumes
— — . — — Handelsplatz
— — . — — männlicher Personenname
— — . — — Vogel
— — . — — alter Mann

Man suche die bezeichneten Wörter, deren mittlere durch Punkte angedeutete Buchstabenreihe ein Sommervergnügen ergeben. Die Anfangsbuchstaben der Wörter sind:

H — S — W — L — R — S — M
P — M — G.

### Kastenrätsel.

| 1 | 2 | 3 | 4 | 5 | 6 | 7 | 8 | 9 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | | | | |
| | | | | | | | | |
| | | | | | | | | |

a a a, c, d, e e e e e, f, h h, i i i i, l, n n n n, o o o o r, r, s t t, u, w, y.

Die Buchstaben ergeben richtig eingesetzt, in den senkrechten Reihen Wörter folgender Bedeutung:

1. Stammanlage. 2. Hirschtier, 3. salzhaltiges Wasser. 4. Vorname. 5. römischer Waldgott. 6. Freistatt, 7. Strom in Sibirien. 8. englische Schulstadt. 9. Himmelsrichtung.

Bei richtiger Lösung nennen die oberste und die unterste Waagerechte je eine preußische Provinz.

### Silbenänderungsrätsel.

**Elbe — Nessel — Riegel — Spende — Tiegel.**

Die Anfangsbuchstaben vorstehender fünf Wörter ergeben, richtig zusammengestellt, eine Eigenschaft. Diese soll nun in das Gegenteil verwandelt werden. Das geschieht, indem man die erste Silbe streicht und an deren Stelle eine der nachfolgenden setzt

**Am — Be — Sil — Son — Zie.**

### Auflösungen aus voriger Nummer

**Silbenkreuzworträtsel:** 1. Peseta, 3 Agathe, 5. Larve, 7. Oder 8. Ober, 10. Silo, 11. Degen. 12. Natrium, 14. Regie 15. Barbar, 17. Elias. 19. Eva 21. Rite 22. Relle. 23 Reif, 24. Finger, 26. Renate. 27. Tetuan. — Senkrecht: 1. Periode. 2. Talar, 3. Ader. 4. Theologie, 6. Verona. 7. Opium, 9 Bergen, 10. Sire, 13. Tripolt. 15. Barriere. 16. Barke. 17. Eboli, 18. Asiaan. 19. Elfel, 20 Valerian. 23. Kate, 25. Gerte.

**Blumenrätsel:** Stiefmütterchen Edelweiß Immergrün, Reife, Edeldahlie Rose, Begonie, Reseda Aster, Usambaraveilchen, Tuberose. — Seiner Braut.

**Fragmentaufgabe:** Bruno. Grand, Hamer. Halma — Bornholm.

**Magisches Quadrat:** 1. Tasse. 2. Altar. 3. Stola. 4. Salat. 5. Erato.

**Rätsel:** Verkehr.

**Silbenrätsel:** Leben heißt wirken und vernünftig wirken. Seume. — 1. Litfaßsäule. 2. Eindecker. 3 Benzin 4. Ehefrau, 5 Niobe. 6. Harlekin 7 Eichendorff. 8 Internat. 9 Salbei. 10. Sendung 11. Turgenjew. 12. Wüstenei, 13 Indianer. 14. Rucksack, 15. Kaserne. 16. Eisenbahn. 17. Nimbus. 18. Unruhe. 19. Nandu. 20. Diadem. 21. Violine.

**Bilderrätsel:** Treue leicht dem Schwachen Kräfte

**Besuchskartenrätsel:** Ein Glas Bier.

**Anagramm:** Meissen. Nemesis.

**Entgegenkommen**

„Ach, Karl, gestern habe ich einen wundervollen Traum gehabt! Wenn der in Erfüllung ginge . . ."

„Ich werde tun, was ich kann. Ich werde dir noch heute ein Traumbuch besorgen!"

**Erfahrung**

Frau Schröder weckte ihren Mann: „Gustav, ich höre verdächtige Geräusche!"

Knurrte Gustav: „Du wirst wohl wieder vergessen haben, den Lautsprecher abzustellen!"

**Verschwendung**

Klemme kam zum Arzt und brachte seine Klagen vor. Der Arzt guckte ihn an, fühlte den Puls und schrieb dann ein Rezept.

Knurrte Klemme: „Nun möchte ich bloß wissen, wozu ich reine Unterwäsche angezogen habe!"

**Der Aufschneider**

Hubbe erzählte lange und viel. „Wissen Sie, in dem Augenblick, da der Wagen auf den Abgrund zuraste, verlor ich doch meine Nerven . . ."

„Wie interessant", gähnte Frau Kuke, „und haben Sie sie denn wiedergefunden?"

**Das Wunder**

Der kleine Heinz geht jetzt in den Kindergarten.

Daheim erzählt er: „Ich möchte bloß mal wissen, wo die all die kleinen Kinder herkriegen!"

*

„Ich habe ja nichts dagegen, liebe Nachbarin, wenn Ihr Junge in der Schule die Rechenaufgaben von meinem Sohn abschreibt, — daß er ihn aber auch noch verprügelt, wenn die Aufgaben falsch waren, geht denn doch zu weit!" (Söndagsnisse.)

**Kein Vertrauen**

Herr Brausewind hatte nach dem Arzt geschickt; als dieser kam, begrüßte er ihn mit den Worten: „Ich habe Sie zwar kommen lassen, Herr Doktor, aber ich will Ihnen sagen, daß ich nicht den geringsten Glauben an die moderne ärztliche Wissenschaft habe!"

„Oh, das macht nichts", erwiderte der Arzt, „ein Esel glaubt ja auch nicht an den Tierarzt, und trotzdem wird der Esel kuriert!"

*

„Ich möchte nun meinen Führerschein erwerben, Papa, denn jetzt bin ich alt genug dazu!"

„Gewiß, mein Sohn, mein Auto aber ist es noch nicht!" (Ett-Bitts.)

*

Professor (einen Kandidaten examinierend): „Jetzt kommen wir zur Schlußfrage: Zwei Mütter liegen in derselben Klinik, schlafen im selben Zimmer mit ihren Neugeborenen. Die Schwester hat das Pech, die Kinder zu vertauschen. Wie wird man nun herausfinden, welches Kind zu welcher Mutter gehört?"

Kandidat: „Ist es denn sicher, daß die Kinder vertauscht wurden?"

Professor: „Ja, das ist die Voraussetzung."

Kandidat: „Dann braucht man doch nur die Kinder wieder umzutauschen!"

**Freundinnen**

„Du meine Güte, seit wieviel Jahren haben wir uns nicht gesehen!" zwitschert Gertie mit strahlendem Lächeln. „Aber du bist alt geworden!"

„Wirklich? Sehr liebenswürdig!" lächelt Eva zurück. „Dich hätt' ich auch wirklich nicht erkannt, wenn du nicht dein Kostüm von vor zehn Jahren anhättest . . ."

(Lustige Blätter.)

„Menschenskind, die ganze Stube willst scheuern, das fiele mir ja im Traum nicht ein!"

„Ist mir auch nicht eingefallen, ich habe nur den Auftrag bekommen!"

„Nein, dieses Modell gefällt mir nicht. Man soll mich nicht für ein junges Mädchen halten!" (Ric et Rac.)

„He — Sie haben Ihre Begleiterin verloren!"

„Donnerwetter — und das neue Sitzkissen ist auch weg!" (Opinon.)

Zeichnungen (3): Hannesen/Näthe (M).

„Es tut mir leid, es Ihnen sagen zu müssen, aber Ihr Mann leidet an Säuferwahn!"

Frau: „Nee, Herr Doktor, det is keen Wahn, mein Oller säuft ganz richtig!"

„Nun aber schnell, Ihre Nummer ist jetzt dran!"

„Geht nicht, geht nicht, Herr Direktor, wir können nicht auf die Bühne, das Hinterteil ist total besoffen!"

**Optimismus**

„So — und nun geben Sie mir auch gleich eine Hängematte mit!" (Judge)

**Unten:**

**Sportler unter sich**

„Wir dürfen uns im nächsten Jahr nicht zu sehr anstrengen — sonst behalten wir diesen furchtbaren Topf für immer!" (Life)

**Je nachdem**

Tapermann fährt häufig über das Wochenende auf der tiefsten Provinz nach Berlin. Ein Freund fragt ihn:

„Was kostet dich eigentlich so eine Reise?"

Und Tapermann erwidert: „Wenn meine Frau mitfährt, kostet mich der Spaß fünfzig Mark, fahre ich allein, dann komme ich auf etwa hundert Mark."

**Gut gegeben**

Clement Marrot gehörte zu den Spaßmachern Franz' I. von Frankreich. Als er eines Tages mit einem Hofkavalier denselben Weg hatte, schritt er rechts neben dem Edelmann einher. Der Hofkavalier war darüber ärgerlich und sagte:

„Ich kann es nicht leiden, wenn mir ein Narr zur rechten Seite geht!"

„Aber ich wohl, gnädiger Herr!" antwortete Marrot und ging auf die linke Seite.

(Lustige Blätter.)

„Es tut mir leid, es Ihnen sagen zu müssen, aber Ihr Mann leidet an Säuferwahn!"

Frau: „Nee, Herr Doktor, det is keen Wahn, mein Oller säuft ganz richtig!"

„Wußtest du, daß der Tunnel, durch den wir eben fuhren, 20 Millionen Mark gekostet hat?" fragt ein junger Mann das Mädchen im Zugabteil.

„Nein", erwiderte das Mädchen lächelnd, während sie ihr Haar in Ordnung bringt, „aber ich finde, er ist es wert!"

*

„Wie bringen Sie das bloß so rasch fertig mit dem Kreuzworträtsellösen?"

„Uebung, nichts als Uebung! Ich habe schon so viele gelöst, daß ich mit dem linken Auge überhaupt nur noch waagerecht und mit dem rechten nur noch senkrecht sehe."

*

„Sie nehmen doch Weinbrand, Herr Professor?"

„Nein, danke, das wirk leicht zur Gewohnheit!"

„Da befinden Sie sich im Irrtum! Ich trinke schon jahrelang morgens, mittags und abends einen Weinbrand und kann nicht sagen, daß es bei mir zur Gewohnheit geworden ist." (Die Woche.)

*

„Aber, Herr Müller, den Witz, den Sie eben erzählten, den habe ich ja schon als kleines Mädchen gehört!"

„Na, so alt ist er nun gerade wieder nicht, Fräulein Klara!"

*

Uti ist mit Männe im Grünen gewesen. Uti schwärmt: „Männe hat mir gestern etwas Entzückendes gesagt!"

„Was denn?"

„Ich wäre das achte Weltwunder."

„Und du?"

„Ich habe ihm geantwortet — er soll sich von mir nicht mit den übrigen Weltwundern ernsthaft lassen."

„Herr Schultz hat sein ganzes Vermögen verpulvert, nur um ein neues Putzmittel herzustellen."

„Und mit welchem Erfolg?"

„Daß er nun vollständig blank ist!" (Allgemeiner Wegweiser.)

**Gleich und gleich . . .**

Er: „Denke nicht, daß ich dich bloß wegen deiner zehntausend Mark heirate, aber ich finde, wir passen so schön zusammen!"

Sie: „Hast du auch zehntausend?" (Fliegende Blätter.)

*

Eine Frau beobachtet im Park zwei kleine Mädels, die sich zum Verwechseln ähnlich sind, und fragt sie: „Ihr seid doch Zwillinge, nicht wahr?"

Beide antworten wie aus der Pistole geschossen: „Nein, wir sind keine Zwillinge!"

Die Frau ist sehr erstaunt. „Aber ihr seht euch doch so ähnlich — seid ihr denn nicht gleich alt?"

„Ja, wir sind auch am gleichen Tage geboren."

„Nun, dann seid ihr doch Zwillinge!"

„Nein, wir sind alles, was von Drillingen übrig geblieben ist!" (Neue Illustr. Zeitung.)

**Eine Stellung ist frei**

„Der Kassiererposten wird mit zweihundert Mark monatlich bezahlt!" sagte der Direktor.

„Zweihundert Mark im Monat?" überlegte der Bewerber, „damit kommt man aber nicht weit!"

„Das ist auch nicht beabsichtigt!" gab der Direktor zur Antwort. (Svenska Journalen)d

„Ich will dir's erklären, Mutti! Unterwegs fand ich einen Schokoladenautomat, der funktionierte mit Hosenknöpfen!" (Ric et Rac.)

**Sie weiß es besser**

„Hier ist unser neuestes Modell, meine Dame", sagte die Verkäuferin, „das ist der letzte Schrei in Damenhüten!"

„Das stimmt nicht!" antwortete die Kundin. „Der letzte Schrei ist der, den mein Mann ausstößt, wenn er die Rechnung sieht!" (For Alle)d

**Das kann man verstehen**

„Ihre Küche hat der Maler in zwei Tagen fertiggestellt und für meine hat er eine Woche gebraucht!"

„Ja, Herr Nachbar, meine Köchin ist auch fünfzig Jahre alt und Ihre achtzehn!" (Karikaturen)d

**Selbsterziehung**

„Man muß den Körper erziehen, daß anzunehmen, was er nicht haben will! Wenn er Wasser haben will, zum Beispiel, soll man ihm Bier geben!"

„Und wenn er Bier haben will?"

„Na ja . . . mal muß er ja auch seinen Willen bekommen!" (Dagens Nyheter)d

**Inserieren** in unserer Zeitung führt stets zum **Erfolg!**

**Zuviel für die Beine**

Dieses Uebergewicht muß ja schmerzen und zu Senkfuß führen! Fort mit dem überschüssigen Fett; dann fühlen Sie sich leichter und frischer

DR. ERNST RICHTER'S Frühstücksräuterlee auch als Drix-Tabletten—Drix-Dragees

**Bis 2400.- RM** führt. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schupp., Garten usw. Ich verm. Pilzernte. Auskunft erteilt Max Benecke, **Hamburg 22/98**

**Schlafzimmer** schwere Verarb., 180 cm, 6 teilig, eiche geport 200.- RM, echt eiche 308.- RM bar. Ehestandsdarlehen, Teilzahlungen. Fordern Sie Abbildung. **Willebrand, Delbrück** Möbelwerkstätten

**Graue Haare** sind in 8 Tg. natürl. d. „O-B-V". Rm 1,85 portofr. Bei Nichterfolg Geld zurück. **O. Blocherer Augsburg 11/29**

**Käse billig**

4 kg Tilsiter Art, halbfett . . 4,80
4 kg Holländ. Art, halbfett . . 5,60
ab hier Versand. frei
**Danke, Hamburg 11/a**

**Wir wollen** es uns jetzt aber merken: Heirats-, Verlobungs- gehören ausnahmslos **in diese Zeitung!**

**Herdfeger** altbewährt, ergiebig und billig

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwortl. die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 38/30 509. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.

1. Jahrg. – Nr. 22 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 29. Mai 1938
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)
Verlagspostanstalt Paderborn

# Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

„Es geht um das Letzte" Zeichnung von Heinz Meckel (Bavaria-Verlag)

## Ein Herz, das will

Man kann seinen Weg, den man machen muß, auf die verschiedenste Art und Weise hinter sich bringen. Das ist im Großen wie im Kleinen. Und der eine muß einen schweren Weg gehen und der andere einen leichten; — oder wir meinen auch nur, daß es ein leichter wäre, weil wir um seine Schwierigkeiten nicht wissen. Einen Weg gehen . . . Wir können auch sagen: eine Aufgabe erfüllen, ein Ziel erreichen, einen Befehl vollführen, eine Sache gut zu Ende bringen oder wie man es nennen will. Das sind alles Bilder, die das Gleiche besagen: man muß das Leben meistern. Aber was soll man soviele Worte an ein so geringes Dasein verschwenden, wird mancher denken, der sein eigenes Leben für so unbedeutend und unansehnlich hält, daß er glaubt, es könnte gleich sein, wie dieser kleine unbeachtete und ungenannte Mensch zu seinem Ende kommt. Ja, wenn man irgend ein Großer wäre, einer von denen, auf die alle hinschauen, von denen die Zeitungen schreiben und die man auf der Leinwand sieht, dann würde man schon sehen, daß man auch vor den Diesen bestünde und daß ein „guter Eindruck" zurückbliebe . . . Aber das ist es ja eben: mit dem „guten Eindruck" ist ja nichts getan; mit einem guten Eindruck kann man blenden, kann man täuschen, aber damit kann man ja nichts schaffen, nichts vollenden, nichts vollbringen. Auf die Dauer kann sich damit niemand behaupten. Also kommt es garnicht darauf an, daß da einer von vielen beachtet wird, daß er gesehen wird? Nein, darauf kommt es wirklich nicht an, nur darauf, daß er seine Arbeit, seine Aufgabe, seine Pflicht tut. Das aber kann jeder überall. Dazu braucht man nicht gesehen zu werden. Es wird ja dadurch nicht leichter, sondern nur schwerer.

Es ist schon recht, auch das ist ja nicht leicht, ungesehen und unbeachtet dazustehen und seine Pflicht zu tun. Man kann da allzuleicht den leidigen Gedanken haben: es kommt nicht darauf an. Man kann versucht sein, auszuweichen, wo man stehen bleiben, die Augen zu schließen, wo man hinschauen sollte. Das alles recht zu machen dazu gehört eben schon etwas: das harte Herz. Es braucht das kein Zementklotz zu sein, den nichts erweicht, aber auch keine Butter, die im Warmen zerfließt. Das harte Herz, da meinen wir das tapfere und aufrichtige, das unbestechliche und kampffrohe das unbeugsame und gläubige. Ein Herz, das will. Mit einem solchen Herzen kann man jeden Weg machen, jede Pflicht tun. Man wird durchkommen, man wird fertig werden. Man bekommt zumeist kein großes Lob dafür, aber Frieden und innere Genugtuung. Und man weiß plötzlich, wozu man da ist: eben dies harte Herz einzusetzen, wie man es glaubt, daß es recht ist, oder wie man es befohlen bekommen hat.

Wie oft ist es, daß man etwas leid wird, seinen Beruf, wenn es Aerger gegeben hat, seine Freunde, wenn sie ungerecht waren, ja sich selbst, wenn man durch irgendetwas plötzlich nicht mehr durchfindet. Da kommt es jedesmal auf das harte Herz an, das feststeht, wenn alles wankt und nicht ängstlich klopft, wenn Wetter vorüberziehen. Millionen müssen das jeden Tag erfahren: Da ist der Mann auf der Lokomotive, der keinen Augenblick seine Aufmerksamkeit von seiner Maschine und den Signalen lassen darf, und wenn noch so viel des herrlichsten Lebens in brausender Fahrt ihm zuwinkt; da ist der Mann, der in der großen Werkhalle der Fabrik stehen und werken muß, und wenn ein noch so großes Leid seine Seele bedrückt; da ist die Mutter, die sich bis in die Nächte um ihre Kinder sorgen und mühen muß, der Soldat, der seinen Dienst tun, der Seemann, der freiwillig sein Leben aufs Spiel setzt, wenn ein anderer in Not ist, oder das Mädchen, das eine herbe Enttäuschung überwinden muß. Es ist wahrhaftig ein riesiges Heer, das Tag und Stunde den Kampf bestehen muß, den das Leben jedem einzelnen aufgibt. Und wie wenig wird all davon beachtet, kaum das hier und da bei einer besonderen Gelegenheit die Zeitung Notiz nimmt . . . Nein, nach dem Aeußerlichen zu messen, wäre die Aufopferung der Millionen sinnlos, wäre nicht jedes, was einer in einer Pflicht tut, aus sich heraus wert — und sinnvoll. Eben dadurch, daß es im Dienst am Ganzen geschieht. Für die Familie, für den Nachbar, den Freund, für das Volk. Und wenn es ein noch so Geringes ist. Wenn es aber nicht getan würde, wäre da eine Lücke, ein Mangel, entstünde dort eine Not. So sehr sind wir ja alle miteinander verbunden, und aufeinander angewiesen. Und das ist gut so. Das hält manchen aufrecht und im Glied. Nichts aber würde gelingen ohne das starke Herz in diesen kleinen ungesehenen, unbeachteten und so unansehnlichen Augenblicken, Stunden und Tagen. Und wenn auch niemand darauf sieht, so findet es sein Lob doch darin, daß es sich selber treu bleibt.

Lk.

# Egon schafft es

**Kurzgeschichte von Franz Heinrich Pohl**

Egon Stiller, der junge, seit einiger Zeit für die Firma Chemische Fabrik Dr. Karl Brachenmacher tätige Reisevertreter, plante eine große Sache: die Anknüpfung von Geschäftsbeziehungen zu der Cheminver Aktiengesellschaft. Stiller wußte, daß es außerordentlich schwer hielt, von dieser Firma einen Auftrag zu erhalten, aber er war ein mutiger junger Mann.

An einem schönen Frühlingsmorgen ging Stiller, der seinen besten Anzug angezogen hatte, die breite Kronprinzen-Allee hinunter, von deren Ende ihm das gewaltige weiße Hochhaus der Cheminver A. G. entgegenleuchtete. Als Stiller näher kam, sah er, daß davor große Autobusse der Verkehrsgesellschaft auf der Straße standen, um die es ein lustiges Gedränge gab. Kein Zweifel war da noch möglich: Die Cheminver machte einen Betriebsausflug!

Für Stiller ein verlorener Tag! In niedergedrückter Stimmung sah er zu, wie sich ein Kraftwagen nach dem anderen mit ausgelassenen Männern und mit lustigen Mädchen in hellen Kleidern füllte. Wenn man doch auch einmal so einen Betriebsausflug mitmachen könnte, dachte er. Einen ganzen Tag unter heiteren Menschen im Grünen! Da Stillers Firma an einem anderen Orte ansässig war, konnte er nie an ihren Veranstaltungen teilnehmen. Außerdem war die Chemische Fabrik Dr. Karl Brachenmacher nur ein kleines Unternehmen. So großartige Ausflüge wie die Cheminver konnte sie nicht veranstalten, die — Stiller rechnete das Fassungsvermögen der Wagen aus — an sechshundert Angestellte beschäftigte. Jetzt waren ein paar würdige ältere Herren eingetroffen, die schwungvoll begrüßt wurden. Das Lärmen der Gesolaschaft ließ nach. Da ertönten auch schon laute Hupensignale, und die ersten Autobusse fuhren ab. Als sich der letzte Wagen in Bewegung setzte, machte Egon Stiller plötzlich ein paar Sätze und sprang auf.

Aufatmend landete er neben einem jungen Mädchen. „Gerade noch geschafft!" sagte er und wischte sich über die Stirn.

„Da es eine „Fahrt ins Blaue" ist, hätten Sie ja auch nicht nachkommen können. Das wäre aber ärgerlich gewesen!" meinte das Mädchen.

„Schrecklich", bestätigte Egon.

Seine anfängliche Beklommenheit verlor sich rasch. Sechshundert Angestellte können sich nicht alle kennen. Egon sah in heiter Stimmung Bäume, Wiesen und Felder vorübergleiten und fand an seiner hübschen Nachbarin immer mehr Gefallen.

Bald war das Ziel erreicht, ein herrlich am Wasser gelegenes Gasthaus. Egon Stiller setzte sich an die Seite seiner Wagengefährtin, hörte aufmerksam die Rede des die Kameradschaft preisenden Betriebsführers an und ließ es sich gut schmecken. Dann ging es ein bißchen in den schattigen grünen Wald. Als Stiller nach einem Spaziergang mit Kätchen Fahnke wieder die Gaststätte erreichte, sah er einen großen Teil der Gefolgschaft beisammen stehen.

„Los, heilen Sie sich, die Wettkämpfe sind gleich beendet!" rief ihm ein Herr zu. Neugierig trat Stiller in den Kreis, wo ihm ein Medizinball übergeben wurde, den er so weit wie möglich werfen sollte.

Egon zog seine Jacke aus und wog den ihm von vielen Uebungen vertrauten Ball in der Hand, dann warf er ihn im mächtigen Bogen über den Rasen.

„Donnerwetter!" rief ein Herr, der wohl als Kampfrichter tätig war. „Das ist nicht zu schlagen!" Und richtig: Stiller blieb der Beste! Er siegte auch im Laufen und hätte nur noch die letzte Uebung im Dreikampf, den Weitsprung, zu bestehen, um den vom Betriebsführer ausgesetzten Preis zu erringen. Aber durfte er denn noch weiter mitmachen? Ihm stiegen Bedenken auf. Ganz abgesehen davon, daß er als ungebetener Gast keinen Preis annehmen konnte, mußte es auch an den Tag kommen, wenn er sich so aus der Menge heraushob. Er durfte sich keinesfalls weiter beteiligen.

Aber wie sollte er das anfangen?

Kätchen Fahnke stand unter den Zuschauern und sah dem Weitsprung zu. Jetzt trat Egon Stiller an. Groß, schlank, braungebrannt — ein richtiger Sportsmann! Nun lief er an. Doch plötzlich blieb er stehen, hinkte ein paar Schritte und ging dann humpelnd aus der Bahn. Kätchen lief erschrocken auf ihn zu, wagte aber nicht, sich ihm zu nähern, denn der Betriebsführer, Generaldirektor Dr. Veritius, war mit anderen Herren an ihn herangetreten und erkundigte sich liebenswürdig nach seiner Verletzung.

„Ach, eine Kleinigkeit, den Fuß ein bißchen verknarrt, hat gar nichts zu bedeuten!" versicherte Egon, dem die Begegnung mit dem Direktor äußerst peinlich war. Aber der zeigte sich um den jungen Mann sehr besorgt, berichtete ihm ein Stück und unterhielt sich angelegentlich mit ihm.

„Sie sind ja ein hervorragender Sportsmann", sagte er, „ich verstehe nicht, daß ich Sie noch nie in unseren Büros bemerkt habe! Wo arbeiten Sie denn, Herr . . ."

Egon Stiller wurde blaß. „Stiller", stotterte er, „ich . . ." Aber dann hatte er sich gefaßt: „Ich muß Ihnen eine Erklärung geben, Herr Direktor!" sagte er mit fester Stimme.

Doktor Veritius machte zuerst ein ernstes Gesicht, aber bald heiterte sich seine Miene wieder auf, und als Egon Stiller seine Beichte beendet und um Verzeihung gebeten hatte, klopfte ihm der Generaldirektor lachend auf die Schulter: „Finde ich arrhythmisch! Herr Stiller, Sie sind ein Mann, der in die Welt paßt! Also, Sie bleiben natürlich heute unser Gast, und morgen vormittag melden Sie sich bei mir — vielleicht haben wir einen Auftrag für Sie!"

Egon Stiller schritt glückstrahlend in die Richtung, wo er ein hellblaues Kleid aufleuchten sah. Merkwürdig war, daß er gar nichts mehr von seiner Sportverletzung zu spüren schien, denn leicht und sicher, geradezu beschwingt trat er auf.

# Ein Mann steht vor der Tür

*Heiteres von Hans Riebau*

Es klingelte. Ein Mann stand vor der Haustür. Der Mann hatte eine Aktentasche voll Bücher und eine Aktentasche voll Prospekte bei sich. Die Prospekte schenkte er mir. Die Bücher hingegen beabsichtigte er — schlimmstenfalls in Monatsraten zu je 4,50 Mark — zu verkaufen.

„Sehen Sie", sagte er, „man soll Bücher nie aus einer Buchhandlung beziehen. Da gibt es Ladenhüter, verstaubte Sachen aus dem vorigen Jahrhundert, und die Verkäufer reden so lange auf Sie ein — nicht wahr? —, bis Sie tatsächlich so ein unnützes Ding gekauft haben."

„Aha", nickte ich.

„Nanu?", fuhr der Mann fort, „ich hingegen biete Ihnen das Neueste vom Neuen an. Hier beispielsweise das erst kürzlich erschienene illustrierte Prachtwerk „Das Buch der Krankheiten".

„O nein", sagte ich, „ich bin nicht krank."

„Aber Sie können es werden!" rief der Mann triumphierend.

„Gott behüte", flüsterte ich, „durch dieses Buch etwa?"

„Im Gegenteil, durch dieses Buch werden Sie gesund."

„Wie umständlich!" sagte ich. „Aber immerhin — ich werde einmal meinen Arzt fragen. Mal sehen, was er dazu meint."

Der Mann klappte das illustrierte Prachtwerk zu. „Ich habe hier noch etwas anderes, und zwar „Rechtsanwalt im Hause"."

„Nein", schüttelte ich den Kopf, „hier ist kein Rechtsanwalt im Hause, aber drüben an der Ecke — da wohnt einer."

„Sie mißverstehen mich", seufzte der Mann, „dieses Buch hier führt den Titel „Rechtsanwalt im Hause", und es gibt Ihnen Auskunft über sämtliche Fragen des Rechts."

„Das trifft sich gut", rief ich mir die Hände, „ich habe da nämlich einen Schwager in Costarica. Der Schwager ist 1897 unter Hinterlassung eines Nottestamentes gestorben, in dem meine Frau als Universalerbin eingesetzt ist. Nun haben aber die Kinder des Schwagers das Testament angefochten. Nach der Fernandez-Novelle zum costaricanischen Erbfolgegesetz, die am 1. April 1897 in Kraft trat, soll, behaupten sie, nicht nur der Pflichtteil, sondern 90 Prozent des gesamten Vermögens an die Erbfähigen ersten Grades ausgezahlt werden, falls die vom Erblasser Bedachten nach dem 1. Juli 1896 ihren Wohnsitz im Ausland gehabt haben. Nun", ich warf dem Mann einen aufmunternden Blick zu, „packen Sie mal schnell in Ihrem Buch nach, ob es stimmt!"

Der Mann sah mich mit einem starren Blick an. „Dann habe ich hier noch das berühmte Kochbuch von Marita Luise Koch", flüsterte er.

„Ah", rief ich, „von Marita Luise Koch? Der weltberühmten Erfinderin des Kochfixes? Aber leider, leider, ich brauche kein Kochbuch. Meine Frau" — ich beugte mich zu dem Ohr des Mannes —, „meine Frau — müssen Sie wissen — kocht nämlich selbst."

Der Mann strich sich, ein wenig verwirrt, die Stirn. Noch aber gab er es nicht auf: „Zuletzt habe ich hier noch ein Buch, das gehört auf jeden Schreibtisch, in jedes Haus, in jede Familie. Es ist „Schlag nach!", das deutsche Wörterbuch der Rechtschreibung."

Er reichte mir einen schlichten grauen Band. „Immerhin", nickte ich, „richtig schreiben — das ist schon immer meine schwache Seite gewesen. Zum Beispiel Phrase — Phrasen dreschen — —" Ich blätterte in dem Buch. „Fräsen, Fräser, Frase, Frater", murmelte ich, „aber das Wort steht ja gar nicht drin!"

„Phrase schreibt man doch nicht mit „F", sagte der Mann.

„Aber, aber!" sagte ich und reichte das Buch zurück, „wenn ich, um ein Wort nachschlagen zu können, wissen muß, wie es geschrieben wird, wozu brauche ich dann noch nachzuschlagen?"

Nunmehr endlich fing der Mann an, zu erbleichen. Er schloß seine beiden Aktentaschen und ging. Auf der Treppe zögerte er. „Eine einzige Frage noch", rief er, „was sind Sie eigentlich von Beruf?" — „Ich?" rief ich zurück, „— Buchhändler!"

# Sowas nennt sich Mantel

*Eine Kurzgeschichte von Peter Stellan*

Neulich traf ich Max, als ich nachmittags nach Büroschluß auf meinen Bus wartete. Da ich knapp bei Kasse war, verbarg ich mein Gesicht hinter meiner Zeitung, aber er erkannte mich sofort. Max gehört zu den Leuten, die nie Geld haben, und immer dann, wenn sie einen treffen, zufällig gerade unbedingt zehn oder zwanzig Mark brauchen, „nur bis morgen, natürlich". Er geht meist etwas abgerissen in der Gegend umher, so als hätte er gerade vorgestern üblen Sturm erlebt; heute aber erstrahlte er in ungeahntem Glanze.

„Donnerwetter, Max!" sagte ich. „Wo hast du denn den fabelhaften neuen Ueberzieher her?"

„Neu?" rief er aufgeregt. „Neu? Mein lieber Freund, Adams Feigenblatt, zehn Jahre nach dem Sündenfall, war ein Prachtstück gegen dieses alte Möbel! Und da sagt der Kerl neu! Ha!" Und er lachte in bitterem Hohne. „Aber ich habe eine Bitte . . ."

„Der Mantel ist also nicht neu?" unterbrach ich ihn schnell. „Wie lange hast du ihn denn schon?"

„Genau sechs Jahre", antwortete Max hüstern. „Ich erstand ihn 1932 im Ausverkauf. Damals meinten schon alle, es sei kein guter Einkauf gewesen. — Aber, was ich sagen wollte . . ."

„Er scheint sich aber doch recht gut gehalten zu haben", sagte ich rasch, vor allem darauf bedacht, ihn nicht ausreden zu lassen.

„Und dabei ist er so strapaziert worden!" rief Max. „Du weißt dich sicher an die Affäre mit Margot erinnern, im Sommer 34. Du weißt, ich beschloß mir das Leben zu nehmen. Ich sprang in die Spree, änderte dann aber in der letzten Sekunde doch noch meinen Entschluß und schwamm ans andere Ufer." Er schwieg eine Weile, in trübe Erinnerungen versunken. „Damals trug ich ihn", fügte er dann hinzu.

„Er hat das Bad wirklich fabelhaft überstanden!" rief ich bewundernd. „Und was hat er denn noch erlebt?" Der Mantel schien mir ein einigermaßen sicheres Gesprächsthema zu sein.

„Da war der Brand in unserem Hinterhaus im Jahre 36", sagte Max. „Ich stürzte mich, von hohem Mut beseelt, in die Flammen, um das schöne Fräulein Therese zu retten. Zwei Feuerwehrleute mußten mich mit Gewalt vor dem sicheren Tode zurückreißen, und das Fräulein Therese hatte schon längst ein anderer gerettet. Nicht einmal die Rettungsmedaille erhielt ich, obgleich mir sämtliche Kleider in Fetzen vom Leibe hingen!"

„In Fetzen?" rief ich erstaunt. „Der Mantel? Aber wie ist denn das möglich?"

„Das ist es ja gerade!" erwiderte Max. „Ich hatte ihn nämlich an dem Tag gar nicht an. Er war zufällig gerade auf dem Leihhaus."

Ich sah meinen Bus in der Ferne auftauchen. Das Unheil schien für heute abgewehrt.

„Und dann?" fragte ich.

„Das war im Mai 36", sagte Max. „Seitdem habe ich ihn genau zwei Jahre getragen: tagaus, tagein, in Regen und Schnee, in Nebel und Sonnenschein, in der Stadt und auf dem Lande, bei Hochzeiten und bei Begräbnissen — zwei ganze Jahre. Und gestern . . ."

„Was war gestern?" fragte ich noch über meine Schulter zurück, indem ich meinem Bus zustrebte.

„Gestern", sagte Max, „ja gestern, da war ich im Konzert, und da hat mir die Garderobefrau aus Versehen einen anderen zurückgegeben."

**„Oskar, du heiratest mich doch nicht etwa meines Geldes wegen?"**

**„Aber Kindchen, wie werde ich denn? Im übrigen glaube ich noch garnicht, daß überhaupt etwas übrig bleibt, wenn meine Schulden bezahlt sind!"** Jo-Jo.

# Dies nebenbei

Was ein Mensch wert ist, darüber haben die Menschen selbst (denn wer sollte es sonst tun) zu allen Zeiten Erwägungen angestellt. Wir sind es dabei gewohnt, den Menschen nicht nur als „Sache" sondern als Persönlichkeit einzuschätzen. Dafür aber ein Maß zu finden, das sich in Münzwerten ausdrücken läßt, ist bisher niemandem gelungen, wahrscheinlich sind auch die wenigsten bisher auf einen solchen Gedanken gekommen. Wir sagen wohl, dieser oder jener „ist keinen roten Heller wert"; das meinen wir aber dann nicht wörtlich, sondern nur vergleichsweise und eben im Hinblick auf die Charaktereigenschaften eines solchen Menschen. Was würden Sie aber sagen, wenn jemand käme und Ihnen an den Kopf sagte, daß Sie noch nicht einen Taler wert sind? Das könnten Sie nämlich in Amerika erleben, falls Sie jenem Herrn Professor von der Universität Kannion begegneten, der den Menschen auf knapp einen Dollar einschätzte. Sie können sich allerdings beruhigen, er hat bei dieser Einschätzung weder Ihre Persönlichkeit noch Ihre Charaktereigenschaften im Auge, sondern er legt lediglich — ein Gewicht von 75 Kilo zugrunde!! Ein solcher Mensch (er brauchte für die Wertschätzung des Herrn Professors aus Amerika überhaupt keinen Charakter) enthält nach seinen Forschungen: 1. Fett, welches zur Anfertigung von drei Kerzen ausreicht; 2. Wasser, welches zum Auswaschen von zwei Laken genügt; 3. Eisen, so wenig, daß es kaum zur Anfertigung eines kleinen Nagels reicht; 4. Kalk, kaum so viel, um einen Hühnerstall auszubleichen; 5. Schwefel, genügend, um einen Hund von seinen Parasiten zu befreien; 6. Zucker, kaum so viel, um ein Glas Tee zu süßen. Der Professor will sich nun nach diesen Feststellungen in ein Geschäft begeben haben, um sich nach den Preisen der angeführten Produkte zu erkundigen. Er behauptet, daß er alle die angegebenen Substanzen für knapp einen Dollar einkaufen könne. Was sagen Sie nun? Man kann nur fragen, ob der Herr Professor nach dieser Wertskala auch noch auszurechnen gedenkt, wie viel Onkel Sam und seine Nachfahren insgesamt wert sind . . .

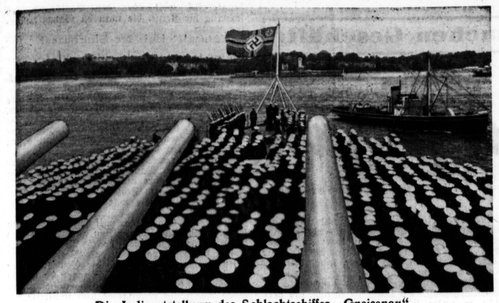
*

Es sind schlechte Zeiten heute für verbrecherische Elemente. Die moderne Kriminalistik hat in der Wissenschaft und Chemie Hilfsmittel zur Hand, die immer wieder auch die gewiegtesten Verbrecher überführen. Die unscheinbarsten Dinge erhalten in den Händen der Kriminalisten Bedeutung, und was der Laie für völlig wertlos halten würde, ist ihnen ungeheuer wichtig. Im Zentralpark in New York wurde kürzlich ein Mord begangen. Es handelte sich offenbar um einen Raubmord, denn das Opfer dieses Anschlages war einfach niedergeschossen worden, worauf sich der Täter sofort entfernt hatte. Die Kriminalpolizei suchte die Umgebung ab. Sie fand nichts — doch! Einen Zigarrenstummel! Aber was besagt schon ein Zigarrenstummel im Zentralpark von New York?! — Am nächsten Tage wurden zwei Männer, von denen man wußte, daß sie dem Ermordeten nicht wohlgesinnt waren, freundlich zu einem Verhör eingeladen. Sie wiesen beide lückenlos ihr Alibi nach. Dennoch wurde der eine noch am gleichen Abend verhaftet und man sagte ihm die Tat direkt auf den Kopf zu! Was war geschehen? Die beiden Herren hatten bei dem Verhör eine Zigarre, die ihnen angeboten wurde, geraucht und ihren Stummel achtlos im Aschbecher liegen lassen. Der Chemiker aber konnte durch Untersuchungen des Speichels, der sich ja in den Tabakblättern festgesetzt, nachweisen, daß der Stummel aus dem Zentralpark und der Stummel, den der eine der beiden Herren bei dem Verhör liegen gelassen hatte, von demselben Manne geraucht sein mußten. Denn wenn auch der Speichel in der Hauptsache aus Wasser besteht, so enthält er doch bis zu einem Prozent Eiweiß und eine Anzahl abgestorbener weißer Blutkörperchen. Letztere sind es, die dem Kriminalisten es ermöglichen, festzustellen, welcher Blutgruppe ein Mensch angehört. Die Ueberraschung entwaffnete den Mörder so sehr, daß er gestand.

*

Es kann sich ja auch kein Mensch gefallen lassen, wenn er dauernd vonoben herab behandelt wird. Und doch strömen die Menschen geradezu zu einem bekannten Koblenzer Lokal, wo alle Gäste im wahren Sinne des Wortes von oben herab bedient werden. Hier waltet nämlich der größte Ober der Welt seines Amtes. Er führt den gut bürgerlichen Namen Ludwig Schulten und mißt vom Scheitel bis zur Sohle nicht weniger als 2,20 Meter. Er ist also ein wahrer Riese, der wie ein Turm durch das Lokal geht und mit Leichtigkeit auf jeder Handfläche vier halbe Liter balanciert. Herr Schulten ist schon seit 19 Jahren verheiratet; seine Frau reicht ihm nur bis zu den Hüften. Natürlich besitzt er ein Spezialbett; denn wie sollte er in einer gewöhnlichen „Kiste" Platz finden? Bei den Gardegrenadieren in Stettin war er Flügelmann und ist dann als Artist weit in der Welt herumgekommen. In dem großen Körper schlägt ein gutmütiges Herz; wehe aber dem Raufbruder, der seine Passionen auch in dieses Lokal verlegen wollte. Wenn Ludwig Schulten nur die Augen rollt, wird jeder, der Händel sucht, schon wissen, daß es Zeit ist, schnellstens zu verduften . . .





**Die Indienststellung des Schlachtschiffes „Gneisenau"**

Mit einer kurzen aber eindrucksvollen militärischen Feier wurde in Kiel das Schlachtschiff „Gneisenau" durch den Kommandanten des Schiffes, Kapitän zur See Förste, in Dienst gestellt. Unser Bild gewährt einen Blick auf das Heck des 26 000 t großen Schiffes während der Feier. (Zander-Multiplex-K.)

**Der feierliche Baubeginn in München**

In Anwesenheit des Führers fand der erste Rammstoß zum Bau der Münchener Untergrundbahn und der erste Spatenstich zu den großen Bauvorhaben in der Hauptstadt der Bewegung statt. — Der Führer wird bei seiner Ankunft an der Baustelle von Reichsverkehrsminister Dr. Dorpmüller begrüßt. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

**Es geht um das Schicksal der deutschen Brüder in der Tschechoslowakei**

**Die Tschechen errichten Grenzsperren.** An der Reichsgrenze bei Seifhennersdorf genügten den Tschechen die Schlagbäume allein nicht mehr; sie errichteten mit Hilfe umgestürzter Wagen an den Seiten der Straße eine Sperre und engten damit die Straße ein, um den Verkehr möglichst stark abstoppen zu können bzw. um gegebenenfalls durch Verlegen der Sperren die Straße vollständig abriegeln zu können. Unser Bild zeigt vom deutschen Schlagbaum aus die tschechische Sperre. Im Vordergrund der tschechische Grenzpfahl. (Atlantic, Zander-Multiplex-K.) — **Die sudetendeutsche Einheit bestätigt.** In den sudetendeutschen Gebieten errang die Partei Konrad Henleins einen überzeugenden Sieg. Hier wartet man vor der Wahlkanzlei in Aussig auf die ersten Wahlergebnisse. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

**Ehrenmal für die gefallenen Freikorpskämpfer a. d. Annaberg i. Oberschlesien**

Am 22. Mai wurde das Ehrenmal auf dem Annaberg in Oberschlesien eingeweiht. 50 gefallene Freikorpskämpfer sind in elf Nischen beigesetzt, und über jeder Gruft liegt ein großer, als Sarkophag dienender Stein. Die Namen der Toten sind an den Wänden in Mosaik eingelegt. — Blick in eine der elf Nischen. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

**General Daluege kündigt Neuorganisation des Feuerlöschwesens an**

Anläßlich der Einweihung der Gaufeuerwehrschule in Heyrothsberge bei Magdeburg kündigte der Chef der Ordnungspolizei, General Daluege, ein neues Gesetz an, durch das die bisherige Berufsfeuerwehr zur Feuerlöschpolizei und die bisherige freiwillige Feuerwehr zur Hilfspolizeitruppe erklärt wird. — Anläßlich der Feierstunde überreichte General Daluege dem Landesführer der österreichischen Feuerwehr, Dr. Lampel, das Feuerwehrehrenkreuz. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-Multiplex-K.)

**Die Lagerstadt der Volkswagen-Fabrik**

In Fallersleben wird am Himmelfahrtstag der erste Spatenstich zur Volkswagenfabrik ausgeführt. Unser Bild gewährt einen Blick in eine Straße der jetzt fast vollendeten Lagerstadt, die mit ihrer Sauberkeit und Bequemlichkeit jedem Arbeiter eine Erholungsstätte nach der Tagesarbeit bietet. (Presse-Hoffmann, Zander-Multiplex-K.)

**Ein Angriff japanischer Bombenflugzeuge auf Kanton**

Die südchinesische Millionenstadt Kanton wurde von 30 japanischen Bombern angegriffen. Das Hauptziel war die Unterbrechung der Eisenbahnlinie Kanton—Hankau, die für den chinesischen Nachschub wichtig ist. Hier sieht man auf die Trümmerstätten nach dem Luftangriff. (Atlantik, Zander-Multiplex-K.)

**Von Berlin nach Tokio in 54 Stunden**

Zwei Heinkel-Flugzeuge, ausgerüstet mit je vier Hirth-Motoren, starteten am 23. April von Tempelhof und landeten am 29. April in Tokio. Die beiden japanischen Flieger Kato und Yokoyama haben die Strecke Berlin—Tokio in 54 Stunden zurückgelegt, und zwar wurde sie die 15 000 km lange Strecke mit einem Stundenmittel von 300 km durchflogen. — Der Empfang der japanischen Flieger auf dem Haneda-Flugplatz in Tokio. (Weltbild, Zander-Multiplex-K.)

# Frauen, die ihren Mann fangen

**Zarte Hände machen Geschäfte**

**Tatsachenbericht von Peter Paul Möbius**

(Copyright by Franckh'sche Verlagshandlung Stuttgart)

Wenn aus einem Zeitungsjungen im Laufe eines Lebens ein Millionär, aus einem kleinen Angestellten der Diktator der Petroleumerzeugung, der Zuckerproduktion, des Stahlhandels oder beispielsweise aus einem Schrankenwärter der allmächtige Herr und Gebieter zweitverzweigter Eisenbahnnetze wird, — so bewundert man die Tüchtigkeit und das Glück dieser Leute. —

Die Männer! An ihnen steht selbstverständlich die Kraft und der Mut zu weittragenden Entschlüssen! Ihre Intelligenz nimmt durchaus nicht Wunder, denn es sind Männer. Hingegen die Frauen . . .?

Sie haben schön zu sein! Oder häuslich, mütterlich, lieb, nett, weich, hingabebedürftig. Ihre Intelligenz? Im allgemeinen nicht der Rede wert, — sagen die Männer.

Aber wie häufig kommt es vor, daß berühmte Männer einfach nichts geworden wären ohne die Frauen. Deren Rat, Fingerspitzengefühl, Takt, Klugheit brachten am Ende erst den Erfolg.

Es scheint das Los der Frau zu sein, in dieser Betätigung verkannt zu werden. Hinter den Kulissen haben viele die Fäden in der Hand. In der Oeffentlichkeit wenige.

Immerhin . . .

Es gibt genug Fälle, wo sich Frauen auch im öffentlichen Leben bewährten, wo sie ihren „Mann" stellten, selbst auf einem Gebiet, das ihnen sonst besonders fernzuliegen scheint: bei großen Geschäften, im internationalen Handel und bei weittragenden geschäftlichen Transaktionen.

Da ist zum Beispiel Adrienne d'Espard, die wohl von allen die abenteuerlichsten Wege ging . . .

## Adrienne wird Haifischjägerin

Die „Esperance II" dampfte mit halber Kraft durch die blaugrauen Wogen des Atlantik. Oben im Mars saß ein schwarzhäutiger Matrose und suchte mit dem Glas aufmerksam das Wasser ab.

„Mein lieber Petrito da Ganza", sagte Adrienne d'Espard und klopfte auf das Eisenrohr der Reling. „Sprachen Sie mir nicht von Haien und der aufregenden Jagd auf sie, als Sie mich einluden, mir mit der ‚Esperance' die Geschichte einmal anzusehen? Nun also, wo sind Ihre Haie?"

„Geduld! Sie kommen noch!"

„Oh, sie kommen noch!" maulte die kleine Tänzerin, während Petrito da Ganza die Augen mit der Hand beschattete und auf das Meer hinausblickte. Er war groß und sehnig, der Typ eines wagemutigen Sportsmannes. Ganz nebenbei, als spreche er vor sich hin, meinte er trocken:

**„Da ist also eine junge Dame,**

die von ihrem eigenen Ruhm so verwöhnt ist, daß sie nicht mal auf ein Abenteuer warten kann. Kunststück, in Wien, in Paris, Berlin, in Warschau und London . . . wo eigentlich nicht — ist diese junge Dame über alle Maßen gefeiert worden. Mit Recht, mit Recht, ich gebe es zu. Immerhin, Haifische sind keine Dienstboten, die man durch ein Klingelzeichen ruft. Und es ist ihnen auch ganz egal, ob eine kleine Berühmtheit gelitgelt hat . . . ich möchte wissen . . ."

„Oho!"

„. . . möchte wissen, ob die junge Dame weiter so starrköpfig sein will wie damals, als sie ihren Eltern in der Champagne durchbrannte, um Tänzerin zu werden! Das hat die junge Dame doch selbst erzählt? Und die nachsichtigen Eltern, die dann nach anfänglichem Widerstand . . ."

Aus dem Mars kam eine dröhnende Stimme:

**„Haie! Heu . . . Haie!"**

Petrito da Ganza fuhr herum. Er lief nach dem Achterdeck zu, der Ausguck auf der Mastspitze winkte nach Nordosten.

Mit einem Male war die schläfrige Ruhe auf der „Esperance II" wie fortgeblasen.

Der Maschinentelegraph klingelte schrill! Der Mann am Steuer legte das Ruder um! Ein paar flinke Kerle kletterten wie Katzen auf die leise schaukelnden Beiboote des Schiffes und machten sich dort zu schaffen.

Ein schweigsamer Norweger zog mit pedantischer Sorgfalt die Segeltuchhülle von der Harpune. Die lange Leine des Geschosses glitt vielend durch seine Hand. Der Norweger schnaufte sich.

Und Petrito da Ganza war mit ein paar langen Sätzen in die Kajüte gefegt. Jetzt kam er wieder und brachte für Adrienne d'Espard einen dicken Mantel.

„Hier", sagte er und seine Augen leuchteten.

**„Es geht los!**

Nun werden Sie gleich anders reden, kleine Dame! Wollen doch mal sehen, ob eine Haifischjagd etwas für das zarte Gemüt einer verzehrten Berühmtheit ist . . . Hopla . . . Er bückte sich schnell und hob das lange, gekrümmte Messer auf, das auf das Deck gefallen war.

Die „Esperance II" stieß dicke schwarze Dampfwolken aus. Vor ihrem Bug stand widerspenstig eine dauernde Welle sprühender Gischt, hochgewirbelt vom vorwärtsdrängenden Bug der Jacht.

Haie! Das waren die Bestien! Ihre dreieckigen Flossen glitten pfeilschnell nach rechts, dann wieder nach links, als würden unter dem Wasserspiegel zwölf Dreiecke sinnlos hin- und hergezogen!

„Die Harpune!" schrie Petrito da Ganza heiser. Das Jagdfieber hatte ihn gepackt. Ungeduldig beugte er sich weit über die Reling, die Augen aufs Wasser gerichtet, die rechte Hand verlangend nach hinten gestreckt.

Und dann holte er aus. Wippte das speerartige Geschoß abwartend hoch über seinem Kopf, warf federnd die rechte Schulter zurück . . . jetzt!

Mit einem gehässigen Pfeifen sauste die Harpune über Bord. Traf kurz vor einer Haiflosse aufs Wasser, zitterte einen Augenblick und verschwand dann in der Tiefe. In rasender Eile glitt die Leine nach.

Der Hai war getroffen. Suchte nun Schutz in der Tiefe des Wassers und nahm das Geschoß mit. Der Widerhaken der Harpune zerrte die Leine nach. Es war eine Sache von Sekunden.

Adrienne d'Espard stand aufgeregt neben da Ganza, die kleine Hand auf den Mund gepreßt, als müsse sie einen Schrei unterdrücken. Und dann gab es einen Ruck. Petrito da Ganza flolperte unbeholfen nach vorn. Seine Hände griffen ins Leere. Mit einem Ruck wurde er

**über die Reeling gezogen . . .**

Die Leine, diese verdammte Leine, hatte sich beim Abrollen in seinen Füßen verfangen. Und der Hai da unten, gequält von Schmerz und Angst, wühlte das Wasser auf und zog und zog . . .

Die Tänzerin schrie auf. Dicht neben der „Esperance II" klatschte etwas ins Wasser. Es war da Ganza. — Kurz tauchte er auf, dann schoß sein Kopf sofort wieder ins Wasser. Adrienne sah noch, wie er das lange krumme Messer aus dem Munde nahm. Glücklicherweise hatte er es nicht fallen lassen, als er über Bord ging. Es sah ganz so aus, als versuche er unter Wasser das Harpunentau zu kappen.

Aber da! Sieben, acht spitze Dreiecke schossen von allen Seiten auf die Stelle zu, an der eben noch da Ganza rudernd auf- und abgetragen worden war. Die Tänzerin wandte sich um und sah, daß die Besatzung in fieberhafter Eile ein Boot klar machte.

Der Norweger stand mit starrem Gesicht und blickte auf die Wasserfläche. Er hatte da Ganza' neues Repetiergewehr schußfertig an der Backe.

Das Boot kam glücklich zu Wasser. Im letzten Augenblick sprang Adrienne hinein. Merkwürdigerweise entwickelte dieses zerbrechliche zarte Geschöpf in diesen Minuten höchster Gefahr eine erstaunliche Geistesgegenwart. Niemand hatte ihr gesagt, daß sie aus der Kajüte Schußwaffen holen solle, und doch hatte sie es getan.

Die „Esperance II" fuhr jetzt mit halber Kraft rückwärts. Die Schraube mahlte leise.

Das Boot tanzte gemächlich auf den Wellen. Aber nun setzten die Matrosen ihre Ruder ein. Trieben mit aller Kraft ihr Fahrzeug vorwärts. Wenige Meter vor ihnen war das Wasser rötlich. Kleine Wasen stiegen aus strudligem Wasser. Dort mußte da Ganza um sein Leben kämpfen.

Es schien, als sei er glücklich aus der Fessel der Harpunenleine gekommen. Aber die Flossen der Haie bedrohten ihn. Jetzt kam das Boot heran.

Der Maitrose, der früher im Ausguck gestessen, hatte ein wütend verzerrtes Gesicht. Seine Augen brannten dunkel, sie sprühten geradezu vor Haß.

„Das widerwärtigste Viehzeug auf Gottes weiter Erde sind die Haie!" knurrte er bissig, beugte sich weit über den Bootsrand und schwang die Leine, die man da Ganza zuwerfen wollte.

„Achtung!!" schrie der Steuermann!

**„Jetzt kommt das Schlimmste!**

Schießt, Leute, schießt! Haltet die Biester ab! Der Chef muß freie Hand haben!"

Die Leine flog im weiten Bogen, klatschte dicht neben da Ganza' Kopf auf die Wellen. Mit der Linken griff da Ganza zu. Die rechte Hand hob das Messer zur Abwehr. Die Matrosen zogen eilig das Tau ein, an dessen Ende da Ganza hing.

Fünf schwarze Dreiecke zogen immer engere Kreise um den Mann im Wasser. Aber da bellten die Gewehre auf. Adrienne schoß wie ein Soldat auf dem Schießstand. Es war seltsam anzusehen. Sie war totenbleich im Gesicht, aber sie lächelte. —

Petrito da Ganza war mit seiner Kraft am Ende. Die Matrosen griffen zu. Neben dem Boot stiegen Fontainen hoch. Die Schwanzflossen der Haie peitschten das Wasser.

Und immer noch krachten die Gewehre. Aber endlich war es geschafft! Sie zogen da Ganza ins Boot. Er kippte hilflos vornüber. Lag einen Augenblick regungslos und schüttelte sich dann das Wasser aus dem Haar.

Da gellte schrill und anhaltend die Dampfpfeife der „Esperance II".

Wie auf Kommando drehten sich alle Köpfe der Jacht zu. Da schien etwas nicht in Ordnung zu sein!

**Adrienne sagte: „Vorwärts, rudert Männer!"**

Und die Matrosen legten sich in die Riemen, als sei es das selbstverständlichste Ding von der Welt, daß ihnen eine fremde Frau Befehle erteile. Aber sie hatte auch so etwas an sich, was keinen Widerspruch duldete.

Nachher sahen sie, was vorgefallen war. Die „Esperance II" hatte Beschädigungen davongetragen. Die zwei, die an Bord zurückgeblieben waren, brauchten dringend Hilfe. Ein paar Planken waren dicht über der Wasserlinie eingeschlagen.

Niemand fragte, wieso und warum das hatte geschehen können. Was Hände hatte, griff zu den Pumpenschwengeln, zerrte Segeleinwand hervor, klatschte in rasender Eile Bretter, dichte Stützen. Es galt ein Leck zu stopfen.

Und dann gab es einen zermürbenden Kampf über siebzig lange Stunden mit einem Hammerhai! Es war derselbe, den da Ganza die Harpune in den Speck gejagt hatte. Dieses Biest hatte eine unheimliche Kraft des Widerstandes. Immer wieder schlug seine Schwanzflosse das Wasser zu Fontänen, immer wieder sauste er in die Tiefe, riß an der Leine, daß die Trommel zitterte und bebte, gab dann ein wenig nach und ließ sich widerstrebend heranziehen, um gleich darauf mit verdoppelter Kraft zu toben. (Forts. folgt.)

# Sachen machen die Leute, Sachen...

*Es geht nirgends so bunt zu wie in der Welt — dafür ein paar Beispiele:*

In Schefflingen geschah es, daß sich mitten auf dem Gleise des nichtgeschützten Bahnüberganges an der Sußler Straße zwei Frauen trafen. Sie hatten sich lange nicht gesehen und so ist es denn durchaus verständlich, daß die Freundinnen ein sogenanntes „Schwätzchen" veranstalteten. Worüber man sich unterhalten hat, konnte der Chronist nicht mehr ermitteln. Der Stoff des Gespräches muß indessen außerordentlich fesselnd gewesen sein, denn die Frauen, die da lebhaft gestikulierend auf den Gleisen standen, waren so vertieft, daß sie aber auch reinalles um sich herum vergaßen. So bemerkten sie auch nicht den von Ulmenay kommenden Zug, obwohl der Lokomotivführer sehr intensiv das Läute- und Pfeifwerk in Bewegung gesetzt hatte. Die Frauen trafichten weiter. Und trafichten immer noch. Schließlich sah sich der Lokomotivführer gezwungen, im letzten Augenblick den Zug zum Halten zu bringen, um die beiden Frauen nicht zu überfahren. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, daß ein gehöriger Strafzettel die Folge für diesen sicher unglaublichen Leichtsinn der beiden Frauen sein wird. Sachen machen die Leute, Sachen . . .

*

In einem nicht sonderlich bevölkerten Landstrich Australiens wurde eines Tages — es ist übrigens noch gar nicht so lange her — ein Mann von Banditen überfallen. Geld oder das Leben, das war die Parole dieser Burschen. Aber der Farmer ließ sich nicht so leicht attackieren. Da er weder Geld noch Schmucksachen bei sich hatte, lockte er das Gesindel dadurch auf seine Farm, daß er ihnen zu verstehen gab, der allgemeinen Unsicherheit halber habe er sein Bargeld im Ozeangrund vergraben. Der geistesgegenwärtige Australier aber, dem man einen üblen Streich wollte, führte die Burschen auf seiner Besitzung nicht in den Obstgarten, sondern hinter einen seiner Bienenstöcke, ergriff im entscheidenden Augenblick einen Spaten und stürzte mehrere der großen Bienenstöcke um. Hundertausende von Bienen fuhren wie rasend heraus und stürzten sich auf die verblüfften Räuber, die den schwachen Versuch machten, sich der gefährlichen Feinde zu erwehren. Da sich dies aber als tatsächlich erwies, liefen die Banditen nach allen Richtungen auseinander und ließen sich nicht mehr blicken. Der Farmer aber gab seinen Siedlerkameraden aus dem nahen und weiten Umkreis den nicht schlechten Rat, Bienenstöcke zu ihrem Schutz möglichst zahlreich anzulegen.

*

In diesen Tagen hat der Bürgermeister einer kleinen südfranzösischen Stadt die Welt um einen ungewollten Scherz reicher gemacht. Man hatte einen Falschmünzer verhaftet, der in Paris falsche Banknoten angefertigt und diese in einer ganzen Reihe von Provinzstädten in Umlauf gebracht. Die Polizeibeamten der südfranzösischen Stadt waren sehr stolz darauf, daß es gerade ihnen gelungen war, den langgesuchten Verbrecher dingfest zu machen. Nicht minder aber auch der so ausnehmend tüchtige Bürgermeister, der mit hoheitsvoller Miene die dreißig beschlagnahmten falschen Scheine, die einen „Rennwert" von dreitausend Franken hatten, in Verwahrung nahm. In der Hitze des Gefechtes unterlief ihm jedoch ein Fehler. Der Bürgermeister hatte nämlich ganz vergessen, dem von der Pariser Staatsanwaltschaft entsandten Beamten die beschlagnahmten Banknoten auszuhändigen. Aus diesem Grunde rief der dafür zuständige Pariser Staatsanwalt den Bürgermeister telefonisch an. Das klassische Telefonat hatte folgenden Wortlaut:

„Hallo, Herr Bürgermeister. Es handelt sich um die falschen Banknoten, die Sie in Gewahrsam haben. Ich brauche sie dringend, um meine Ermittlungen zu vervollständigen. Schicken Sie mir die falschen Noten sobald als möglich."

„Das trifft sich ja ausgezeichnet, Herr Staatsanwalt," antwortete der Bürgermeister. „Ich habe gerade heute daran gedacht und das Nötige getan. Die dreitausend Franken werden bestimmt morgen früh in ihren Händen sein. Vor einer halben Stunde habe ich den Betrag auf der Post aufgegeben.

„Schön, hoffentlich im eingeschriebenen Brief."

„Ich hab's noch viel besser gemacht, Herr Staatsanwalt," rief der gute Bürgermeister triumphierend. „Sie erhalten die dreitausend Franken durch telegraphische Postanweisung."

Man kann sich ungefähr denken, was für ein Gesicht der Staatsanwalt gemacht hat, als er diese von unüberbietbarer Harmlosigkeit zeugende Auskunft erhielt!

*

In wiefern die Hitze, die vor 14 Tagen in Warschau besonders groß war, einen peinlichen Irrtum verschuldete, davon soll im folgenden die Rede sein. Doktor W., der sich als Arzt eines großen Krankenhauses auf Grund seines Könnens mit Recht großer Beliebtheit erfreute, kam auf den Gedanken, auf dem heimen Heimweg den Blicken ausgesetzten Reizen seiner Junggesellenwohnung noch Beendigung seines anstrengenden Nachtdienstes im Adamskostüm ein Sonnenbad zu nehmen. Welche aussergesprochen lustspielhaften Formen dieses Sonnenbad annahm, darüber fand der Chronist folgende Schilderung:

„Dr. W. räkelte sich friedlich in seinem Liegestuhl, als er hörte, daß die Klappe seines Briefkastens in Bewegung gesetzt wurde. Er wollte in seine Morgenpost Einsicht nehmen und so, wie er war, an die Wohnungstür, die er erst öffnete, nachdem er sich überzeugt hatte, daß niemand auf dem Hausflur zu sehen war. Und dann ereignete sich das Mißgeschick. daß gerade in dem Augenblick, da Dr. W. in seinem luftigen Kostüm vor der Türe stand, um den Briefkasten zu öffnen, ein plötzlicher Windstoß die Wohnungstüre zuschlug. Der Arzt erkannte das Peinliche seiner Situation und versuchte mit hochrotem Kopf die Wohnungstüre mit Gewalt aufzusprengen. Das gelang ihm jedoch keineswegs, dagegen hatte es den ganz unbeabsichtigten Erfolg, daß die Nachbarn aufmerksam wurden und erkannt die Kraftanstrengungen des nackten Mannes beobachteten. Man war überzeugt, es mit einem Verrückten zu tun zu haben, und so schloß man ängstlich wieder die Türen, als Dr. W. verzweifelt ausrief: „Holen Sie mir doch wenigstens einen Bademantel oder eine Decke heraus!"

Der Arzt war aufs höchste erbost über sein Mißgeschick und das sonderbare Verhalten seiner Nachbarn. So besann er sich seinen Augenblick, als ein Fremder die Treppe heraufschritt, der einen Mantel über seinem Arm trug, diesem das überflüssige Kleidungsstück zu entreißen und um seine Schultern zu legen. Dann eilte er, ohne dem verdutzten Fremden eine nähere Erklärung zu geben, die Treppe hinunter, um den Hauswart zu alarmieren. Die Hilferufe des Ueberfallenen riefen abermals die Nachbarn auf den Plan, für die nunmehr der letzte Zweifel, daß Dr. W. wahnsinnig geworden war, beseitigt schien. Man benachrichtigte eiligst die Rettungsstation, und während Dr. W. noch dem kopfschüttelnden Hauswart mit erregten Worten klarzumachen suchte, was geschehen war, traf auch schon das Sanitätsauto ein.

Als die Krankenwärter den wildgestikulierenden, nur mit einem Regenmantel bekleideten, barfüßigen Mann sahen, machten sie nicht lange Federlesens und steckten den sich heftig Wehrenden in eine Zwangsjacke. Seine Erklärung, er sei selbst Arzt und vollständig bei klarer Vernunft, wurde nur als ein erneuter Beweis für seine Geistesgestörtheit angesehen. So wurde der unglückliche Dr. W. in schnellem Tempo in eine Nervenheilanstalt gebracht, aus der ihn erst am Sonntagmittag seine Verwandten befreiten. Man hatte mit dem Tobenden, der immer wieder versuchte, den Irrtum aufzuklären, einige derbe Späßen gemacht, für die man sich nun als der wahre Sachverhalt klar wurde, mit vielen höflichen Worten entschuldigte. Müde und erbittert verließ Dr. W. seine Gummizelle und sah noch am selben Tage, nachdem er seine Wohnung gekündigt hatte, in ein Hotel."

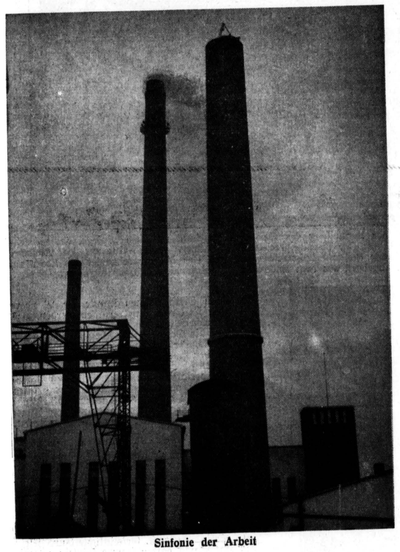
**Xaver Xanten.**



# Steine, die zum Himmel wachsen . . .

**Ein Schornstein wird gebaut - Männer in schwindelnder Höhe**

In den Frühlingshimmel ragt ein Koloß, massig und schwer, voll markiger Kraft, die er gleichsam aus der Erde zu saugen scheint. Aus der Erde ist er auch geformt, dieser Schornstein, der zu den Wolken emporwachsen will. Aus Erde, die in schweren Kollergängen zerstoßen und zermahlen, dann gepreßt und in der Glut der Ziegelöfen zum Stein gehärtet wurde. So wie er wachsen heute in Deutschland viele Schornsteine zum Himmel, Zeugen des unbeugsamen Willens und des zähen Fleißes eines Volkes, das den Helm fester gebunden hat, um sich die wirtschaftliche Freiheit zu erkämpfen.

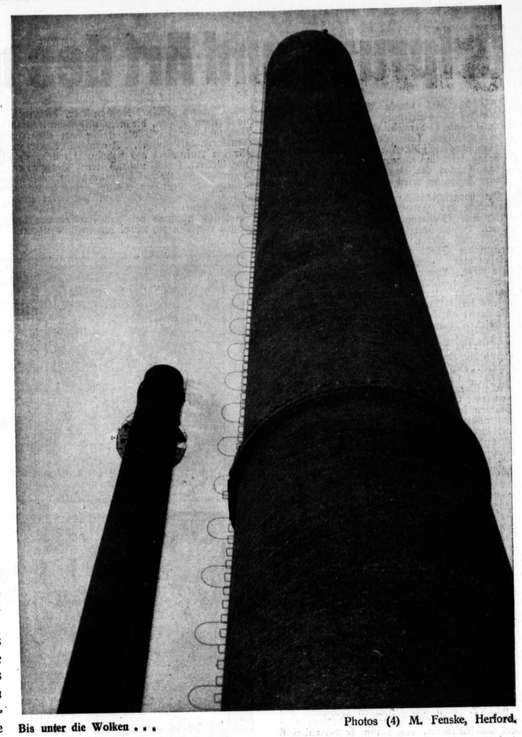


Sinfonie der Arbeit

Darum ist es gleich, ob wir schreiben, daß unser Schornstein in diesem oder jenem Gau unseres Vaterlandes gebaut wurde. Es ist nur einer unter vielen. Der unbekannte Schornstein, wenn wir so sagen wollen. Der einmal wie alle anderen mit gewaltigem Zug den Qualm hinauffangt, daß er wie eine Fahne über dem Lande steht. Eine Fahne, die rußige Hände unten an glühenden Essen entfalten.

Er ließ uns keine Ruhe, dieser Schornstein, bis wir an seinem Fuße standen, staunend über seine gewaltige Kraft und Größe, bis im Hinaufstarren uns das Spiel der Wolken fast mitreißen wollte in seinen Wirbel.

Ja, wenn wir das gekonnt hätten, wie jener Mann im Maurerkittel, der nun aus der luftigen Höhe Steighaken an Steighaken an der schnurgeraden Außenwand des steinernen Kolosses zu uns herunterstieg, so leicht und frei, als ob das gar nichts wäre.



Bis unter die Wolken . . .

Photos (4) M. Fenske, Herford.

Und es waren doch 70 Meter bis zum Erdboden, wie uns dieser Mann vom Eichsfelde mit lachendem Gesicht erzählte. Was denn dabei wäre? Ueber 30 Meter kämen noch dazu, dann wäre es schon etwas ganz anderes, täglich drei- oder viermal hinauf- und herunter zu klettern. Dann reichten vier Minuten für einen Weg nicht mehr aus.

Ob wir es nicht einmal versuchen wollten? Natürlich ohne seine Verantwortung.

Uns schwindelte schon bei dem bloßen Gedanken. Aber unseren Freund, den Kameramann, packte doch die Sehnsucht nach der Höhe, nach den ziehenden Wolken, nach dem Blick über das weite Land.

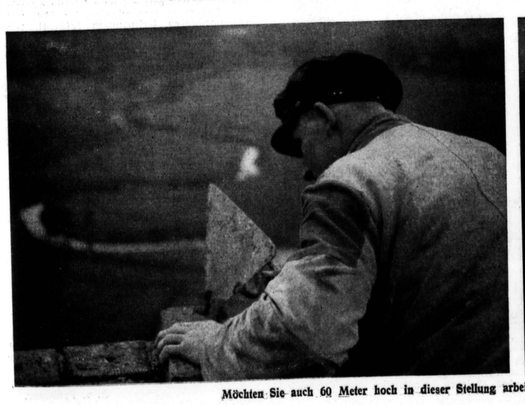
Da hing er schon an der Schornsteinwand, klomm Eisen um Eisen empor, jenem Manne nach, dem dieser gefahrvolle Weg alltäglich erschien . . .

Wir sahen ihnen nach, bis beide über den Rand des Schornsteins unseren Blicken entschwunden waren und nur noch ab und zu eine Hand den äußeren Stein legte, eine Kelle die Fugen glättete.

Das waren die einzigen Zeichen, daß dort oben sechs Männer am Werk waren. Und hin und wieder fiel ein Häufchen Mörtel, das nach sausender Fahrt auf die Erde klatschte. Aus 70 Meter Höhe, zu der im Innern des gigantischen Kamins, in dem unten gut und gerne ein Zimmer Platz hätte, eine surrende Winde die Steinlasten emporzog.

Wann unser Freund wieder herunterkam? Gar nicht so schnell, und einlösen mußten wir ihn auch noch. So will es der Brauch bei den Männern, die Stein um Stein fügen bis in schwindelnde Höhe. Und so schwebte denn am Drahtseil ein halber Liter — es war wahrhaftig kein Wasser — hoch, und ein Korkenzieher war auch dabei . . .

Wenige Wochen noch, dann ist das Werk vollendet, und über hundert Meter hoch ragt hier ein Schornstein zu den Wolken. Künder deutschen Willens und deutscher Tatkraft. Einer von vielen . . . my.



Möchten Sie auch 60 Meter hoch in dieser Stellung arbeiten? — Stein um Stein — und wieviel müssen's sein . . .

# Urſprung und Art des deutſchen Handwerks

**Am 28. Mai wurde die 1. Internationale Handwerks-Ausstellung eröffnet, die eine umfassende Uebersicht über das Schaffen dieses wichtigen Teils der Volkswirtschaft in allen Ländern gibt. Auch die kulturhistorische Schau fehlt in diesem Rahmen nicht, und das Werden des Handwerks von den frühesten Zeiten an wird eindrucksvoll dargestellt.**

In vorgeschichtliche Zeit zurück reicht der Ursprung des Handwerks. Aber erst Gründung und Wachstum der Städte schuf den freien Handwerkerstand und brachte ihn zu Macht und Blüte, wie andererseits das Gedeihen der Stadt auf den Handwerker angewiesen war. „Stadtluft macht frei" sagt die alte Rede. Wenn ein höriger Handwerker in die Stadt wanderte und ein Jahr lang nicht von seinem Herrn zurückgefordert wurde, galt er als frei. Manche Städte fürsten sogar die Wartezeit ab, doch nur solange der Bedarf an geschickten Handwerkern groß war. Später mußte eher darauf gesehen werden, daß die Konkurrenz nicht überhand nahm, und dieser Schutz der eigenen Interessen führte zur großartigen Handwerkerorganisation des Mittelalters: zur Bildung der Zünfte.

Die Entwicklung der Zünfte hat sich bei den einzelnen Gewerben und in den verschiedenen Städten in sehr ungleichem Tempo vollzogen. Im allgemeinen aber setzten sich die Zünfte mit ihrer Verpflichtung und Zugehörigkeit im 12. und 13. Jahrhundert überall durch und erkämpften sich schrittweise immer größere Privilegien. Die Zunft regelte das gesamte soziale und wirtschaftliche Leben des Handwerkers, es grenzte Rechte und Pflichten von Meister, Gesellen und Lehrlingen gegeneinander ab, setzte Lehrzeit, Wanderzeit und Bedingungen des Meisterstückes fest, wies dem Meister die arbeitsuchenden Gesellen und Lehrlinge zu, wachte über der Ehre des Handwerkers und des Einzelnen, wozu ihm in vielen Städten eine eigene Gerichtsbarkeit zustand.

Innerhalb dieses festgefügten Rahmens erwuchs die Leistung des Einzelnen zu höchster Blüte. Denn das war ja zu allen Zeiten das Besondere des Handwerks: das Technische wurde in sorgfältiger Lehre weitergegeben, von Vater an Sohn, von Meister an Gesellen und Lehrling; Erfahrung und Ueberlieferung von Generationen steigerten das Können. Aber das Wesentliche war doch immer wieder einmalig, war der Geschicklichkeit und dem Geschmack des Meisters anvertraut, jedes Handwerksstück ein Stück persönlicher und nationaler Kultur. Und auf einzelnen Gebieten, wie z. B. der Gold- und Silberschmiedekunst oder der Holzschnitzerei, erhob sich das Handwerk zu edelster Kunst.

In bestimmten Versammlungen auf der Handwerkerstube, unversehens von feierlichen Bräuchen, vollzogen sich die wichtigsten Ereignisse im Leben des Handwerkers: die Aufnahme als Lehrlinge, die Freisprechung nach beendeter Lehrzeit und Entlassung zur Wanderzeit, die Aufnahme als Meister. Wenn das Heiligtum der Zunft, die Lade mit den alten Urkunden und Gerechtsamen, von dem Obmann geöffnet worden war, begannen die Verhandlungen, die stets mit formelhaften Wendungen wie: „Gott grüße ein ehrbares Handwerk, mit Gunst . . ." eingeleitet wurden. Für die Aufnahme als Lehrlinge wurde eheliche Geburt, freies, unbescholtenes Herkommen und „deutsche Zunge" gefordert, wodurch besonders im deutschen Osten Fremdstämmige, also z. B. die Slawen, vom Handwerk ausgeschlossen werden sollten.

Aehnlich ging es bei dem Freisprechen der jungen Gesellen zu, wobei den abschiednehmenden Gesellen noch einmal besonders die Wanderbräuche eingeschärft wurden. Diese Wanderbräuche, die für jedes Handwerk andere waren, wurden stets nur mündlich überliefert, bildeten sie doch für den wandernden Gesellen und seine Zunftgenossen in der Fremde ein wichtiges Erkennungszeichen und durften darum nicht verraten werden. Der erste Gang des Gesellen in einer fremden Stadt richtete sich nach seiner Zunftherberge, wo er sich gegenüber dem Herbergsvater und unter Umständen auch dem Zuschickgesellen durch bestimmte Formeln und Bräuche als zur rechten Zunft gehörig ausweisen mußte, worauf er den Willkommentrunk erhielt und auf Verlangen an einen Meister um Arbeit gewiesen wurde.

Die meisten Handwerke verlangten eine mehrjährige Wanderzeit, bis zu sechs Jahren, bevor einer Meister werden konnte. Nur einzelne kleinere Handwerke, für die irgendeine Stadt ein Monopol hatte, verboten ihren Angehörigen das Wandern, damit nichts von ihren Geheimnissen verraten würde.

15. Jahrhundert: Obere Reihe Mitte: Der Weber am Webstuhl und bei der Herstellung des Garns. Holzschnitt aus dem „Spiegel des menschlichen Lebens" von Rodericus Zamorensis von 1479. — 16. Jahrhundert: Links: Der Tischler, rechts: Der Plattner. Holzschnitte aus Jost Ammans „Beschreibung aller Stände" von 1568. — Ende des 16. Jahrhunderts: Zweite Reihe: Schuhmacherwerkstatt. Der Meister schneidet das Leder zu, drei Gesellen fertigen Schuhe an; links verkauft die Meisterin Schuhe. Holzschnitt aus dem Ende des 16. Jahrhundert.

17. Jahrhundert: Obere Reihe links: Der Töpfer, rechts der Schlosser. Kupferstiche aus Christoff Weigels „Ständebuch" von 1698. Mitte: Handwerkszeichen der Bäcker, 1716, mit der Fahne mit Löwen und Krone, die sie für ihre Tapferkeit im Türkenkriege bei der Belagerung Wiens vom Kaiser erhalten haben sollen. — 18. Jahrh.: Links: Schneiderwerkstatt, rechts: Tischlerwerkstatt aus dem 18. Jahrh., Kupferstich nach Chodowiecki.

Auch den Meisterföhnen konnte die Wanderzeit zum Teil oder ganz erlassen werden, was einen großen wirtschaftlichen Vorteil bedeutete, auf die Dauer aber nicht zum Besten des Handwerks, der Zunft und am wenigsten der betreffenden jungen Männer selbst war. Denn so ein deutscher Handwerksgeselle, der in langen Wanderjahren ein gutes Stück des Vaterlandes, aber oft auch des Auslandes gesehen hatte, war ein ganzer Kerl geworden, der später als Meister bei den gemeinsamen Angelegenheiten mit Recht sein Wort mitreden konnte.

Die Gewerbefreiheit, die schon im 18. Jahrhundert verkündet wurde und sich im 19. überall durchsetzte, tat ein übriges, um die alten Bande völlig aufzulösen. Leider traf sie damit auch zum guten Teil das Handwerk selbst in seinem Lebensnerv, das sich ohnehin gegen den immer stärker aufkommenden Fabrikbetrieb mühsam genug behauptete. Das Handwerk verfiel hier einem tragischen Schicksal. Erfindungsgeist, Geschicklichkeit und Fleiß des Handwerks hatten immer stärkere gewerbliche Leistungen hervorgerufen, die Welt mit epochemachenden Erfindungen beschenkt, wie zum Beispiel die berühmten „Nürnberger Eier", die ersten Taschenuhren, die Erfindung eines Nürnberger Schlossermeisters war, und wie die Buchdruckerkunst sich aus dem Handwerk des Kupferstechers und des Holzschneiders heraus entwickelt hatte. Nun aber drohte die immer stärkere Mechanisierung des Gewerbebetriebes das Handwerk selbst zu vernichten. Zu Anfang unseres Jahrhunderts konnte man fürchten, daß das selbständige Handwerk mit geringen Ausnahmen zum Aussterben verurteilt sei.

Und dennoch lebt es heute. Im wirtschaftlichen Dasein des Volkes hat es sich neben allem Fabrikbetrieb doch als unentbehrlicher Faktor erwiesen und behauptet. Aber mehr als das: das neue Deutschland, das nicht die Maschine, sondern den Menschen in den Mittelpunkt rückt, für das die Wirtschaft nur ihren Sinn hat im Dienste des lebendigen Volksganzen, dieses neue Reich hat auch dem Handwerker als einem

ten Ueberseedampfer der »Hapag«. Er ist der größte Sprachkünstler, der mir je begegnet ist, denn er beherrscht nicht nur sieben Weltsprachen, sondern auch fünf Sprachen von Eingeborenen der verschiedensten Länder und Erdteile. Mein Vater gab mir den ersten Unterricht; später vervollkommnete ich meine Kenntnisse in England und in der französischen Schweiz. Holländisch lernte ich von meiner Schwester, die seit Jahren in Holland verheiratet ist. Ich habe mich auch in der Krankenpflege ausgebildet, schon weil ich meinem Vater in der Sprechstunde half. Nur —" hier stockte Brigitte und richtete den Blick der blauen Augen, der so ernst und sachlich sein konnte, wenn es sein mußte, auf ihren Vorgesetzten, „war es mir nicht klar, was ich damit bei Ihnen sollte. Der Badearzt muß doch eine gesonderte Gehilfin haben."

„Hat er auch, Fräulein Ach, hat er natürlich. Mit Ihnen hab' ich zweierlei gezogene Dinge vor. Hören Sie zu: Die Aerzte berichten mir oft, daß die Kuranwendung manchmal einen noch viel besseren Erfolg haben könnte, wenn der Gemütszustand der Kranken nicht so sonderlich schlecht sei. Die Leidenden sind, je mehr sie leidend erscheinen, um so stärker allein. Darum, sie können sich nicht so mitteilen, wie es notwendig wäre. Ich habe mir die Sache lange durch den Kopf gehen lassen und alles Mögliche erwogen, fand keinen Ausweg. Dann aber sagte ich mir, daß man es mit einer Dame versuchen könne, einer gütigen, verständnisvollen, gereiften Persönlichkeit, die sich der Kurgäste annähme, einerlei ob jung, ob alt, die mit allen fertig würde, mit den Reichen genau so wie mit den Minderbemittelten. So etwas setzt nichts als Takt, Fingerspitzengefühl und sehr viel Liebe zum Tun voraus; sonst nichts. Und deshalb hatte ich einige Bedenken, als Sie hier eintraten — Sie sind so jung, Fräulein Ach. Das soll — bei Gott — kein Vorwurf sein. Jugend ist etwas Herrliches und Beneidenswertes. Aber werden Sie die nötige Reife haben, die eine Tätigkeit in diesem Sinne voraussetzt?"

Brigitte dachte bewundernd, daß dieser Mensch nicht nur ein bedeutender Rechner und erfindungsreicher Bauherr sei, sondern ein Gestalter auf jedem Gebiete. Diese Auffassung der menschlichen Hilfsarbeit machte ihm alle Ehre.

„Ich habe sehr Schweres erlebt — —" sagte Brigitte leise, „wir Kinder sind überhaupt nicht leichtfertig aufgewachsen. Wir waren auch nicht sehr behütet. Mein Vater stand auf dem Standpunkt, daß wir uns nicht früh genug behaupten könnten. Wir erhielten deshalb eine harte, strafe Erziehung."

„Sie haben es mir geschrieben", antwortete Kern, keinen Blick von dem schönen, fleckenlosen Frauengesicht wendend, das ihn mit klaren, großen Augen so offen und vertrauend ansah. „Und das gab mir auch das Vertrauen zu Ihnen. Gut also, Fräulein Brigitte Ach, fangen wir miteinander an. Hier meine Hand!" Sie schlug ein und hatte das Gefühl, daß da ein bedeutender Mann sie zu sich erhob. „Lesen Sie heute als erstes die Kurliste und die Geschichte über den Ort."

„Die letztere kenne ich schon", gestand Brigitte beglückt. „Als ich ankam war es mir, als habe ich Leuchterborn schon immer gekannt."

„Das ist schön. Zum Abendkonzert machen Sie sich schön und wandeln unter den Gästen durch den Kurpark. So lernen Sie die Ihnen Anvertrauten am besten kennen. Sie können Beobachtungen machen und Ihre Folgerungen ziehen. Morgen früh um acht Uhr machen Sie dann mit unserem Schoßhündchen eine Fahrt durch die wichtigste Umgebung, bei der Sie sich alles einprägen müssen, was Sie Mitte der Woche unseren Kurgästen erklären müssen, wenn die übliche Ausflugsfahrt unternommen wird. Um Ihnen die Größe meines Vertrauens zu beweisen, möchte ich Ihnen noch berichten, daß die Gattin des Kurdirektors in den meisten Fällen das Amt versieht, das ich Ihnen übertragen habe. In diesem Falle ist es leider nicht möglich, denn meine Frau ist schon seit Jahren unheilbar krank — — Nun, Sie werden sie auch kennenlernen!"

Wie lange er ihre Hand gehalten hatte; jetzt erst ließ er sie los.

„Auf gute Zusammenarbeit, Fräulein Ach! Gehen Sie jetzt ins Kurhaus, sagen Sie, wer Sie sind. Man wird Ihnen dann Ihr Zimmer zeigen. Auf Wiedersehen."

Er öffnete die Tür vor ihr und verbeugte sich leicht. Der junge Mann an der Bädertkartenausgabe dachte: Er tut, als sei sie ein ganz vornehmer Kurgast. Dabei ist sie auch nur eine — Angestellte.'

Brigitte stieg wie im Traum die wenigen Stufen in den Kurpark hinab, der Kies knirschte leise unter ihren Füßen. Das Kurorchester stimmte die Instrumente zum Nachmittagskonzert. Die Liegestühle in den Salinen wurden langsam belegt. Brigitte beeilte sich mit einem Mal zu wissen, wo sie wohnen werde. Sie betrat die Halle des Kurhauses und meldete sich beim Empfangschef an. Man begegnete ihr, der Angestellten, mit der gleichen Hochachtung, die der Kurdirektor für sie gehabt hatte. Ein Page begleitete sie zum Aufzug, stieg mit ihr ein. Es gab eine sausende Fahrt in unendliche Höhe, wie es Brigitte erschien. Als sie den Aufzug verließ, befand sie sich auf einem mit rotem Plüsch belegten, schmalen Korridor. Nur wenige Schritte entfernt lag die Tür, welche der Page öffnete;

„Bitte, Fräulein Ach! Ihr Gepäck wird wohl schon oben sein."

Wahrhaftig, da stand es, mitten im Zimmer, damit es sofort im Blickbereich sei.

„Schönen Dank!" sagte Brigitte erfreut und nickte dem Jungen zu, der sich schnell wandte und wieder nach unten flitzte.

Brigitte sah sich kurz um auf dem Korridor, lächelte über das Schweigen, welches sie umfing, trat in das Zimmer, das nun ihr gehören sollte und zog die Tür hinter sich ins Schloß.

Da stand sie nun in dem großen, viereckigen Raum mit der hellgelben Tapete und den lichten, freundlichen Möbeln. Es zeigte sich, daß der Direktor sehr bescheiden gewesen war, als er von einem Zimmer sprach, denn ein geräumlich waren es zwei, ein Wohnraum und ein danebenliegendes kleines, schmales Schlafzimmerchen, dessen Schränke in die Wand eingebaut waren. Brigitte untersuchte alles. Zwei Schränke! Ein kleiner Schuhschrank! Ein Hutschrank! Wie herrlich praktisch. Aber wohin führte die kleine Tür rechts? Vielleicht diente sie nur als Verbindung, wenn die Hotelwohnung vergrößert werden sollte? Brigitte drückte daher sehr vorsichtig auf die Klinke, da sie die Tür verschlossen wähnte. Aber die Klinke gab nach und das erstaunte und entzückte Mädchen sah in einen Baderaum, wie er im Märchenbuch steht. Die zartgrüne Badewanne war in die Erde eingelassen, kleine Stufen führten zu ihr hinab. Rechter Hand befand sich das Waschbecken.

„Ich bin glücklich!" jubelte Brigitte vor sich hin. „Ich bin glücklich — — ich bin nichts als glücklich — — ich soll arbeiten und ich will arbeiten, und ich wohne schön! Juchhee! Juchhee! Juchhee!"

Sie streifte mit wenigen Griffen ihre Kleider ab, drehte die Brause auf und tyrang in das hellgrüne Becken. Nun riefelten die Wassertropfen genau so sprühend und ausgelassen über ihren jungen, blühenden Körper, wie es bei den Springbrunnen unten im Kurpark mit den vielen Blumen gewesen war. Woher kam die Musik? Ach ja, das Nachmittagskonzert begann. Brigitte summte die Ouvertüre zur „Leichten Kavallerie" mit, während sie sich trockenrieb. Unbekleidet huschte sie durch ihre drei Räume', durch die „Zimmerflucht", wie sie ihre Wohnung nannte, und richtete sich häuslich ein. Prachtvoll, ein Anschluß war da, um das elektrische Heißeisteisen in Betrieb zu setzen. Einige Tücher, war etwas die tadellosen, weißen Blusen vertrugen einen Strich Aufbügeln. Schön, schön, schön.

Die Kurkapelle spielte „Mignon", das „Menuett", die „Orientalische Weise". Brigitte summte, sie sang. Hier oben störte sie bestimmt niemand. Brigitte hängte Bilder an die Wand über der Couch, sie stellte auf den kleinen weißen Schreibtisch alle Dinge, die ihr lieb waren. Dann setzte sie sich — endlich vernünftig geworden — in einen Sessel und studierte die Kurliste. Dabei fiel ihr ein, daß sie nicht einmal die Aussicht von ihren Fenster aus geprüft hatte. Was sie sah, übertraf ihre kühnsten Erwartungen. Ihr Blick wurde eingefangen von den hohen, verschnittenen Bäumen der Allee. Tief zu ihren Füßen breitete sich ein Rasenplatz aus, den Bänke säumten. Beete voll prächtigster, großblumiger Pelargonien und Begonien unterbrachen die Rasenflächen bis zum kleinen Weiher hin, den ein Kranz tiefdunkler Rosen säumte, die in ihrer vollsten Blüte standen.

„Wie kann ein Mensch hier nicht glücklich sein — —", sagte sie sich und verstummte sofort vor sich selber. „Töricht bin ich. Wie würde es mir wohl zumute sein, wenn ich krank in all dieser Schönheit läge und nur nach Vorschrift leben dürfte?" Und sie fand, daß der Direktor schon recht daran tat, wenn er sich um die Gemütsverfassung seiner Kurgäste kümmerte.

Brigitte beschloß, vor dem Abendkonzert, zu dem sie sich sehr schön machen sollte, noch einen Gang durch den Ort zu tun, um die Pensionen und Gaststätten kennenzulernen. Sie setzte ihren Ehrgeiz darein, so schnell wie möglich mit dem Ort vertraut zu werden. Niemand sollte ihr etwas vormachen können.

Brigitte hatte einen Augenblick gezögert, welchem Kleid sie für heute abend den Vorrang geben sollte: ihrem Lieblingskleid, einem zartblauen Organdykleid, das, sich weit bauschend, ihr bis zu den Füßen reichte, oder einem anspruchsvoll einfach gearbeiteten Kleidchen aus großblumigem Taft, in englischer Schneiderkleid-Machart. Sie entschloß sich zu letzterem. Für das Organdykleid gab es gewiß noch genug Möglichkeiten anläßlich eines Feuerwerks oder eines Gartenfestes. Es war nicht ganz einfach, in einem internationalen Kurort mutterseelenallein aufzutreten und Haltung zu beweisen. Der Direktor hatte recht, wenn er für ihre Jugend bangte. Blödsinnig, dieses Auftreten! Morgen am Steuer des Wagens würde sie ein ganz anderer Kerl sein. Am Steuer? Würde man sie denn fahren lassen? Man würde! Sie verließ sich auf ihre Tatkraft. Und dieses hier, heute abend, das würde sie auch überwinden. Sie konnte viel, und was sie nicht konnte, würde sie lernen.

Sie sah ein ganz klein wenig reifer aus als am Nachmittag, die junge Brigitte, als sie so anmutig und doch so streng gekleidet in der neuen und noch fremden Umgebung erschien. Unsinn! Vater hatte da ganz andere Dinge mitgemacht. Am Lido, in Budapest, in Paris und erst in Südamerika, in Miami, in Rio de Janeiro und Hollywood. Das ehrgeizige, junge Mädchen vergaß ganz, daß Vater ein — Mann war, und sie selbst nur ein dummes, kleines, törichtes Mädchen, das den ersten Schritt in die große Welt tat und — einen Mann vergessen wollte. Ja, auch einen Mann, den man sehr geliebt hatte und von dem man erfahren mußte, daß er beim Vater der Braut Reichtum vermutet hatte. Als sich dies als irrig erwies, löste er die Verlobung. Brigitte hatte diesen Unwürdigen geliebt wie sie alles tat: Ganz und schrankenlos und mit der ganzen Glut ihres Herzens. Nun, Schluß damit, sie wollte nicht mehr daran denken. Es war so widerlich.

Auf der Kurhaustterrasse speisten die Gäste bereits in großer Anzahl. Die meisten wollten zu Beginn des Abendkonzertes fertig sein, denn die Kapelle bestand aus ausgewählten Philharmonikern und bot ganz beachtliche künstlerische Genüsse. Brigitte sollte es erst viel später wirklich kennenlernen, welchen Zauber das Wandeln durch die Arkaden während der Abendstunden vermittelte. Als sie an diesem Abend die Terrasse betrat, näherte sich ihr ein Kellner und fragte sie, wo sie zu speisen wünsche. Beim Himmel, ja, sie hatte Hunger. Dieser alte Kellner sah vertrauenerweckend aus.

„Bitte, sagen Sie mir, wie der Direktor es macht!"

„Welcher Direktor?" fragte er leicht erstaunt.

„Der Kurdirektor doch!"

„Ach so! Ja, er speist hin und wieder mit den Gästen, meistens aber an einem einsamen Tisch hinter jenem Gebüsch dort." Der betrachtete Mann wies unauffällig in eine bestimmte Gegend. „Er tut es seiner kranken Frau wegen."

„Danke schön", sagte Brigitte, „dann will ich hinübergehen!"

„Wenn sie doch hierbliebe', dachte der Kellner und sah ihr bedrängt nach. „Die Frau Direktor wird nicht erfreut sein — sie ist zu hübsch — Na, immer kann sie ihr ja nun auch nicht verborgen bleiben. Soll sie's lieber gleich machen.'

Brigitte sah nicht die überraschten Blicke, die ihrer anbrechenden Erscheinung folgten. Sicher und durchaus in dem Bewußtsein, das Richtige zu tun, erreichte sie das Gebüsch, das der Kellner ihr bezeichnet hatte.

Direktor Kern hatte sie schon kommen sehen. Er erhob sich eilig und ging ihr ein paar Schritte entgegen.

„Ich wußte nicht", sagte Brigitte scherzhaft, aber doch in einer kleinen Verlegenheit, „wie es sich mit meiner — Fütterung verhält."

Wie sung dieser Mann aussah, wenn er lachte. Das Ueberernste seines Wesens verlor sich.

„Wir haben uns über die geistige und seelische Seite unterhalten. Haben Sie an die materielle gedacht? Nein? Sie scheinen mir ähnlich zu sein. Wollen Sie heute abend mit uns essen? Es würde uns freuen. Darf ich Sie übrigens mit meiner Frau und meiner Tochter bekannt machen?" Er trat erst jetzt beiseite und gab Brigitte den Blick auf den Tisch frei.

In einem Krankenwagen lag eine fast ganz verkrüppelte, kleine, schmale Frau mit einem auffallend schönen Gesicht.

„Meine Frau!" sagte der Direktor.

Brigitte beugte sich nieder, wollte die Hand ausstrecken, unterließ es aber in einer plötzlichen Eingebung wieder: Die andere würde ihre Hand kaum nehmen können. Doch im Verbeugen war ihr der Blick nicht entgangen, mit dem die Frau des Direktors sie anlah. In diesem Blick war mehr als Abneigung, war Mißtrauen, Wehr und Haß, wohin der Direktor sein Herz gehängt hatte. Nun, Schluß damit, sie wollte nicht mehr daran denken. Es war so widerlich.

Auf der Kurhausterrasse speisten die Gäste bereits in großer Anzahl. Die meisten wollten zu Beginn des Abendkonzertes fertig sein, denn die Kapelle bestand aus ausgewählten Philharmonikern und bot ganz beachtliche künstlerische Genüsse. Brigitte sollte es erst viel später wirklich kennenlernen, welchen Zauber das Wandeln durch die Arkaden während der Abendstunden vermittelte. Als sie an diesem Abend die Terrasse betrat, näherte sich ihr ein Kellner und fragte sie, wo sie zu speisen wünsche. Beim Himmel, ja, sie hatte Hunger. Dieser alte Kellner sah vertrauenerweckend aus.

„Bitte, sagen Sie mir, wie der Direktor es macht!"

„Welcher Direktor?" fragte er leicht erstaunt.

„Der Kurdirektor doch!"

„Ach so! Ja, er speist hin und wieder mit den Gästen, meistens aber an einem einsamen Tisch hinter jenem Gebüsch dort." Der betrachtete Mann wies unauffällig in eine bestimmte Gegend. „Er tut es seiner kranken Frau wegen."

„Danke schön", sagte Brigitte, „dann will ich hinübergehen!"

„Wenn sie doch hierbliebe', dachte der Kellner und sah ihr bedrängt nach. „Die Frau Direktor wird nicht erfreut sein — sie ist zu hübsch — Na, immer kann sie ihr ja nun auch nicht verborgen bleiben. Soll sie's lieber gleich machen.'

Brigitte sah nicht die überraschten Blicke, die ihrer anbrechenden Erscheinung folgten. Sicher und durchaus in dem Bewußtsein, das Richtige zu tun, erreichte sie das Gebüsch, das der Kellner ihr bezeichnet hatte.

Direktor Kern hatte sie schon kommen sehen. Er erhob sich eilig und ging ihr ein paar Schritte entgegen.

„Ich wußte nicht", sagte Brigitte scherzhaft, aber doch in einer kleinen Verlegenheit, „wie es sich mit meiner — Fütterung verhält."

Wie sung dieser Mann aussah, wenn er lachte. Das Ueberernste seines Wesens verlor sich.

„Wir haben uns über die geistige und seelische Seite unterhalten. Haben Sie an die materielle gedacht? Nein? Sie scheinen mir ähnlich zu sein. Wollen Sie heute abend mit uns essen? Es würde uns freuen. Darf ich Sie übrigens mit meiner Frau und meiner Tochter bekannt machen?" Er trat erst jetzt beiseite und gab Brigitte den Blick auf den Tisch frei.

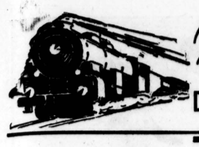
In einem Krankenwagen lag eine fast ganz verkrüppelte, kleine, schmale Frau mit einem auffallend schönen Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

**„Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein!"**

**Friedrich Schröder, der Komponist dieses immer wieder gespielten und stets gern gehörten langsamen Walzers, hatte die Freundlichkeit, den Lesern des 7. Tages einen kleinen Vierzeiler zu widmen.**





# Deutschland ruft dich!

## Der „7. Tag" gibt Reise-Tips

## Mit KdF *fuhr ich auf See . . . .*

**Eine Seefahrt, die ist lustig – Volksgemeinschaft im Kleinen**
**Auch im fremden Land lernt man Deutschland lieben**

Nicht so wild gestikulierend wie ihre Berufskollegen in den Hafenstädten südlicher Breiten, aber mit eben demselben Verkaufserfolg boten am Hamburger Kai die ambulanten Postkartenverkäufer Reisenden ihre Attraktionen an. Ihre Attraktion: das Riesenfoto einer eleganten Nacht in hellem Geld, mit großem freien Sportdeck, hoher Kommandobrücke und einem schnittigen Schornstein. Es ist nicht das Bild eines imposanten Luxus-Passagier-Schiffes, es ist — wie ich auf der Rückseite lese — das Flaggschiff der „Kraft-durch-Freude"-Flotte „Wilhelm Gustloff", das am 21. April mit der „Sierra Cordoba". „Der Deutsche" und der „Cyzana" zur großen Atlantik-Fahrt nach Madeira in See stach.

Tausende von Zuschauern winken mit Tüchern, die Sirenen der flinken Hafenbarkassen und ankernden Schiffe rohren, als am frühen Nachmittag der „Wilhelm Gustloff" die Anker lichtet und langsam elbabwärts fährt. 1400 Urlauber aus allen deutschen Gauen, die das große Glück hatten, die Jungfernfahrt dieses herrlichen Schiffes mitzumachen, stehen an der Reling und winken den Arbeitern auf den Schleppern und in den Docks zu, die einen Augenblick von der Arbeit aufsehen und dem großen Schiff, ihrem Schiff, Abschiedsgrüße zurufen. Unermüdlich spielt die Werftschar-kapelle auf Deck, bis die heulenden Sirenen nur noch von ferne tönen, die schimmernden Dächer Hamburgs im Nebel verblassen und nur noch Möven und Seeschwalben unsere Begleiter sind.

*

Herzhaft gähnend — zum ersten Mal seit Wochen richtig ausgeschlafen — liege ich in meinem Bett und hinaus nachdenklich nach den Spinnern, flinkenden Kränen und Decken eines Toilettentisches. Es ist 6 Uhr früh. — Aber nein, es ist vier Glas. Ich liege auch nicht in einem Bett, sondern in der Koje F der Kabine 667 des M. S. „Wilhelm Gustloff". In den Kojen A, B und E liegen noch 8 Urlaubskameraden aus Westfalen, die gestern abend noch das ganze Schiff von oben bis unten durchforscht haben. Sie schlafen noch tief. Mein Nachbar unter mir in der Koje E hatte gleich die Turnhalle entdeckt und eine Partie Tischtennis nach der anderen gespielt. Für ihn ist der Erfolg dieser Fahrt dadurch vollkommen gesichert, — wie er sagt.

Plötzlich verdunkelt sich die Scheibe des Bullauges — mit dem übrigens jede Kabine auf dem Schiff ausgerüstet ist — und eine Gischt schießt lautlos vorüber. Die Nordsee kann es nicht lassen, auch nicht bei Windstärke 2 — leise mit dem Finger zu drohen. Ganz sanft wiegt das Schiff, die Maschinen im Innern surren von fern, und die beiden Entlüftungsrohre unter der Kabinendecke schlürfen energisch. — Ich drehe mich noch einmal auf die andere Seite, wobei mir noch einfällt, daß für die Reisen C und D, die doch bei einer Benennung von A bis F eigentlich da sein müßten, in der Sofaecke Platz sein wird, wenn sich bei anderen Fahrten die Notwendigkeit dazu herausstellt. So groß ist unsere Kabine und jede andere an Bord.

Ein plötzlicher Trompetenstoß — Melodie: „Freut euch des Lebens!" Aha, das ist der Wecker für 1400 Urlauber. Wie sich später herausstellt, stößt diesen Ruf an jedem Morgen Eduard ins Horn, Posaunist und Mitglied der Bordkapelle. Er bläst auch vor jeder Mahlzeit, zur Abwechslung aber: „So leben wir, so leben wir . . ."

Das Tagesprogramm fängt an. 7,30 Uhr Wecken und 7,90 Uhr Frühsport. In allen Kabinen ist ein Rumoren und Wasserplanschen. Brausespritzen und frisches Seewasser stürzten in die Wannen — der Kabinensteward hat für alles gesorgt. Schwer ist nur im Anfang, die Bade- und Brausekabinen in den Gängen zu finden, wo eine Tür der andern gleicht. Viel leichter ist es zum Frühsport auf Deck zu klettern. Immer nur nach oben halten, ist die Devise. Und auf dem großen freien Sportdeck kann man sich schon orientieren. Also Frühsport! Um ehrlich zu bleiben, sei vermerkt, daß sich nicht alle 1400 Urlauber wie ein Mann auf's Sportdeck stürzen, um in der frischen Morgenbrise die letzte Verschlafenheit mit „Knie — beugt!" und „Arme ränken!" aus den Muskeln zu vertreiben. Wir Westfalen haben uns nach einem kurzen Blick durchs Bullauge gesagt: „Heute ist Schwimmen richtig". Also Badehose her und raus aus dem C-Deck. Unter ins D-Deck. Der Bademeister hat schon die Schwimmhalle geöffnet. Hellgrün gekachelt, das Becken schimmernd wie Porzellan, opal-blau das Wasser mit blitzenden Reflexen, das weiches grünes Licht aus der gläsernen Decke auf die sanft gekräuselte Wasserfläche wirft. Weich ein Gegenstück zu dem großen Mosaik-Wandbild: Poseidon, der Gott der Fluten, erregt mit seinen rasenden Rossen die See zu einem wildschäumenden Meer. In seiner olympischen Erhabenheit lächelt er uns zu, ermuntert uns zu einem wirbelnden Bad . . . Jauchzen, Schreie und Rufe erfüllen die glänzende Halle. Prickelnd ist der Salzgeruch des rauschenden Wassers, erfrischend die Brausen in den Duschräumen. Wie herrlich ist dieses Schwimmbad!

*

Frühstück. Bei allem Hunger gibt es für uns erst um 8 Uhr Kaffee und Brötchen, Butter, Marmelade, Tee, Schokolade, Weißbrot und Schwarzbrot. Und ein Ei. Unsere Tischzeit ist um 8 Uhr; die ersten 700 frühstücken schon um 7 Uhr. Alles geht mit militärischer Pünktlichkeit. Wie sollte es auch der Oberkoch mit seinen 40 Köchen schaffen, wenn nicht um die Minute pünktlich gegessen würde? Um zehn gibt es schon wieder Bouillon und um 12,30 Uhr geben die ersten 700 zum Mittagessen. Aufs Frühstück warten — oder schnell zum Vorfrühsport, der sich ein paar Kabinen weiter mit einem Dutzend Gehilfen (Damen- und Herrenfriseur) niedergelassen hat. Er betreibt einen Salon mit einer pompösen Einrichtung, wie wir Londonarten sie eigentlich nur von der Filmleinwand her kennen. „Einmal Rasieren, bitte". Dadurch kommen wir zwei Minuten später zum Frühstück, wo unsere Tischnachbarin, eine urwüchsige Wäscherin und schwallend empfängt. Sie wollte doch heute morgen erörtern, — wie sie sagt — wie sie zu ihrer Madeira-Fahrt gekommen war . . . „Na, sehn Se, det wa schr for zwo Jahren im Winta, det ick diese Fahrt uff ne Valosung jewann, 36 wa nix mit Urlaub. Also bad' de bad jerade Abeuma, wissens . . . hier!! Und wat soll ick Ihnen saien, vor drei Wochen, da wahrenn ick mir — Se wissen, ick bin Wäscherin — Hände un Arme kaput. Uffen Dasboden ward. De heiße Dampf hat ma de janzen Vorderstücke verbrüht. Jott, hack ick weint! Na, habs doch noch jeschafft, ooch mit de daschrumpelte Haut, wat ja keen eitet'scher Jenuß ist . . . aber en Drama was doch, mit Tränen barjeh ent, wat?!"

Das stimmt. Bei den meisten waren zwar die Vorbereitungen zu dieser großen Fahrt nicht so effektvoll verlaufen. Aber eine Geschichte konnte ein jeder erzählen.

*

Ein herrlicher Morgen. Die See ist rubig wie ein Dorfteich. Hoch steht die Sonne am wolkenlosen Himmel, und alle offenen Decks sind mit Liegestühlen besät. Die Heimat mit ihren Regenschauern und Kältewellen ist ja so weit. Alles ist der Sonne zugewendet, und auf dem Sportdeck sind alle Bordspiele schon längst vergriffen. „Die andern" sehen vorläufig interessiert zu, bis sie dran kommen. Bei „Kraft durch Freude" geht das alles ohne große Formalitäten. Jedermann versteht, daß man sich miteinander vertragen muß. Es geht nicht nach dem Modus „Leihgebühr für einen Liegestuhl 1 Mark" oder „Eine Stunde Bordspiel 1,50 Mark". Wie in einer Familie muß es auf einem KdF.-Schiff zugehen, wie unser Reiseleiter schon ein paar mal betonte, der gerade durch das Mikrofon zwei Urlauber zu einem Telefongespräch in die Funkstation ruft. Telefongespräch? Ja, vom „Wilhelm Gustloff" kann man mit seinen sämtlichen Bekannten im Reich telefonieren, sofern man für ein Dreiminuten-Gespräch 5 Mark berappen kann. Die Verständigung ist ausgezeichnet, und viele hat die Ueberraschung gereizt, die sie ihren „Zurückgebliebenen" durch ein kurzes Gespräch bereiten konnten.

*

Unter dem Mundtuch auf dem Frühstückstisch liegt an jedem Morgen das Tagesprogramm, gedruckt auf ein hübsch kolloriertes Faltblatt. Angefertigt in der Bordbruckerei. Einen erheblichen Raum der Karte nimmt der Speisezettel ein, der, wie das auf Schiffen nun mal Tradition ist, zu kritischen Betrachtungen niemals Anlaß gibt. Für die geistige Unterhaltung sind in den Abendstunden künstlerische Programme, Konzert und Tanz festgesetzt. Soweit der offizielle Rahmen. Aber wie stellt man sein Privatprogramm zusammen? Das ist manchmal schwierig. Nach dem Mittagessen eine Stunde schlafen. Oder im Liegefindf auf dem Sportdeck sich sonnen. Oder eine Partie shuffle-board (Bordspiel) mit ein paar Berliner und Münchener Kameraden. Oder lesen in einem netten Buch aus der Schiffsbibliothek im schattigen Rauchsalon. Oder hinaus aufs Bootsdeck, wo, ein Mädchen aus dem Westfalenland (warum auch nicht), mit einem Schifferklavier eine Korona singender Urlaubskameraden aus allen Gauen musikalisch unterstützt. — Bei diesen Erwägungen stellen wir fest, daß die Turnhalle soeben aufgeschlossen wird. Eine Partie Tennis ist gerade das Richtige, wenn am Nachmittag schon wieder Kaffee und Kuchen schmecken soll.

In den Abendstunden laden die vielen Gesellschaftsräume, die von Künstlerhand herrlich ausgestattet sind, zu Stunden zubster Besinnung und ausgelassener Fröhlichkeit ein. Ganz nach Geschmack und Laune. Einige bekannte Dichter lesen aus ihren Werken, die HJ.-Rundfunk-Spielschar aus Leipzig musiziert und singt dazu. Die im ganzen Reich bekannten Hohensteiner Puppenspieler geben täglich Vorstellungen. Die Sängerin „Janes Friedl vom Deutschen Opernhaus in Berlin. der Pianist Professor Wolf von der Staatlichen Hochschule für Musik in Berlin und der Pianist Fritz Kullmann vom Reichssender Köln sorgen für die musikalische Unterhaltung.

*

Wenn der Ubrzeiger bald Mitternacht zeigt, dann wird es ruhig in Schiff. Nicht nur weil dann vorgeschrieben ist, nein, nach dem letzten Spaziergang an Deck unter sternenklarem Himmel, nach dem letzten Glas Bier der Männer aller Gaue, die einen ganzen Tag zusammengebockt, gelandert, gespielt und gesungen haben, nach dem letzten Tanz ist alles rechtschaffen müde. In den Kojen erlischt ein Licht nach dem andern. Nur eben auf der Kommandobrücke ist es noch lebendig. Wie den ganzen Tag und die ganze Nacht. Hier wacht der Kapitän mit seinen Männern über das Schiff und Wehe von 1400 Deutschen, die sich diesem schönen Schiff auf 14 Tage anvertraut haben, auf Gedeih und Verderb.

Das bezieht sich weniger auf die Sicherheit und Seetüchtigkeit dieses Schiffes — darüber diskutiert nicht einmal ein Nachmann — als auf das Zusammenleben der Urlauber, die auf engem Raum friedlich miteinander auskommen müssen. Man sage nicht, daß das sehr einfach sei: das Problem sei doch so alt wie die Schiffahrt selbst. Bei unseren „Kraft-durch-Freude"-Fahrten ist es erstmalig, daß Menschen aus allen sozialen Schichten, aus allen Gauen, jeden Alters, zusammenkommen, um gemeinsam eine Seereise zu erleben. Was diese Gemeinschaft zusammenhält, muß auch dasselbe Band sein, das unsere ganze Volksgemeinschaft zusammenflicht. Ob dieses Band echt und stark ist, das wird im Kleinen auf unseren KdF.-Schiffen bewiesen. Was uns schon so selbstverständlich geworden ist, drückte ein englischer Journalist, der auf Einladung Dr. Ley's diese Fahrt mitmachte, so aus: „Diese Kameradschaft hier an Bord, dieser zwanglose natürliche Ton zwischen Menschen aller Schichten, das ist etwas, was es wohl bei uns nie geben wird."

*

Lissabon — Madeira. Staunend haben wir die Schönheit Portugals und den Frühling der vielbesungenen Insel gesehen. Auf das herzlichste von unseren auslandsdeutschen Brüdern empfangen, mit gemischten Gefühlen von den Portugiesen, bei denen aber immer wieder der Ruf der Bewunderung für die staatlichen Leistungen des befreundeten Volkes im Norden laut wurden. Nicht mit den Augen von Vereinigungsreisenden — gründlicher und tiefer haben unsere Arbeitskameraden das Gesicht der gastfreundlichen Stadt und der herrlichen Insel betrachtet. Wir haben geschwiegen aus Höflichkeit.

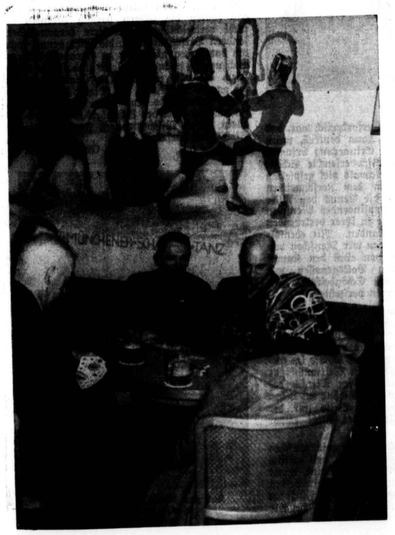
Die Heimat stand uns immer vor Augen mit ihren frischen und zarteren Frühling, mit ihren Städten und Dörfern, die kraftvoller sind, mit unserer Arbeit und Freude, die tiefer und stärker ist — mit unserm Reich, das gewaltig ist. Wir haben uns nie allein gefühlt; nicht an Land, wo uns ein starkes Auslandsdeutschtum jubelnd begrüßte. Nicht auf hoher See, wo täglich deutsche Dampfer und begegneten. Es war gewiß ein Zufall, aber ein herrlicher: Mitten im weiten Ozean, kein Streifen Land war zu sehen. Da nähern sich uns drei Schiffe. Heißen nicht alle drei das Hakenkreuzbanner?

Zufall — für uns war es der erhebendste Augenblick der Fahrt.

Heinz Gast



**Brüder aus der deutschen Ostmark auf dem „KdF."-Dampfer Wilhelm Gustloff**



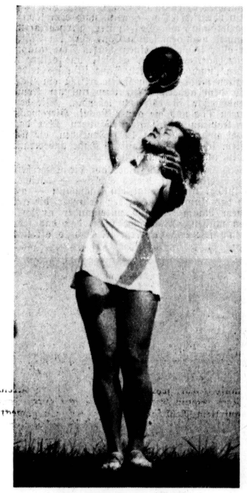
**In den künstlerisch ausgestatteten Räumen des „Wilhelm Gustloff" läßt sich bei einem Glase Bier sehr gut ein Spielchen machen . . .**

**Photos (2) DAF.-Bilderdienst**

# Es geht dem neuen deutschen Menschen zu

## BdM.-Werk „Glaube und Schönheit" weist den Weg

Gelöst von aller Schwere



Letztes Ziel: Kraft und Anmut
(4 Bilder Gebietsführung Westfalen der HJ.; 1 Bild: Zander-K.)

Wenn wir mit ernstem Bemühen zutiefst in unsere Zeit hineinhorchen, dann werden wir mehr als einmal die Feststellung treffen können, daß in dem staatspolitischen und kulturellen Wollen unserer Generation neben altem germanischen Gut vor allen Dingen Gedanken schwingen, die einst das Hellenentum auf gleicher rassischer Basis in erkenntlicher Klarheit und mit staunenswerter Prägnanz vorgedacht hat. Das gilt nicht nur, um gleich zur Sache zu kommen, von den kultischen Spielen, über denen im Hain von Olympia eine fakrale Weihe lag, das gilt in Sonderheit auch von dem Begriff der Schönheit, jener Schönheit, die dem Menschen als vielleicht edelstes Gut in das Herz gelegt wurde und die seit altersher immer wieder im Mittelpunkt der geistigen Betätigung stand.

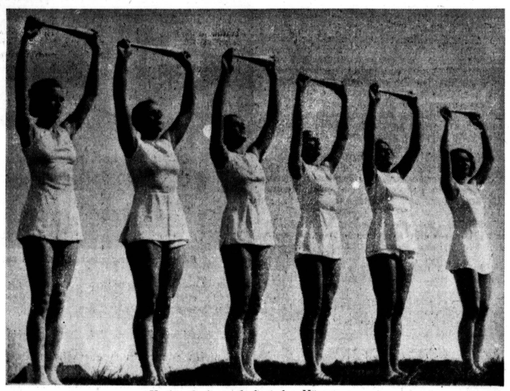
Und so wie die Griechen diesen Begriff dahin definierten, daß sie sich den idealen Menschen als „schön und gut" vorstellten (wobei auf das Wörtchen „und" besonderer Wert zu legen ist), so streben wir auch heute wieder dahin, die Schönheit nicht so sehr als eine losgelöste äußere Erscheinung aufzufassen, sondern als eine geheimnisvoll fließende Wechselwirkung zwischen Körper und Seele, gleichsam als eine Relation, die in ihrem dynamischen Impuls nie erstarrt.

Es erscheint uns daher nicht jener Mensch als schön, der einer Attrappe gleich auf den ersten Blick zu blenden vermag, unsere heutige Generation sieht wesentlich tiefer:

Sie spürt sozusagen durch die blauen Augen hindurch auf den Grund des Herzen und macht den Versuch, die äußeren Erscheinungsformen in Abhängigkeit zu bringen von innerer Klarheit und seelischer Größe. Nicht zuletzt auf Grund dieser Gedankengänge will uns manches, was in hochliberalistischer Zeit als die große Mode und „der letzte Schrei" erschien, blaß und bleich anmuten. Das gilt vor allen Dingen von der Schönheitskönigin als dem Ausdruck der gefährlichsten und morbidesten Dekadenz: hochgezüchtete Treibhausgewächse vermögen wohl zu überraschen, sie vermögen aber nicht zu überzeugen und Begeisterung auszulösen.

Wenn man die Wechselwirkungen zwischen Körper und Seele als das Ausschlaggebende bei der Beurteilung der Schönen betrachtet, wenn man somit auf dem Standpunkt steht, daß nach dem weisen Lehrsatz eines großen griechischen Denkers auch in dieser Beziehung „alles im Fluß ist", dann wird man verstehen können, warum der Mensch dann schöner werden muß, wenn er mit allen seinen Kräften jener Harmonie zustrebt, die den Ausgleich zwischen äußerer und innerer Welt repräsentiert.

Es zeugt von der großen sittlichen Kraft des BdM.-Werkes „Glaube und Schönheit", daß derartige Gedankengänge bei der Schulung der Mädel eine wesentliche, ja sogar ausschlaggebende Rolle spielen. Es waren daher zwei Momente besonders zu beachten. Auf der einen Seite die forcierte Pflege des Seelischen, auf der anderen Seite die nachhaltige Betreuung des Körperlichen, beides versinnbildlicht durch den „Glauben" und durch die „Schönheit". Wie sehr gerade in dieser Beziehung eine Renaissance des deutschen



Keulenschwingen lockert den Körper

hohem Maße dies mit bezug auf den Organismus der Fall ist, davon zeugen unsere Bilder. Es ist ein Schwingen und Schweben, ein rhythmischer Fluß, zu dem der menschliche Körper hingeführt werden soll. Um diesen Zweck zu erreichen, bedient man sich des Balles, der Keulen, des Speeres, der Hanteln und vieler anderer Geräte. Aber nicht nur das, auch der Sprung als ein befreiendes, in die Höhe und in die Weite weisendes Element, findet mit Recht große Beachtung. Daß eine solche Tendenz der körperlichen Durchbildung naturgemäß zum Musikalischen hinführt, muß nicht nur als logisch, sondern als besonders begrüßenswert bezeichnet werden, ist es doch nun einmal von allen Künsten in erster Linie die Musik, die nach Schopenhauer vorerst dazu fähig ist, in das Reich des Schönen und der Empfindungen, da wo sie besonders klar und unabhängig von der Materie sind, vorzustoßen.

Und so wird denn im Bund der deutschen Mädel eine Aufbauarbeit geleistet, die von unersetzlichem Wert für die Erziehung der Nation ist. Nicht zuletzt aber werden — und das sollten die Eltern vorweg bedenken — nicht verweichlichte Charaktere herangebildet, sondern Persönlichkeiten, die stark genug sind, um das Leben nicht nur zu ertragen, sondern auch um es zu meistern. Es sind schöne Menschen, die von einem tiefen Glauben beseelt ihr ganzes Wollen in den Dienst der Gemeinschaft stellen. Es sind aber auch Menschen, die um den Adel der Schönheit wissen und die allein dieses Wissens wegen von berechtigtem Stolz sein dürfen.

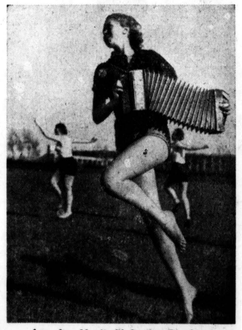
Dr. Gustav Röttger

6 Bälle — 6 glückliche Mädels

## Reigen

Schmetterlinge über Wiesen gaukeln,
Sonnenflimmern golden in der Luft.
Und Libellen überm Wether schaukeln,
Einer Heckenrose süßer Duft . . .
Hoher Lerche seligfrohes Singen,
Einer Hirtenflöte fernes Klingen . . .
Blaue Blüten wind' ich mir zum Kranz:
Alle meine Träume, kommt zum Tanz!

Lucie Rohmer Heilscher



Aus der Musik fließt der Rhythmus in das sportliche Spiel.



# Haus, Hof und Garten

## Stand der Kartoffelkäferfrage

*Von Professor Dr. Jancke*

In den letzten Jahren ist bereits viel vom Kartoffelkäfer die Rede gewesen. Dabei sind Angaben über seine Lebensweise und Bekämpfung gemacht worden. Es wurde auch wiederholt darauf hingewiesen, mit einem wie ernsten Schädling wir es hier zu tun haben und daß alle Anstrengungen gemacht und keine Kosten gescheut werden dürfen, um diese schwere Gefahr für unsere Volksernährung zu bannen.

Wir wissen, daß der Kartoffelkäfer sich aus einem für uns zunächst gleichgültigen Schädling an wildwachsenden Nachtschattengewächsen durch die Ausdehnung des Kartoffelanbaues in Nordamerika zu einer uns sehr interessierenden Plage entwickelt hat, daß man sich im Heimatland des Käfers hat daran gewöhnen müssen, alle Kartoffelfelder periodisch mit Arsen zu behandeln und trotzdem auf einen Teil der Ernte zu verzichten. Wir wissen weiter, daß aus Nordamerika die Käfer während des Krieges nach Frankreich eingeschleppt wurden und dort bald ebenso große Sorgenkinder der Landwirtschaft wurden, wie es für den Wein- und Obstbau schon die anderen „Geschenke" Nordamerikas, die Reblaus, die Blutlaus und die Peronospora, waren.

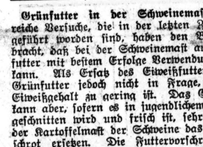
In Frankreich hat man die Bekämpfung des

Kartoffelkäfers leider nicht mit der gleichen Energie und Sorgfalt in die Hand genommen, wie man es mit der üblichen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit bei den Einschleppungen vor und nach dem Kriege in Deutschland getan hat. Die Folgen sind für Frankreich verheerend gewesen. Die Abbildung 1, die ebenso wie die folgenden Angaben dem Nachrichtenblatt für den deutschen Pflanzenschutzdienst entnommen wurde, zeigt, daß im Herbst 1936 nur noch schmale Randzonen von Frankreich nicht befallen waren. Bei diesen verhältnismäßig kleinen Landesteilen handelt es sich um nördliche Küstengebiete, um das durch die Vogesen geschützte Elsaß, das heute aber auch zum großen Teil bereits verseucht sein dürfte, und um das südöstliche Alpengebiet. Von den 88 französischen Departements (Bezirken) sind bis Herbst 1936 nur 5 vom Kartoffelkäfer freigeblieben, 43 waren vollständig verseucht. In 27 Bezirken wurden außer Einzelgemeinden ganze Kreise als vollständig verseucht erklärt.

Von Frankreich aus hat der Käfer in steigendem Maße in den Nachbarländern Eingang gefunden. Belgien, das 1935 nur 22 verseuchte Ortschaften aufwies, meldet 1936 die Ausbreitung des Käfers auf 46 Gemeinden, die sich auf 8 der 9 belgischen Provinzen verteilen. Praktisch kann damit auch Belgien als völlig durchseucht angesehen werden. (Abb. 2.)

Auf Luxemburg griff der Befall erst 1936 über, und zwar fand man den Käfer in fünf Orten der Kantone Esch, Kapellen und Luxemburg. Auch Teile der Niederlande und der Schweiz sind seit dem letzten Jahre als verseucht anzusehen.

In Deutschland wurden Befallsherde erstmalig in den unmittelbar an Lothringen angrenzenden Landesteilen, in Teilen der Saarpfalz und des Rheinlandes festgestellt. Durch die zielbewußt und umsichtig einsetzende Bekämpfungs- und Ausrottungsarbeit, die vom Reichsnährstand unter wissenschaftlicher Unterstützung der Biologischen Reichsanstalt sofort einsetzte, gelang es nicht nur die durch Ueberflug von Käfern aus den lothringischen Befallsgebieten entstandenen Einbruchsstellen auf ihren Herd zu beschränken, sondern sie völlig auszumerzen. Das beweist die von Polkert in der Zeitschrift „Der Biologe" mit Genugtuung verzeichnete Tatsache, daß an keiner der Herde des Jahres 1936 im folgenden Jahre Käfer oder ihre Larven gefunden werden konnten. Da wir auf die ausländische Seuchenlage keinen Einfluß haben, mußten wir für das Jahr 1937 mit neuem Käferzuflug rechnen, wie die gleiche Gefahr von nun ab solange ständig unsere Grenzzonen bedroht, als die Ausrottung des Käfers in den westlichen Nachbarländern noch nicht gelungen ist. Inkubationsherde wurde auch im Jahre 1937 in einer Anzahl von deutschen Gemeinden, deren Zahl etwa der des Jahres 1936 gleichkommt, der Kartoffelkäfer beobachtet. Es handelt sich dabei wieder um Gemeinden der Saarpfalz, von Südrheinland und erstmalig um einige badische Gemeinden, die im Zuflugbereich des elsässischen Seuchengebietes liegen. Der Abwehrdienst hat auch im vergangenen Jahr ganze Arbeit geleistet, und so können wir mit einiger Hoffnung auch auf die zukünftige Eindämmung des Auftretens des Kartoffelkäfers rechnen. Vorbedingung für die Fernhaltung dieser Gefahr, die Jahr für Jahr unserem Kartoffelanbau und damit der wichtigsten Grundlage für unsere Ernährung aus eigenen Kräften droht, ist die größte Aufmerksamkeit




Seuchenlage in Belgien, Luxemburg und Deutschland im Herbst 1936

Die Punkte bezeichnen die Befallsstellen

und Wachsamkeit unserer Landbevölkerung. Unsere Bauern in den bedrohten Gebieten müssen ständig ihre Kartoffelfelder überwachen und auf die Anzeichen des Befalls durch den Käfer und seine Larven prüfen. Durch alle nur mögliche Art der Aufklärung werden sie, ihre Kinder und Helfer, die zuständigen Verwaltungsorgane usw. auf dem Laufenden gehalten und für ihre wichtige Aufgabe im Dienst für das Volksganze geschult.

Der Kartoffelkäferabwehrdienst, der jetzt über eine ganze Reihe von ausgebildeten wissenschaftlichen und technischen Kräften und einen hinreichenden Spritzenpark verfügt, liegt, wie schon gesagt, in den Händen des Reichsnährstandes, der in Heidelberg eine technische Leitung mit Bezirksstellen in Trier und Durlach eingerichtet hat. Die Arbeit der Bezirksstelle Trier wird durch Nebenstellen in Düren und Saarbrücken, die der Bezirksstelle Durlach durch eine Nebenstelle in Freiburg unterstützt. Die wissenschaftliche Beratung besorgt die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem. Wie bereits bekannt, ist jeder Finder eines Kartoffelkäfers, seiner Larven oder Eigelege verpflichtet, einen derartigen Fund auf dem nächsten Wege der zuständigen Polizeibehörde zu melden. Die Fundstelle ist bis zum Eintreffen der Sachverständigen und erfolgter Identifizierung des aufgefundenen Materials in unverändertem Zustand zu belassen. Der aufgefundene Käfer

Zeichnungen: Dr. Jancke M

Seuchenlage in Frankreich im Herbst 1936

F Frankreich, Sp Spanien, I Italien, S Schweiz, D Deutschland, L Luxemburg und B Belgien

Punktierter Teil unbefallen. Kreuze bezeichnen vereinzelte Befallsstellen

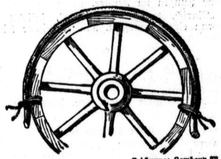
oder seine Eier und Entwicklungsstadien werden sogleich in Spiritus abgetötet. Die nach bestätigtem Fund in Kürze eintreffenden Kolonnen des Abwehrdienstes beginnen alsbald mit der gründlichen Absuchung der Kartoffelzeilen und -felder um den Befallsherd herum auf etwa in der Umgebung noch vorhandene weitere Infektionsstellen. Selbst wenn diese Nachsuche ergebnislos verläuft, werden in einem bestimmten Umkreis um die Befallsstelle herum alle Kartoffelschläge ein- oder mehrmals mit einer Arsenspritzung behandelt, und zwar verwendet man dafür 0,3prozentige Kalkarsenatbrühen. Die Anwendung von Arsenstaubmitteln ist zur Kartoffelkäferbekämpfung verboten. Das früher angewandte Bleiarsen wurde aus Gründen der Bleivergiftung ausgeschaltet. Abgesehen von dieser vorbeugenden Spritzung werden die Felder während der ganzen Vegetationszeit unter ständiger Beobachtung gehalten. Wo aus irgendwelchen Anzeichen die Vermutung naheliegt, daß schon erwachsene Larven den Boden zur Verpuppung aufgesucht haben, werden die Bodenstellen im Umkreis um die befallenen Stauden einer Bodenstebung unterworfen. Die dabei entfernten Kartoffelstauden werden in tiefe Gruben geworfen, dort mit Schwefelkohlenstoff übergossen und eingegraben. Auch die durchlässigsten Bodenstellen selbst werden mit Hilfe der bekannten Schwefelkohlenstoffinjektoren, die bei vielerorts gebräuchlichen Düngerlanzen abnein, mit Schwefelkohlenstoff nochmals entseucht. Zur Spritzung der Felder werden in Kleinbetrieben Rückenspritzen verwandt, und zwar entweder die üblichen Obstbaumspritzen oder mit Hilfe von Motorfüllpumpen zu füllende Batteriespritzen. Sollen größere, zusammenhängende Schläge behandelt werden, sind fahrbare Spritzen, die in Anlehnung an die bekannten Hederich-Spritzen gebaut wurden, aus arbeitssparenden Gründen vorzuziehen. Sie ermöglichen im allgemeinen auch eine sorgfältigere und gleichmäßigere Behandlung des Kartoffelkrautes.

Die vorstehenden Ausführungen lassen den Ernst der Kartoffelkäferfrage auch für unser Land erkennen, zeigen aber andererseits, was auf organisierte und peinlich ausgeführte Bekämpfungsarbeit selbst diesem Schädling gegenüber selbst letzten kann, wenn alle beteiligten Kreise auf der Hut sind und sich am schnellen Auffinden der Befallsherde beteiligen.

## Praktischer Ratgeber

**Grünfutter in der Schweinemast.** Zahlreiche Versuche, die in der letzten Zeit durchgeführt worden sind, haben den Beweis erbracht, daß bei der Schweinemast auch Grünfutter mit bestem Erfolge Verwendung finden kann. Als Ersatz des Eiweißfutters kommt Grünfutter jedoch nicht in Frage, weil der Eiweißgehalt zu gering ist. Das Grünfutter kann aber, sofern es in jugendlichem Zustande geschnitten wird und frisch ist, sehr wohl bei der Kartoffelmast der Schweine das Getreideschrot ersetzen. Die Futtervorschrift lautet alsdann: Kartoffeln bis zur vollen Sättigung, dazu täglich je Schwein 300 g Eiweißfutter (Fischmehl, Fleischmehl, Tierkörpermehl oder andere Eiweißfuttermittel) und 1,5 bis 2 kg frisches Grünfutter. Dr. B.

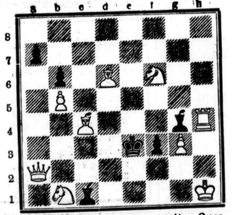
**Rotbarsch auf Gärtnerinnenart.** Was man haben muß: Vier Bund Suppengrün, 1 kg Kartoffeln, etwas Fett, Mehl, 1 kg Rotbarsch im ganzen, Salz, Zitrone, Zwiebeln. Wie es gemacht wird: Die in Würfel geschnittenen Kartoffeln und das Suppengrün werden mit den Zwiebeln in Fett halb weich gedünstet. (Evtl. etwas Wasser zugeben.) Der Rotbarsch wird gewaschen, gesalzen und mit Zitrone oder Essig beträufelt und auf das Gemüse gelegt; jetzt läßt man das Gericht garen. Zum Schluß wird die Tunke mit etwas verquirltem Mehl sämig gemacht und abgeschmeckt. Das Gericht ist für vier bis fünf Personen berechnet.



Zeichnung: Zamboni M

Mit Hilfe eines Rades von passender Größe lassen sich Aeste sehr gut zu einem Sägebügel formen. Dieser muß, an den Enden mit Draht festgebunden, vierzehn Tage auf dem Rade liegen bleiben. Rühl.

### Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (15): Weiß (9): Kh1; Da2; Sh1 und f6; Le4 und b6; Td4; Bb5 und g3. — Schwarz (6): Ke3; Le1 und g4; Ba7; b6 und f3.

### Silbeneinschalträtsel.

Zwei — lei — dir — sagt —,
Willst — stets — weis — man —
Und — tor — nie — plagt — —;
Hab — glück — bei — her — —
Nie — un — bei — magd — —
frie — bo — stedt.

An Stelle der Gedankenstriche sind die nachfolgenden 22 Silben bzw. Wörter zu setzen. Ist dies richtig erfolgt, ergibt das Ganze einen Denkspruch und den Namen des Dichters.

das — das — dein — den — drich — du — er — ge — ge — glück — heit — heit — laß — in — ne — nie — rin — sein — sein — sein — von.

### Silbenrätsel.

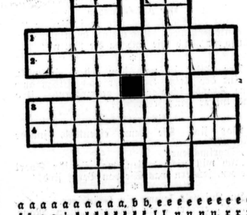
au — bei — bil — bo — bo — che — chil — dan — de — de — del — der — e — e — e — e — ehr — furcht — gärt — ha — iff — je — ka — la — land — leucht — li — li — low — lu — lust — mo — ne — ni — or — ot — rei — rel — rich — ros — sal — sen — sent — spiel — sta — te — ten — ti — to — tu — un — ut — zus — zu.

Aus vorstehenden 54 Silben sind 20 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, ein Wort von Kant ergeben (ch ein Buchstabe).

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. italienischer Dichter. 2. Fahrzeug. 3. Rundfunkdarbietung. 4. Jagdruf. 5. berühmter Diamant, 6. Laubbaum. 7. Name fränkisch-merowingischer Könige. 8. Heilpflanze. 9. Gestalt der Gralssage. 10. Gefühl der Hochachtung. 11. Wildrind. 12. Gestalt aus Don Carlos. 13. kostspielige Lebensführung. 14. Begleitfahrzeug. 15. verankertes Seezeichen. 16. deutscher Schauspieler und Theaterdirektor. 17. Wolkstoff. 18. Liebesgott. 19. Gewerbebetrieb. 20. Stimmungsausdruck.

### Bilderrätsel.

### Erdkundliches Doppelkreuz.



a a a a a a a a, b b, e e e e e e e e e, f f, g g, i, k k k k k k k, l l, n n n n, r r r, s s s s s s s s s, t t t t t t t t, w w.

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

1. deutsche Landschaft. 2. Ausläufer der Nordsee. 3. Ausläufer der Nordsee. 4. italienische Halbinsel.

### Kapselrätsel.

1. Sistierung — Haustier. 2. Sessel — Rauchfang. 3. Reisdart — Beteuerung. 4. Karbonade — Heidenarbeit. 5. Haschee — hölzernes Gefäß. 6. Adonis — Fluß in Rußland.

In jedem der vorstehenden sechs Wörter ist ein anderes Wort in der beigefügten Bedeutung verkapselt enthalten. Diese müssen in ihren Anfangsbuchstaben eine sommerliche Erholungsstätte ergeben.

### Rätselnovellette.

Mein alter Schulfreund 2 4 4 2 der jetzt in 1 2 3 4 5 6 7 8 wohnt, schrieb mir nach 5 2 1, ich solle ihn doch einmal besuchen und ihm dabei den 5 6 7 4 6 mitbringen. Da ich eine 5 6 3 4 6 zum Leben habe und seine 4 5 6 7 6 mich rührte, machte ich mich auf. Unterwegs wurde ich von Räubern überfallen, die mich aufforderten ohne 1 7 5 6 6 3 meine 1 2 3 6 4 6 3 herauszurücken. Obwohl ich mit großem 1 7 4 den Kerlen entgegentrat, durfte ich doch keinen 4 2 3 wagen, und so kehrte ich ohne in 1 2 3 4 5 6 7 8 gewesen zu sein, von meiner 4 2 7 5 heim.

### Auflösungen aus voriger Nummer

**Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Quad, 4. Prag, 7. Unna, 8. Imme, 9. Tor, 10. Rost, 12. Odem, 14. Knie, 15. Vore, 16. Kobe, 19. Lanna, 22. Ares, 23. Erid, 24. Cid, 25. Pech, 26 Eibe, 27. Elde, 28. Roer. — Senkrecht: 1. Quark, 2. Union, 3. Latte, 4. Pirol, 5. Ammer, 6. Gemme, 11. Silbe, 13. Donar, 18. Kappe, 17. Orgel, 18. Esche, 19. Leber, 20. Milbe, 21. Aller.

**Silbenrätsel:** Durch Betrug erlistet ist noch nicht gewonnen. — 1. Dementi, 2. Uranus, 3. Regiment, 4. Chinin, 5. Bolero, 6. Estrich, 7. Turmalin, 8. Rienzi, 9. Umbruch, 10. Grimbart, 11. Einstellung, 12. Rhapsodie, 13. Leistikow, 14 Illo, 15. Sensation, 16. Turban, 17. Eisblume, 18. Tauschein.

**Diamanträtsel:** 1. Wal, 2. Galle, 3. Chromit, 4. Galoschen, 5. München, 6. Bohne, 7. Ger.

**Buchstabenrätsel:** Hantle, Spaß, Winde, Laden, Ruhrie, Stamm, Markt, Peter, Meise, Greis. — Landpartie.

**Kaferenrätsel:** 1. Wehr, 2. Elch, 3. Sole, 4. Toni, 5. Faun, 6. Ahlt, 7. Lena, 8. Eton, 9. Nord. — Westfalen; Rheinland.

**Silbenänderungsrätsel:** Ebe, Riegel, Nessel, Spende, Liegel, Silbe, Regel, Amiel, Sonde, Hegel. — Ernst. — Spaß.

### Das letzte Mittel

„Denken Sie nur", klagte der Sohn eines allgemein unbeliebten Steuereinnehmers dem General Lafayette, „denken Sie nur: Mein Vater ist so krank, daß er weder stehen noch sitzen oder liegen kann!"

Lafayette runzelte die Stirn und wiederholte: „Weder stehen noch sitzen oder liegen? Ja, mein Herr, da bleibt freilich nur eins übrig — hängen!"

*

„Was kostet denn so ein Bild?"

„Profil fünf Mark, Halbprofil zehn Mark."

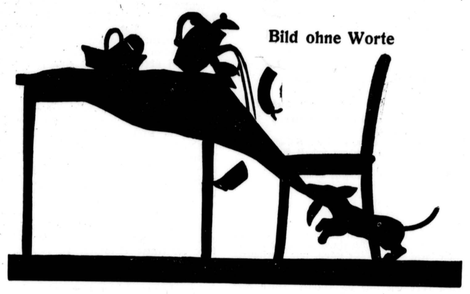
„Bücherlich, wie können Sie für die Hälfte den doppelten Preis verlangen?"

*

„Hast du eigentlich von den fünfzig Mark, die du Leßner vor einigen Monaten geliehen hast, was gehört?"

„Ja, das Grammophon, das er sich dafür gekauft hat!"

### Bild ohne Worte



### Die falsche Fahrkarte

„Ihre Fahrkarte, mein Herr", sagte der Schaffner zu dem angeheiterten Fahrgast, „lautet auf Stuttgart, wir fahren aber nach München."

„Allmächtiger! Und weiß der Zugführer schon, was für einen Salat er da angerichtet hat?" (Lustige Blätter.)

*

„Ich behalte nachts stets die Handschuhe an, das ist der Grund, daß ich so weiche Hände habe!"

„Hm — und deinen Hut behältst du auch auf, nicht wahr?"

*

In der Schule ist es verboten, während der Pause zum offenen Fenster hinauszusehen. Als der Lehrer kontrolliert, liegen wieder ein paar Jungen im Fenster.

„Marsch, weg vom Fenster", befiehlt er, „wenn einer 'rausfällt, will es wieder keiner gewesen sein!"

*

„Inge, ich liebe, ich verehre Sie! Meine Phantasie reicht nicht aus, Ihnen den richtigen Namen zu geben."

„Und wie wäre es mit dem Ihren, Peter?" (Woche.)

### Beim Sportmasseur

Herr Dünndarm: „Donnerwetter, Sie kneten ja so auf mir rum, daß ich über und über schwitze. Der Arzt hat mir doch nur leichte Massage verordnet! Was ist denn nachher bei Ihnen Vollmassage?"

Masseur: „Bal i schwitz!"

*

„. . . Ihr Antrag ehrt mich zwar sehr . . . allein ich habe den Gedanken an eine Heirat aufgegeben. Meine ganze Liebe gehört meinen Katzen und meinem Wellensittich!"

„Ach, Fräulein Erdmuthe, das glauben Sie doch selber nicht! In einem Herzen, in dem siebzehn Katzen und ein Wellensittich wohnen, werde ich doch auch noch Platz haben!" (Koralle.)

„. . . ja, ich vergaß noch zu fragen, was der Anzug kostet."

„Etwa 180 Mark!"

„So — dann brauchen Sie mir aber keine Taschen zu machen, die sind dann überflüssig." (Humorist.)

### Keine Ausrede

Bummer kam spät heim. Frau Bummer wurde munter.

Erklärte Bummer gefaßt: „Ach, es ist ja nicht auszuhalten mit dem Krach bei den Nachbarn! Ich bin gerade eben aufgestanden, um den Leuten mal gehörig Bescheid zu sagen!"

„So, so", meinte seine Frau, „aber die Leute sind doch schon vor vierzehn Tagen ausgezogen."

### Drohung

Ueber Rohrdommels wohnt eine Klavierspielerin. Rohrdommels Kinder schreien den ganzen Tag.

Meint die Klavierspielerin: „Wenn die Kinder wieder so schreien, schicken Sie sie doch zu mir herauf, ich werde ihnen etwas vorspielen."

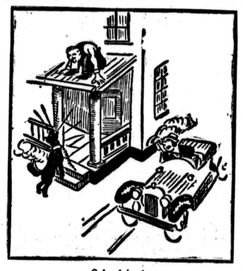
„Ach", sagt da Frau Rohrdommel, „das hilft nichts. Ich habe ihnen schon öfter damit gedroht."

### Aus Schottland

Der alte Mac Murphy tappte über die Straße. Stieß hier an einen Baum und dort an eine Laterne.

„Er scheint ja gar nichts mehr zu sehen", sagte einer, „ich möchte wissen, warum er da überhaupt eine Brille trägt."

„Das ist es ja eben! Ehe er sich eine neue kauft, will er die alte erst auftragen!" (Fliegende Blätter.)



### Scharfsinnig

„Hallo — hatten Sie einen scharfen Polizeihund zu verkaufen?" (Judge.)

### Ein Rechner

„Wenn Sie das Rauchen und Biertrinken aufgeben, verlängern Sie Ihr Leben um ein ganzes Drittel!"

„Dann werde ich noch einige Jahre warten, nachher ist das Drittel ja länger!"

### Der Autofachmann

Heinz betrachtete das mit zwei Pferden bespannte Fuhrwerk. Und meinte wichtig zu dem Kutscher: „Und wie sind da die Raten?"

*

Der Vater ist nach dem Essen eingenickt. Meint der kleine Karl, der nachmittags auch eine Stunde schlafen soll, bewundernd: „Und das tut er ganz freiwillig!"

### Mißverständnis

Was sind Sie denn eigentlich, junger Mann?"

„Sportmasseur."

„Ich will nicht wissen, was sie für Sport treiben, sondern was Sie von Beruf sind!"

*

Zu Knippels kommt ein Gläubiger.

„Ja", erklärt Frau Knippel, „mein Mann ist beim Arzt. Er hat ein schweres Leiden!"

Meint der Gläubiger bissig: „Doch nicht etwa Gewissensbisse wegen meiner zweihundert Mark?"

### Mitzurechnen

Hollerbusch wankte zum Zahnarzt. Der guckte: „Das ist ja nur eine Kleinigkeit!"

„Oh", meinte Hollerbusch, „Sie müssen aber auch die Angst mitrechnen!"

### Der zerstreute Zeitungsleser

„Zimmer für einen vierzehnjährigen Jungen mit Pension gesucht."

„Donnerwetter, mit vierzehn Jahren schon pensioniert." (Fliegende Blätter.)

## Männersorgen . . .

„Was du bist Abstinenzler geworden?"

„Ja, als ich vorige Woche auf dem Heimweg alles doppelt sah, habe ich mit dem Trinken Schluß gemacht!"

„Ich schenke meiner Frau zum Geburtstag zwei Pfund Aal in Gelee!"

„Den ißt sie wohl sehr gern?"

„Nein, gar nicht, aber ich!"

Zeichnungen (3): Näthe-Firzlaff (M.)

### Ein schwerer Entschluß

„Ich höre, daß Ihr Mann Abstinenzler geworden ist?"

„Nein, Frau Nachbarin — vorerst schwankt er noch . . . (Aftonbladet.)

*

„Borge mir, bitte, fünf Mark."

„Wozu denn?"

„Ich will meine Uhr vom Uhrmacher zum Pfandhaus bringen." (Politiken.)

### Umweg

Hocker meinte: „Ach, Fräulein Klara, wenn ich Sie so ansehe, wird mir klar, daß ich viel Geld sparen kann!"

„Wieso denn?" meinte Klara verwundert.

„Nun", sagte Hocker, „ich hatte die Absicht, eine Heiratsanzeige aufzugeben!"

### Der Fortschritt

Bati bringt dem kleinen Heinz ein Schaukelpferd mit.

Heinz klettert rauf, sitzt und guckt enttäuscht: „Ja, gibt's die Dinger denn noch nicht mit elektrischem Antrieb?"

### Alpdrücken

„Ich fahre zum Urlaub in die Alpen."

„Ich bloß in den Harz. Ich habe nachts sowieso immer Alpdrücken, da kann ich das viele Reisegeld sparen!"

*

„Aber Minna, was machen Sie denn für einen Krach in der Küche?"

„Na, denn zerköppern Sie erst mal fünf Teller und vier Tassen, ohne viel Lärm dabei zu machen!"

### Im Kaffee

„Gestatten Sie, daß ich mich zu Ihnen setze?"

„Bedauere", antwortete die junge Dame, „der Platz ist reserviert, — — und ich auch!" (Ulkenposten)

### Was ist Autosuggestion?

Wenn ein Mann glaubt, daß er einen gebrauchten Wagen billig gekauft hat. (Hemma)d

### Nach dem Schiffbruch

„So — nun wollen wir mal die Insel erforschen!" (Judge.)

### Entgegenkommend

„Ja, aber Fräulein, dem Paß nach sollen Sie doch dunkelblondes Haar haben, und in Wirklichkeit ist es blond."

„Ach, das ist nicht so schlimm. Wollen Sie den Paß ändern, oder soll ich das Haar ändern lassen?" (Allgemeiner Wegweiser.)

### Die Anfängerin

Die Stenotipistin kam zur Stellenvermittlung.

„Sie sind Anfängerin?"

„Ja, ich schreibe noch nicht sehr schnell — am liebsten wäre mir ein Posten bei einem Chef, der stottert." (Fliegende Blätter.)

**Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!**


**Damenbart** von versch. Aerzten erprobt. Sichere Entfernung läst. Haare d. d. weibl. Hek. **Helwakakur.** Sehr bewährt u. a. Preis Brüssel Sept. 32, London März 33. Gold. Medaille. Groß. Dankerfüllte Zuschriften z. f. üb. Dauererfolge. (Ausbleib. d. Nachwuchses). Marke Helwaka m. Stern, reichspatent. Wz. 468509 schützt vor Enttäuschungen. Kleinkur RM 2.75, stark 3.25, l. groß. Fläch. 5.50 u. 6.50, Nachn. Helwaka-Köln 114

**Märkte erschließen ist Aufgabe planmäßiger Werbung!**

**Schlafzimmer** schwere Verarb., 180 cm, 6teilig, eiche geport 260.- RM, echt eiche 368.- RM bar. Ehestandsdarlehen, Teilzahlungen. Fordern Sie Abbildung. Wilhelbrand, Delbrück Möbelwerkstätten

**Schützen Sie Ihre Anpflanzungen gegen Vogelfrass und Wildschäden!** Leichte, baumwollene, gebr. **imprägnierte Fischnetze** sehr gut erhalten, 25 mm Maschenweite, 15-50 m Länge, 3-10 m Breite. Preis 55 Pf. pro kg ab Emden, zuzügl. Porto, verpack. frei. 1 kg. 16 qm Netz. Mindestabgabe 5 kg. **M. v. d. Berg (vm. W. Valk)** Spezialfirma für Fischnetze, EMDEN

**Käse billig** 4 kg Tilsiter Art, halbfett . 4.80 4 kg Holländ. Art, halbfett . 5.60 ab hier Verpack. frei Damke, Hamburg 11/a

**Vergrößern** Sie Ihren Kundenkreis durch die Anzeige in unserer Zeitung

**Heiraten** Mochte nett. Herrn bis 45 J., in sich. Stellung, zwecks **Heirat** kennen lernen. Bin 33 J., 1,68 gr., dunkelbld., angen. Außs., wirtschaftl. u. häusl. Wäscheausst. u. Ersparn. vorh. Off. unt. Nr. 1152/4 „Der 7. Tag", Paderborn.

Landwirtstst. 29 J., kath., mit tadell. Berg. und in allen Zweig. des Hausw. erfahr., g. Wäscheausst. und einige Tsd RM Selbsterspar., wünscht Bek. m. g. Herrn in sicherer Posit. zw. **Heirat** Nur ernstg. Zuschr. mit Bild unt. Nr. 1168/8 „Der 7. Tag", Paderborn.

**Bitte deutliche Schrift** bei Anzeigen-Manuskripten.

Millionen Hausfrauen legen Eier in **Garantol** ein. Die Eier bleiben rein im Geschmack. Das Eiweiß trennt sich leicht vom Dotter und kann zu festem Schnee geschlagen werden. Beutel für 120 Eier 45 Pfg.


## Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf. Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit. 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H. Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl. Paderborn. Hannover 8804.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Joh. Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Dr. Gustav Röttger; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Joh. Link; Bildverantwortl. die Schriftleiter; f. d. Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtl. in Paderborn. Druck u. Verlag: Westfäl. Volksblatt GmbH., Paderborn. Verlagsleitung: Eberhard Wessel, Paderborn. — „Der 7. Tag": I. Vj. 38/30 509. Zurzeit ist Preisliste Nr. 8 gültig.